

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Nordstern

und

Halbmond.

Romantisch-historisches Gemälde aus der neuesten Zeit.

(Als Seitenstück zu dem allgemein beliebten Romane: 1812, von L. Rellstab.)

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1856.



Druck von J. C. H. Rüter.



I.

Es war Nacht und wie eine Todtenklage ertönte das Heulen des Sturmes, welcher über das weitausgedehnte Warschau, mit seinen prachtvollen Palästen und Kirchen, seinen festen Werken und Casernen und mit seiner starken Zwingburg, der Citadelle, Alexanderfestung genannt, dahin brauste, die stolz und drohend durch das nächtliche Dunkel auf die alte Polenstadt herabblickte. Die Straßen waren verödet und nur hier und da wankte ein verspäteter Zechbruder an den Häusern hin, wagte keinen fröhlichen Laut mehr hervorzubringen und bemühete sich ängstlich, eine steife, militairische Haltung anzunehmen, um nicht als Trunkenbold ergriffen und bestraft zu werden. Oder eine verdächtige Gestalt, welche die wilde Sturmesnacht günstig gefunden hatte zur Ausübung lichtscheuer Verbrechen, huschte wie ein Raubvogel durch die dichtesten Schatten, um sich den Luxaugen der Wächter und Polizeispione zu entziehen, die mit kaum hörbaren Schritten herumschlichen und oft plötzlich aus irgend einem düsteren Winkel, oder hinter einem Mauervorsprunge hervorschossen, nächtliche Wanderer anhielten, ausforschten und beim geringsten Verdachte, daß sie sich auf verbotenen Wegen befänden, verhafteten.

Der schöne Sigismundplatz, auf welchem die metallene und vergoldete Statue des Königs Sigismund **III.**, auf hoher Säule steht, traurig herab schauend auf die tiefgefallene, einst so mächtige Residenz des großen Polenreichs, war noch ziemlich hell erleuchtet und in einem zwar nach alter Weise erbauten, aber noch immer prachtvollen Palaste, welcher auf der Westseite des Platzes lag, war die ganze Fensterfront der ersten Etage noch erhellt. Aber im Innern herrschte Todtenstille. Nur zuweilen sah man einen männlichen Schatten an den weißen Gardinen vorüberschweben, oder es trat unten aus dem kleinen Pförtchen, neben dem großen Einfahrtsthore, ein alter Diener heraus, in reicher Livree, dessen graues Haar im Winde flatterte, während er durch das Sturmgebraus nach einer gewissen Gegend lauschte, als ob er von dorther etwas erwartete.

Oben war eben eine Gardine ungeduldig zurückgeschoben worden und ein noch ziemlich junger Mann schauete durch das Fenster in die Nacht hinaus, jedoch ohne es zu öffnen, als auch unten der alte Diener wieder heraustrat und sein Horchen wiederholte. Diesmal schien er auch wirklich etwas zu vernehmen, denn rascher Hufschlag und das Rollen eines Wagens wurden hörbar. Aber das Geräusch schien noch keinen freudigen Eindruck auf ihn hervorzubringen, eine bange Erwartung malte sich vielmehr in seinen Zügen und ein leises Zittern bebte durch alle seine Glieder. Rasch zog er sich zurück in den Palast und auf seinen Ruf stürtzten mehre Stallleute herbei, welche augenblicklich das große Einfahrtsthor öffneten. Ein eleganter Reisewagen, mit

Laternen versehen, von vier schnaubenden Rossen gezogen, rollte jetzt heran und der bärtige Kutscher lenkte im vollen Carriere in die Einfahrt hinein, wo er mit kräftigem Zügeldruck die Pferde augenblicklich zum Stehen brachte. Der Wagen hielt vor der Marmortreppe, die zur ersten Etage führte, und eilig stieg der junge Mann herab, welcher in den obern Zimmern verweilt hatte.

„Mutter! Mutter! Dem Himmel sei Dank, daß ich Sie wieder sehe!“ rief er anscheinend in großer Bewegung, indem er den Schlag aufriß, in den Wagen hinein.

Die männliche und weibliche Dienerschaft aber, die sich um den Wagen gesammelt hatte, stand lautlos und ehrerbietig. Sie wagte keinen Willkommensgruß, keinen Laut der Freude, sie schien nur Befehle zu erwarten.

Eine hochgewachsene, ältliche Dame, welche neben einer gleichfalls bejahrten Gesellschafterin saß, schlug jetzt die Tücher und die Decken zurück, in welche sie eingehüllt war, erhob sich von dem schwellenden Polstersitze des Reisewagens, und indem sie dem jungen Manne, der sie zuerst begrüßt hatte, die Hand reichte, sprach sie, einen finstern, forschenden Blick auf ihn richtend: „Hast Du schon gefürchtet, mein Sohn, mich nicht wieder zu sehen?“

Der Angeredete wich ihrem Blicke aus und stammelte in sichtbarer Verlegenheit: „Die Verzögerung Ihrer Rückkehr, die Gemüthsbewegung, in welcher Sie abreisten, der traurige Beweggrund dieser weiten Reise,

und vor Allem die Ungewißheit, ob Ihr edles Mutterherz den Zweck derselben erreichen würde, dies Alles erfüllte mich allerdings mit bangen Besorgnissen."

Noch einen ernsten Blick, welcher ein gewisses Mißtrauen in die Lauterkeit seiner Theilnahme verrieth, ließ sie an ihm vorübergleiten und sprach dann, einen Seufzer unterdrückend: „Führe mich in mein Zimmer, Casimir." Sie war indessen aus dem Wagen gestiegen und sich auf den Arm ihres Sohnes stützend, stieg sie die Marmortreppe hinauf, blieb aber, als sie kaum die zehnte Stufe erreicht hatte, wieder stehen und zurückblickend rief sie hinab: „Du kannst mir folgen, Dominik."

Der alte Diener, welcher vorhin ihrer Ankunft mit so großer Ungeduld entgegen gelauscht und seinen Blick von dem Gesichte seiner Herrin nicht abgewendet hatte, als ob er irgend eine freudige Nachricht oder eine Trauerbotschaft aus ihren Zügen hätte herauslesen wollen, zuckte jetzt freudig zusammen und folgte ihr mit einer fast jugendlichen Lebendigkeit.

Die Gesellschafterin blieb zurück, um das Auspacken des Wagens anzuordnen und zu beaufsichtigen, und die Dienerschaft, welche nicht dabei beschäftigt war, zerstreute sich leise, auf den Zehen fortschleichend.

Als die Gräfin Krasinska am Arme ihres Sohnes ihre Zimmer erreichte, die hellerleuchtet und bis in die kleinsten Einzelheiten zu ihrem Empfange vorbereitet waren, ließ sie einen zufriedenen Blick umherschweifen und sprach dann zu ihrem Sohne: „Ich sehe, Du hast gestern durch den Telegraphen meine Anzeige

erhalten, daß ich in dieser Nacht wieder zurückkehren würde, in den Palast unsrer Ahnen."

Casimir hatte seine Mutter zu einer Causseuse geführt, und einige Schritte entfernt von ihr stehen bleibend, entgegnete er mit dem Ausdrucke eines leisen und schmerzlichen Vorwurfs: „Allerdings habe ich die Anzeige Ihrer Rückkehr durch den Telegraphen erhalten, das erste und einzige Lebenszeichen, welches Sie mir seit Ihrer Abreise nach St. Petersburg zukommen ließen. Hatte ich es nun schon schmerzlich empfunden, daß Sie mein kindliches Gefühl auf eine so harte Probe zu stellen beliebten, so empfand ich es beinahe noch schmerzlicher, daß Sie auch meinem Bruderherzen keinen Trost gewährten und der Anzeige Ihrer Rückkehr keine Sylbe hinzufügten: ob Ihre Bemühungen beim Kaiser von Erfolg gekrönt worden sind?"

Sie heftete ihre Augen wieder forschend auf ihn und erwiderte dann mit einem wehmüthigen Lächeln: „Nun, so muß ich mich ja wohl beeilen, Dein Bruderherz zu beruhigen. Der Kaiser hat mir die Begnadigung meines unglücklichen Stanislaus gewährt —"

Hier wurde sie unterbrochen durch einen lauten Freudenruf des alten Dominik, welcher ehrfurchtsvoll an der Thür stehen geblieben war und in der gespanntesten Erwartung den Worten seiner Gebieterin gelauscht hatte. Indessen gewann Casimir Zeit, der durch diese Nachricht keineswegs freudig überrascht zu sein schien, gleichfalls einen Ausbruch der Freude recht täuschend zu erkünsteln. Die Gräfin aber schien durch die Unterbrechung durchaus nicht verletzt worden zu sein, sondern

warf vielmehr dem alten Diener einen recht wohlwollenden, freundlichen Blick zu, der jetzt die gefalteten Hände zu seiner Gebieterin erhebend, um Verzeihung zu b tten schien, für die Dreistigkeit, die er sich erlaubt hatte.

Bald aber umzog die Stirn der Gräfin wieder eine finstere Wolke und in einem beinahe zitternden Tone fuhr sie fort: „Doch es ist nur eine Begnadigung, wie sie ein absoluter Militairstaat eben verleiht. Das entsetzliche Urtheil meines unglücklichen Stanislaus, welches ihn seines Ranges entkleidete, seiner Erbansprüche beraubte und ihn zeitlebens nach Sibirien verbannte, wo er sein junges Leben unter den grausamsten Mißhandlungen hätte hinschleppen müssen, ist cassirt. Doch unter der unerläßlichen Bedingung, daß er sogleich in das russische Heer eintritt. Mein Sohn, ein G af Krasinski, wird also als gemeiner Soldat unter der russischen Fahne dienen müssen. Fühlst Du es mit mir, Casimir, welche Folter in dieser Begnadigung liegt, für ein polnisches Mutterherz?“

Ihr Sohn, welcher vielleicht weniger von dieser Folter fühlen mochte, küßte ihr mit einer Bewegung der Theilnahme die Hand.

„Doch danke ich Gott!“ fuhr sie fort, „daß ich wenigstens so viel erreichte und auch Stanislaus wird vernünftig sein und nicht wiederstreben, von zwei Uebeln das Kleinste zu wählen. Auch im gemeinen Soldatenrocke wird er Graf Krasinski bleiben und wenn der Heldengeist seines Vaters ihm zur Seite steht, wird er sich muthig bald emporschwingen zu einem Range wie er seiner Geburt würdig ist. Der Kaiser hat mir

zugestanden, ihn diese Nacht im Palaste seiner Väter zu begrüßen, doch morgen früh schon wird er eingekleidet, um wenige Stunden später nach der Krim abzugehen."

Der alte Dominik, welcher immer noch an der Thür stand, und sein graues Haupt vorgebeugt, jedes Wort seiner Herrin belauschte, stürzte jetzt plötzlich zu ihren Füßen nieder und den Saum ihres Kleides küssend, rief er in heftiger Bewegung: „O, gnädige Gräfin! Lassen Sie mich mit ihm ziehen! Ich habe in meiner Jugend zwanzig Jahre lang als Soldat gedient, habe als Unteroffizier meinen ehrenvollen Abschied erhalten, man wird mich gern wieder eintreten lassen in die Armee, denn ich bin trotz meines Alters noch rüstig und gesund und an allen Strapazen gewöhnt. Ich werde wachen über meinen lieben, jungen Herrn, an dem ich ja doch mit ganzer Seele hänge, wie ein Vater über seinen Sohn. Ich will mich mißhandeln lassen für ihn, ich will in der Schlacht an seiner Seite stehen, will ihn decken mit meiner Brust, will ihn pflegen, wenn er krank ist — heil'ger Gott! Ich will mein Leben für ihn lassen tausendmal! Ja, das will ich, so wahr mir der Herr helfe in meiner letzten Stunde!"

„Steh' auf und gieb mir Deine Hand, mein alter, guter Dominik, ich danke Dir!" sprach die Gräfin tiefbewegt. „Wir sprechen später mehr davon. Jetzt sehnt sich mein Herz, meinen Stanislaus zu sehen und die wenigen Stunden mit ihm zu verleben, ehe wir uns auf lange Zeit, vielleicht — für ewig trennen. Beeile Dich deshalb, Casimir, ihn aus seinem Kerker

zu befreien und in meine Arme zu führen. Dominik mag Dich begleiten. Hier ist der kaiserliche Befehl, den ich durch meine Bitten errungen habe.“ Sie überreichte ihm ein Papier, welches sie aus ihrem Busen zog, und ein Wink drängte ihn zur Eile. Casimir jedoch blieb zögernd stehen und bemerkte endlich: „Aber es ist Nacht; wird man mir um diese Stunde die Pforten des Gefängnisses öffnen?“

Beinahe zürnend blickte die Mutter auf ihn und eine hohe Röthe flammte über ihr bleiches Antlitz, indem sie ihm entgegnete: „Du bist ein Graf Krasinski und hältst einen kaiserlichen Befehl in Deiner Hand; was zagst Du noch! Weißt Du nicht, daß ein kaiserlicher Befehl jede Pforte öffnet, gleichviel ob die Sonne scheint, oder die Schatten der Nacht über uns lagern? Es gilt Deiner Mutter Sehnsucht zu stillen und Du zauderst? Gieb her den Freibrief, ich will selbst gehen!“

Jetzt aber trat Casimir mehrere Schritte weit zurück, steckte das Papier zu sich und sprach hastig: „O, Mutter, wie sehr mißverstehen Sie mich. Ich zage nicht, ich zögre nicht, ich eile Ihren Wunsch zu erfüllen.“ Und rasch entfernte er sich. Wenige Minuten später sah man ihn mit dem alten Diener, welcher indessen eine Laterne angezündet hatte, aus dem Palaste eilen. Nachdem sie mehrere Straßen durchschritten, erreichten sie auch schon das Criminal-Gefängniß, ein von hohen Mauern umgebenes, weitausgedehntes finsteres Gebäude.

Die Gräfin hatte sich in ihrer Zuversicht nicht getäuscht, denn das Zauberwort: „Ein kaiserlicher Befehl!“

öffnete dem jungen Grafen wirklich schnell genug die verschlossenen Pforten; ja, es bahnte ihm sogar den Weg bis zum Gefängniß-Gouverneur, welcher sich noch nicht zur Ruhe niedergelegt hatte. Er empfing Casimir in seinem Wohnzimmer, während Dominik auf dem finstern Corridor harrend zurückblieb. Es war für den Gouverneur, der als alter, ausgedienter Major eines Infanterie-Regiments, zu diesem Posten befördert worden war, durchaus kein seltenes Ereigniß, mitten in der Nacht einen kaiserlichen Befehl, irgend einen seiner Gefangenen betreffend, zu empfangen. Größtentheils aber waren diese Ordres dahin gerichtet, irgend einen Unglücklichen im Gefängnisse einem nächtlichen Transporte zu übergeben, zur Ueberlieferung nach Sibirien. Deshalb zeigte sein wettergebräuntes, runzelvolles Antlitz auch ein gewisses Erstaunen, als er jetzt die sogenannte Begnadigung las. Auch schwieg er noch mehrere Minuten lang, als er bereits zu Ende gelesen hatte und schien sein Verhalten, welches er beobachten sollte, erst reiflich zu überlegen.

„Hm! Hm! Ja, ja!“ rief er endlich. „Ich darf Ihnen allerdings den Gefangenen auf der Stelle ausliefern, Herr Graf, aber nur gegen Ihre schriftliche Bürgschaft, daß sich Ihr Bruder morgen früh, noch vor zehn Uhr, bei der Rekrutirungs-Commission als Rekrut stellt.“

„Genügt Ihnen mein Ehrenwort nicht?“ entgegnete Casimir empfindlich.

Der Gouverneur erwiderte jedoch ziemlich kurz: „Alle Achtung vor Ihrem Ehrenworte, allein mein

Dienstreglement schreibt mir in solchem Falle schriftliche Bürgschaft vor. Nehmen Sie gefälligst Platz, die Akte wird sogleich entworfen sein.“ Er setzte sich an sein Pult und in wenigen Minuten war das Document ausgefertigt, durch welches sich Casimir nicht allein mit seinem Hab' und Gute, sondern auch mit seinem Blute und Leben für seinen Bruder verbürgen mußte, damit dieser die Vergünstigung erhielt, wenige Stunden bei seiner Mutter zubringen zu dürfen. Nur mit sichtbarem Widerwillen unterzeichnete der junge Graf seinen Namen, worauf der Beamte sich bereit erklärte, ihm selbst den Gefangenen zu übergeben. Die Schlüssel aller Kerkerzellen waren während der Nacht, nach der Nummer, in seinem Zimmer aufgehängt und indem er den Schlüssel ergriff, der mit 56 bezeichnet war, bat er den Grafen ihm zu folgen. Da sie auf dem Corridor Dominik mit seiner Laterne noch vorfanden und Casimir erklärte, daß er ein Diener seines Hauses sei, so ließ ihn der Gouverneur vorleuchten und alle Drei wendeten sich nun rechts, nach einem fast unabsehbaren Gange, wo sich eine Menge, mit größter Vorsicht verwahrter, eiserner Thüren befanden. Vor der mit der Nummer 56 bezeichneten Thür blieb der Beamte stehen und öffnete dieselbe langsam und bedächtig. Der alte Dominik zitterte vor freudiger Ungeduld seinen jungen Herrn wieder zu sehen, doch der leibliche Bruder desselben blieb kalt und schaute finster vor sich hin.

Endlich rasselten die eisernen Stangen und Schlösser zum letzten Male, die Thür sprang auf, sie traten hinein und dumpfe Kerkerluft wehete ihnen entgegen.

Der alte Diener hob mit bebender Hand seine Laterne hoch empor, um den Schein derselben über den engen Raum auf einmal leuchten zu lassen und seinen geliebten Herrn um so früher zu schauen. Ein schauerliches Kettengerassel deutete ihm die Richtung an, wo er ihn zu suchen habe.

Auf einem eisernen Bettgestelle, welches nur eine Strohmatratze und ein Kopfpfuhl enthielt, lag der Gefangene, mit Ketten an die Wand geschlossen und in eine wollene Decke eingehüllt. Durch das Geräusch, welches die Oeffnung der Thür verursacht hatte, war er aus einem unruhigen Schlafe erweckt worden und erhob sich jetzt. Auch unter der grauen, grobwollenen Gefängnißkleidung, die er trug, erkannte man auf den ersten Blick den edeln Polen, denn die Nationalzüge seines Volksstammes waren in wahrhaft aristokratischer Vollendung in seinem Antlitze ausgeprägt. Weder der eiserne Reifen, den er um den Leib trug, noch die schweren Ketten, die Hände und Füße fesselten, hatten seine Haltung gebeugt, und der Adel seiner Heldengestalt trat noch ungeschwächt hervor, als er sich aufrichtete, um mit einem finstern Staunen, so weit es seine Fesseln erlaubten, den Eintreten entgegen zu schreiten.

„Ich errathe, was Sie zu mir führt, Herr Gouverneur," rief er diesem mit großer Fassung zu. „Mein Urtheil soll vollzogen werden und der schwarze Leichenwagen, der mich nach Sibirien transportiren soll, harret mein in dunkler Nacht. Das klingt allerdings schauerlich genug, doch mein Polenherz erzittert nicht und Sie finden mich bereit. Jetzt zu Dir, Bruder Casimir.

Es ist freundlich von Dir, daß Du gekommen bist, um mir die Hand zum Abschiede zu bieten, aber um des Himmelswillen! sage mir vor Allem: wie es unsrer guten Mutter ergeht?"

Casimir, welcher ihm jetzt wirklich die Hand reichte, berichtete ihm nun Alles: daß seine Mutter eben aus Petersburg zurückgekehrt sei, wo es ihr gelungen den Kaiser zur Cassirung seines Urtheils zu bewegen und ihm zum Militairdienste im russischen Heere zu begnadigen. Auch fügte er hinzu, daß sie dringend wünsche, er möge sich dieser Umwandlung seiner Strafe nicht widersetzen, sondern in ihre Arme eilen, um die wenigen Stunden, die ihm bis zu seiner Einstellung vergönnt wären, bei ihr zuzubringen.

Ein furchtbarer Kampf schien sich allerdings in Stanislaus Innerem zu entwickeln; denn die Entziehung seines Ranges und Erbes, die Verbannung nach Sibirien erschien ihm kaum härter, als ein Eintritt als gemeiner Soldat in die russische Armee. Doch der Gedanke an seine Mutter schlichtete schnell den Streit, der in ihm tobte. Hatte doch ihre Mutterliebe diese Umwandlung seines Schicksals errungen und eine Zurückweisung würde ihr Herz schwer verletzt haben. Schon die Aussicht, die edle Frau, an welcher er mit der vollen Gluth seiner kindlichen Gefühle hing, noch in dieser Stunde wiederzusehen, erleichterte ihm die Entscheidung und obgleich er einen tiefen Seufzer nicht zu unterdrücken vermochte, erklärte er sich bereit, seinem Bruder zu folgen, der ihm jetzt auch die Art

und Weise erklären zu müssen glaubte, in welcher er Bürgschaft für ihn geleistet hatte.

Stanislaus schien jedoch auf diese Mittheilung kaum zu achten, denn eine unbezähmbare Ungeduld hatte sich seiner indessen bemächtigt, den Kerker zu verlassen, und der Gouverneur, der ihn jetzt selbst seiner Ketten entledigte, schien ihm viel zu langsam dabei zu Werke zu gehen. Da sprang der alte Dominik, welcher es kaum hatte über sich gewinnen können sich an der Thür zurück zu halten, herbei und rief, während helle Thränen in seinen Augen perlten: „O, Herr, Herr! Lassen Sie mich helfen!“ Zugleich ergriff er die Ketten mit einer Hast und Wuth, als hätte er sie zerbrechen wollen, aber der Gouverneur stieß ihn mit aufgehobenem Fuße zurück, wie einen Hund, der durch seine Annäherung lästig fällt und sprach zornig; „Laß die Hand davon, vorwitziger Bursche. Wir können hier nur Schließer brauchen, aber keine Kettenbrecher. Leuchte!“

Der alte Diener folgte dem Befehle und Stanislaus, der ihn jetzt erst erkannte, belohnte ihn reichlich für die rohe Mißhandlung, die er eben erfahren, indem er ihm die Hand reichte und seine Freude aussprach ihn wiederzusehen, wodurch er den treuen Dominik gar hoch beglückte.

Endlich war der Gefangene seines traurigen Geschmeides ganz entledigt und sich schüttelnd und sich hoch aufrichtend, als ob er seiner drückendsten Last entledigt worden wäre, drängte er zum Aufbruche, nachdem er kurzen Abschied vom Gouverneur genommen. Dominik warf ihm einen Mantel, den er mitgebracht

hatte, über die graue Gefängnißkleidung und einige Minuten später hatten die Brüder und der alte Diener das schauerliche Gebäude verlassen. Kaum aber hatte Stanislaus zwanzig Schritte zurückgelegt auf der Straße, als er plötzlich stehen blieb und zum nächtlichen Himmel emporschauend, ausrief: „Gellt mir schon wieder das wilde Sturmgeheul in die Ohren, beim ersten freien Schritte, den ich thue? Hängen noch immer die schwarzen Wetterwolken über meinem Haupte? Trauriges Bild meiner Zukunft, ich verstehe Dich! Wo ist mein Stern? Mein lieber, trauter Hoffnungsstern, der mir manchen tröstenden Lichtstrahl gespendet hat, in langer Kummernacht!“ Fast in demselben Augenblicke trat der Venusstern hell und glänzend hinter einer dunkeln Wolke hervor und schien freundlich leuchtend ihm auf seiner stillen Bahn entgegen zu schreiten. „Ha, da bist Du ja, Trostspender! Lebenslicht meiner Seele!“ fuhr Stanislaus fort in schwärmerischen Entzücken, sobald er das glänzende Gestirn erblickte. „Wohin führst Du mich? Zu ihr — zu ihr — wie kann ich fragen?“ Und sich rasch nach einer Seitenstraße wendend, sprach er zu seinem Bruder: „Geh nur langsam voraus, Casimir, mit dem Alten. Ich muß erst meinem Sterne folgen, doch treffe ich in wenigen Minuten wieder mit Dir zusammen.“

Casimir erschrak sichtbar über dies Verlangen, denn er hatte des Bruders excentrische Reden nicht verstanden und stammelte jetzt verlegen: „Aber bedenke doch — die Bürgschaft, die ich geleistet, wenn Dir ein Unglück geschehe, während ich Dich verließe—“

„Genug!“ unterbrach ihn Stanislaus offenbar verletzt, denn er hatte es wohl durchschaut, daß sein Bruder Mißtrauen gegen ihn hegte. „Du sollst mich begleiten, mag sich Dir jetzt das Geheimniß enthüllen, das ich Dir bis jetzt verborgen hielt. Mag es auch die Welt erfahren; gehe ich doch eben, um den bittern Abschiedskelch zu leeren und das Band zu lösen für ewig, das mich mit der seligsten Wonne erfüllte. Folgt mir nur!“ Und ohne weiter die Einwilligung Casimirs abzuwarten, nannte er Dominik eine nahegelegene Straße und dieser schritt rüstig mit der Laterne voraus.

Schweigend hatten sie ihren Weg fortgesetzt und plötzlich blieb Stanislaus vor einem kleinen, freundlichen Hause, mit einem reizenden Gärtchen umgeben, stehen, welches in einer Straße lag, an deren Ende sich das große, ehemals königliche Hoftheater erhob. In der ersten Etage des freundlichen Hauses dämmerte noch ein Licht und indem der Befreite zu dem Bruder und dem Diener sprach: „Harret hier meiner, ich kehre bald zurück,“ stieg er über das niedrige Gitter des Vorgartens und ließ dicht unter dem erleuchteten Fenster einen dreimal wiederholten, lieblichen Flötenlaut vernehmen, der dem Schlage einer Nachtigall glich. Augenblicklich wurde das Fenster hastig geöffnet und ein reizendes Lockenköpfchen schaute heraus und rief in einem jubelnden Tone: „Heil'ger Gott! Er ist's! Er ist's!“

Wenige Minuten später wurde die Hausthür geöffnet und Stanislaus schlüpfte hinein, von zwei vollen schneeweißen Armen umfangen. Wenige Augenblicke

später befand er sich in einem kleinen, reizenden Boudoir, wo zwar eine liebenswürdige Unordnung herrschte, doch kein einziger Gegenstand sichtbar wurde, welcher das Auge beleidigt oder das Gefühl des Anstandes verletzt hätte.

„Mein Himmel! Wie faß' ich denn mein Glück!" rief das junge Mädchen leidenschaftlich, indem sie ihn mitten im Zimmer festhielt und sich zärtlich an ihn schmiegte. „Laß Dich anschauen, mein Stanislaus! Bist Du es denn auch wirklich? Neckt mich denn kein böser Traum, daß Du am Ende wie ein Schatten zerrinnst in meinen Armen? Nein, Du bist's! Ich umfasse Dich, ich hänge an Deinem Halse — o, heil'ger Gott! wie glücklich bin ich! Hast Du Deine Ketten gebrochen, bist Du entflohen aus Deinem schmachvollen Gefängnisse — suchst Du ein Asyl? — bleibe hier, ich verberge Dich! Meine Liebe wird Dich schützen und wenn es mein Leben kostet, ich trotze Deinen Verfolgern!"

Stanislaus hatte einen Blick tiefempfundenen Entzückens auf ihr reizender Antlitz gerichtet und schwelgte im Anschauen. Noch war er so heiß bewegt, daß er keine Antwort fand auf ihre drängenden Fragen und sich nur an dem Silberklange ihrer Stimme ergötzte, der plötzlich all' die süßen Melodieen seines Herzens wieder wach rief, welche das Kettengeklirr in seinem finstern Kerker erstickt hatte. „Georgine!" rief er endlich. „Ich bin nicht entflohen — ich bin freigelassen und mein erster Weg führt mich zu Dir! Doch um Gotteswillen! juble nicht zu früh, mein armes Kind.

Ich bin frei gelassen, doch nur auf wenige Stunden, um morgen schon einem Sclavendienste mich zu beugen, gegen den sich der sclavgeborne Neger selbst empören würde. Ich bin begnadigt worden zum Militairdienste in der russischen Armee. Weißt Du auch, geliebtes Kind, was das heißt? Das heißt: ich soll keinen eignen Willen mehr haben, selbst meine Gedanken soll ich ersticken und in Blödsinn und thierische Dummheit versinken. Meinen Körper soll ich brauchen lassen als Maschine, soll mich nach dem Willen eines Vorgesetzten drehen und wenden, morden und rauben, lachen oder weinen, tanzen oder stillstehen, mich verwunden oder tödten lassen, ohne fragen zu dürfen, warum und wofür? Jedem Schatten von Ehrgefühle soll ich entsagen, soll mich bedanken für die niederträchtigsten Mißhandlungen, und die Hand küssen, die mich schlägt; weniger Rechte soll ich haben, als der Hund; denn ich werde meinen Peinigern nicht einmal die Zähne zeigen dürfen, werde nicht murren dürfen, wenn mir auch das himmelschreiendste Unrecht geschieht. Zusammengekettet mit der stumpfen, viehischen Gemeinheit, werde ich mein Leben hinbringen in Nacht, Schmutz und Elend und meine Seele wird keinen andern Wunsch mehr hegen, als — Wahnsinn!“

Georgine war todtenbleich geworden, während seiner heftigen Rede und er mußte sie zur Causseuse führen, denn sie vermochte sich nicht länger aufrecht zu erhalten, so fest sie ihn auch mit ihren Armen umklammert hatte. Mehrere Minuten lang lag sie dort regungslos, die gefalteten Hände gegen ihre Brust gedrückt und die hellen Thränen rannen unaufhaltsam über ihre Wangen.

So bot sie das Bild einer wahrhaft rührenden Schönheit und Stanislaus stand vor ihr mit untergeschlagenen Armen und schien sich in wehmüthigem Entzücken nicht losreißen zu können von ihrem Anblicke. Endlich aber beugten sich unwillkürlich seine Kniee und sich vor ihr niederwerfend, ergriff er ihre Hände und sie feurig küssend, fuhr er fort: „Du kennst jetzt mein Schicksal, Du weißt, welcher Zukunft ich entgegen gehe. Der niedrige Sklavendienst, dem ich mich verpflichten muß, zerreißt alle Bande, die mich bisher an Stand und Gesittung, an fühlende Herzen, an Wünsche und Hoffnungen knüpften. Auch unser Bündniß, theure Georgine, das mich so unaussprechlich beglückte, das mir wahrhaft himmlische Lichtstrahlen sendete in die Nacht meines Lebens, ist zerrissen auf immer und ewig. Wir müssen uns trennen, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen! Feierlich gebe ich Dir Deinen Eid zurück, den Du mir freiwillig geschworen; mir ewig Deine treue Liebe zu widmen, auch wenn sich niemals eine Aussicht bieten sollte, offen vor den Augen der Welt unser Bündniß weihen zu lassen. Du bist frei, ganz frei von diesem Augenblicke an; denn es wäre ungerecht und grausam, wollte ich durch jenen Eid Dein Herz verschließen, um für mich allein den reichen Schatz Deiner Liebe darin zu bewahren, da ich Aermster doch niemals mehr im Stande sein werde ihn zu heben und mich seines hohen Werthes zu erfreuen. Sei frei, Georgine! Die Zukunft lehre Dich — vergessen und glücklich sein, auch ohne die Erfüllung unserer süßen Träume.“

Lange schaute ihn Georgine mit einem unaussprechlich schmerzlichen Blicke an, dann sprach sie: „Ich habe nicht getändelt mit meinem Eide! Mein Schwur reicht über das Grab hinaus; Du bist meine erste Liebe und wirst auch meine einzige bleiben. Ich erkenne Deinen Edelmuth, durch den Du mein Herz zu befreien gedenkst, von seinen heiligen Verpflichtungen; aber ich hätte nie geglaubt, daß auch selbst der Edelmuth grausam sein könnte. Hast Du nicht bedacht, daß Du mit meinem Eide auch alle Hoffnungen herausreißest aus meinem Herzen? daß Du eine öde, wüste Leere, die mich zur Verzweiflung treiben müßte, heraufbeschwören willst in meiner Brust, durch Deinen Wunsch Dich zu vergessen. Wie unwürdig müßte ich mir selbst erscheinen, jemals wieder eine Freudenblume der Zukunft zu pflücken, könnte ich die reichen, himmlischen Blüthen der Vergangenheit, die mir Deine Liebe gewährte, aus meinem Gedächtnisse verbannen. Dein hartes Schicksal Stanislaus, kann unsere Personen trennen, aber nimmermehr unsere Seelen von einander scheiden. Drum laß mir meinen Eid! Er ist die demantene Kette, die mich an die Welt fesselt; ohne ihn erscheint mir das Leben zwecklos, leer und todt. Und welchen Trost vermöchte ich Dir mitzugeben, Du Unglücklicher, in das unabsehbare Meer des Elends und der Gefahr, in welches Du Dich stürzen mußt, als eben diesen Eid? Der Gott, der ihn hörte, als ich ihn schwur im höchsten Glücke, müßte mich verdammen, wollte ich ihn zurückziehen, da ich Dich so tiefgebeugt, so hoffnungslos erblicke. Drum nimm ihn mit Dir, Stanislaus! Er möge Dein Haupt er-

heben wenn Dein Sklavendienst es beugt, er möge wie ein Balsamhauch Deinen Geist kräftigen und stärken, daß er nicht der Verzweiflung zum Raube wird; er möge Dir Licht verleihen in allen trüben Stunden und Dir freundlich leuchten, auf Deinem rauhen Pfade, wie ein einsamer Stern in dunkler Nacht."

Da perlten auch in den Augen des stolzen Polenjünglings helle Thränen und von der tiefsten Bewegung erfaßt, rief er aus: „Wohl! So soll es sein! Freiwillig hast Du geschworen und freiwillig sollst Du Deinen Eid zurücknehmen, wann Du willst. Jetzt aber laß mich ihn noch mit hinwegnehmen, als Stab und Stütze auf meiner trostlosen Pilgerfahrt; er soll mich begleiten, wie den armen Bettler das Bildniß seines Schutzheiligen. Und nun Geliebte, laß uns schnell von einander scheiden; denn ich fühle, daß ich schwächer werde, als ein Kind. Lebe wohl, Georgine! O, wie tief beschämst Du durch Deinen treuen Sinn so viele hochgeborne Damen und in keiner fürstlichen Brust hat jemals ein edleres Herz geschlagen, als in der Deinigen. Leb' wohl! Leb' wohl! Dein gedenken will ich und wenn der Tod in tausend Gestalten mich umringt. Meine Mutter und Du, Ihr Beide sollt von heute an allein in meinem ausgestorbenen Herzen wohnen und mit Euren Namen auf den Lippen soll mein letzter Todeshauch verwehen! Lebe wohl!"

In demselben Grade aber, als der bittere Abschiedsschmerz das Herz des stolzen, starken Mannes erweichte, schien dasselbe tiefe Weh die Gefühle in des zarten Mädchens Brust mit hohem Muthe zu entflammen. Mit

einer seltenen Willenskraft gebot sie dem Strome ihrer Thränen Einhalt und wie ein heiliges Feuer blitzte es aus ihren Augen, als sie wie begeistert sprach: „Nicht so, mein wackerer Stanislaus! Wie vermöchten es zwei schwache Frauen Dein großes, edles Herz allein auszufüllen? Du sollst Deine Mutter lieben und mich, doch auch — unser unglückliches Vaterland. Diese dreieinige Liebe geleite Dich und sie wird Dich erheben in Demüthigung, Noth und Gefahr. Wir müssen uns trennen; aber Du sollst mich nicht schwach sehen, Stanislaus. Ich will keine Thräne mehr vergießen und lächelnd, wie ein Kind, das im Traume den Himmel schaut, will ich Dich aus meinen Armen entlassen, denn ein starkes, mächtiges Gefühl sagt mir: wir werden uns wiedersehen!"

„Das walte Gott!" sprach der junge Graf feierlich. „Habe Dank, daß Du mir den Muth der Liebe zeigst, in dieser bittern Stunde, wo der Liebe und des Lebens Leid mir die in Ketten selbst bewahrte Kraft zu brechen droht. Kann ich auch Dein Vorgefühl des Wiedersehens nicht theilen, so will ich Dir es doch auch nicht verbittern durch Unglauben. Mög' es Dich nicht täuschen, mein geliebtes Kind! Und nun — laß mich zur Mutter gehen; sie harret mein mit schmerzlicher Sehnsucht."

„Geh' — mit Gott! Geliebter!" entgegnete sie mit fester Stimme. Noch eine kurze, heiße Umarmung und Beide trennten sich. Stanislaus stürzte eilig aus dem Hause; Georgine winkte ihm noch einmal mit der Hand und als er mit seinen Begleitern draußen in der Nacht verschwunden war, wankte sie in ihr Zimmer zurück.

Wohl preßte ihr der Schmerz jetzt neue Thränen aus; doch es gelang ihr wieder sie gewaltsam zu unterdrücken. Sie stützte ihr reizendes Lockenköpfchen in die Hand und verfiel in ernstes, tiefes Sinnen. So saß sie lange, doch endlich schien es, als ob ein Strahl der Freude den trüben Schleier der Wehmuth durchblitzt hätte, der ihr schönes Antlitz verhüllte. Sie sprang auf, öffnete das Fenster und rief fast jubelnd in die stürmische Nacht hinaus: „Stanislaus! Wir sehen uns wieder!“ —

Indessen hatten die beiden Brüder mit dem alten Diener den gräflichen Palast auf dem Sigismundplatze erreicht. War die Herrin desselben, als sie vorhin von ihrer Reise zurückkehrte, durch den Empfang ihres Sohnes Casimir nicht veranlaßt worden, die Haltung der stolzen, hochgebornen Dame abzulegen, so trat jetzt, als sie ihren erstgebornen Sohn Stanislaus in ihre Arme schloß, das warme Muttergefühl um so lebhafter hervor. Sie hielt ihn lange zärtlich umschlungen und überließ sich mehrere Minuten lang, ohne an die, in wenigen Stunden wieder bevorstehende Trennung zu denken, ganz der Wonne des Wiedersehens. Auch Stanislaus zeigte die innigste Rührung, denn er hing mit unendlicher Liebe an seiner Mutter und Beide vermochten lange Zeit kein anderes Wort zu wechseln, als die kurzen Ausrufungen ihrer Freude, ihrer zärtlichen Empfindungen. Casimir hatte sich in auffallender Weise fast theilnahmlos in ein Fenster zurückgezogen, während der alte Dominik mit gefalteten Händen an der Thür stand, seinen Blick nicht abwendete von den Wiederver-

einigten und heiße, schwere Thränen freudiger Rührung dabei in seinen grauen Bart herabrollten. Doch schon das Aeußere der beiden Brüder ließ auf die Verschiedenheit ihrer Charaktere schließen. Stanislaus war hoch gewachsen, eine kräftige Heldengestalt, ein wahres Ideal des edeln Stammes, dem er entsprossen. In jedem Zuge seines schöngeformten Gesichtes sprachen sich die aristokratischen Tugenden in ihrer edelsten Bedeutung aus. Ein männlicher Ernst lagerte auf seiner kühn gewölbten Stirn, Muth und Entschlossenheit blitzten aus seinen Augen, die sein ungezähmter Freiheitssinn gewöhnt hatte, frei um sich zu schauen. Wenn sich die feinen Züge um seinen mit einem glänzenden Barte geschmückten Mund zu einem Lächeln gestalteten, so sprachen sich ein seltener Geistesreichthum und eine tiefe Herzensgüte darin aus, und wenn er sinnend vor sich hinblickte, da umschleierte nicht selten eine schmerzliche Wehmuth seine Züge, um sein geknechtetes Vaterland. Eine edle Mutter mußte einen solchen Sohn lieben, trotz des schweren Kummers, den er ihr bereitete. Er hatte es mit einer Entschiedenheit, die ihn an sich schon verdächtigte, verschmäht, sich den russischen Gewalthabern in Warschau, oder gar dem kaiserlichen Hofe in St. Petersburg zu nähern. Deshalb sah er sich auch nur auf einen kleinen Kreis ihrem Vaterlande treu gebliebener Polen beschränkt, die unter der Last des Joches, welches sie trugen, doch nimmer die Hoffnung aufgegeben hatten, den Tag der Befreiung Polens heraufdämmern zu sehen. Ja, sie hatten sogar den Schall des Kriegsrufes für das günstigste Signal zu einer allge-

meinen Erhebung gehalten. Doch ihr Plan war im Keime erstickt worden; denn ihre Verschwörung wurde schändlicher Weise verrathen, und besonders durch die Entwendung mehrerer wichtiger Papiere, welche Stanislaus in Verwahrung gehabt hatte, sahen sich die Theilnehmer unvermuthet entdeckt und schwer compromittirt. Sie wurden sämmtlich in einer und derselben Nacht verhaftet, und die meisten waren bereits verurtheilt und nach Sibirien abgeführt worden. Nur Stanislaus und ein junger deutscher Arzt, Albert Heiter, welcher mit in die Verschwörung verwickelt gewesen war, erwarteten noch die Vollziehung ihres Urtheils im Criminalgefängnisse zu Warschau.

Casimir hingegen, der zweite Sohn der Gräfin Krasinsky, war seinem Bruder fast in jeder Hinsicht unähnlich. Er war kleiner und schmächtiger von Gestalt und obgleich er stets eine stolze Haltung zur Schau trug, so mangelte ihm doch jene natürliche Würde, welche auch einem unbedeutenden Aeußern ein gebietendes Ansehen verleiht, und man erkannte daher auch bald, daß ihn nur jener Hochmuth beseelte, welchen die Eigenliebe und der Eigennutz erzeugen, nicht aber jener edle Stolz, der nur durch geistige Ueberlegenheit und durch den wahren Adel der Gesinnung gewonnen wird. Wenn man seine bleichen, bereits erschlafften, oder durch wilde Leidenschaften eingeprägten Gesichtszüge betrachtete, so erschien er älter als sein Bruder und verrieth auch nicht die geringste Familien-Aehnlichkeit mit diesem, oder mit seiner Mutter. Sein dünnes, blondes Flachshaar lag glatt auf seinem Scheitel und bedeckte noch einen Theil

der niedrigen Stirn, und seine grauen Augen starrten geistlos vor sich hin oder wurden von einem unheimlichen Feuer belebt. Er war wie sein Bruder als Cavalier erzogen worden, doch in wissenschaftlichen Fortschritten weit hinter diesem zurückgeblieben und zeigte schon als Knabe ein verschlossenes, ränkevolles Gemüth. Deshalb vermochten auch die beiden Brüder nie mit einander zu harmoniren und entfremdeten sich immer mehr, je mehr sie empor wuchsen. Die Mutter, welche den Charakter ihres zweiten Sohnes vielleicht noch tiefer durchschaute, als Stanislaus, hatte mit dem größten Eifer dahin gestrebt, seine Gesinnungen zu veredeln; doch es war ihr nicht gelungen, und als sie bemerkte, daß Neid und Mißgunst gegen seinen Bruder die Triebfeder aller seiner Handlungen wurde, als er sich offen den Zwingherrn seines Vaterlandes zuwendete und seine Hand lieh, um das unglückliche Polen in immer härtere Fesseln zu schmieden, da entzog sie ihm tief empört ihre mütterliche Liebe und ihr Vertrauen. Ein entsetzlicher Verdacht, den sie aber kaum noch auszusprechen wagte, hatte sich ihrer gegen Casimir bemächtigt, seitdem der Verrath jener Verschwörung, in welche auch ihr Erstgeborner verwickelt gewesen, begangen wurde. Sie schien zu ahnen, wer der Dieb jener Papiere sei, die den Plan und die Namen der Verschworenen enthielten, und welche Stanislaus im gräflichen Palaste entwendet worden waren. Aber noch wollte sie es nicht wagen, jener Ahnung Worte zu leihen, denn noch fehlten ihr die unumstößlichen Beweise und ohne diese wollte sie am wenigsten einen Menschen verdammen, den sie ihren

Sohn nannte. Casimir hatte anfangs den lebhaftesten Schmerz gezeigt über das Unglück seines Bruders und sobald das entsetzliche Urtheil erschien, hatte er sich sogleich erboten, nach Petersburg zu reisen und den Kaiser um Gnade für Stanislaus zu bitten, aber die Mutter hatte es nicht gewagt, diesen Auftrag in seine Hände zu legen, sondern war selbst nach der Residenz geeilt, weil sie ihrem zweiten Sohne kein Vertrauen schenkte. Wäre das erste Urtheil an Stanislaus vollzogen worden, so trat Casimir im Familienrange an seine Stelle und zwar als alleiniger Erbe, während er jetzt, wenn dieser aus dem Kriegsdienste zurückkehrte, in seiner Stellung als Nächstgeborner verblieb und sich mit einem Antheile an dem gräflichen Erbe begnügen mußte.

Sobald der erste, heftige Sturm der tiefen Rührung, welche Mutter und Sohn bei ihrem Wiedersehen empfanden, sich gelegt hatte, wurde auch das Band ihrer Zunge wieder gelöst und sie bekannten sich, daß sie einander noch unendlich viel zu sagen hatten. Doch schienen Beide durch die Gegenwart Casimirs behindert, sich frei und offen auszusprechen und die Gräfin wendete sich deshalb mit den Worten zu ihm: „Es ist Dir also, trotz der Nachtzeit, doch gelungen dem kaiserlichen Befehle beim Gouverneure des Gefängnisses Geltung zu verschaffen?“

Casimir trat näher und stattete Bericht ab, erwähnte aber auch mit ganz besonderer Betonung die schwere Bürgschaft, die er für den Bruder geleistet, und schien sich darauf stützend, das Recht zu beanspruchen, im Zimmer zu bleiben und ihn nicht mehr aus den Augen

zu lassen. Doch die Gräfin maß ihn mit finstern Blicken und entgegnete: „Die Bürgschaft, mit welcher man Dich belastet hat, scheint Dich zu beunruhigen. Aber ich will Dich Deiner Sorgen entheben. Ich erbiete mich Deine Rückbürgin zu werden für Deinen Bruder; denn ich denke ihn diese Nacht nicht aus meiner Nähe zu entlassen und werde bis zum hellen Morgen mit ihm plaudern. Drum lege Dich unbesorgt zur Ruhe; ich gebe Dir mein Wort, Du wirst uns morgen mit Tagesanbruch hier auf derselben Stelle wiederfinden."

Casimir wollte einige Einwendungen erheben, denn er hätte gern das Gespräch der Beiden belauscht; doch als ihn seine Mutter wiederholt aufforderte, sich zu entfernen und zur Ruhe zu gehen, wagte er es nicht länger mehr zu widerstreben und entfernte sich.

Jetzt gab die Gräfin auch dem alten Dominik, der noch immer an der Thür harrte, einen Wink zu gehen, doch dieser stürzte sich wieder zu ihren Füßen nieder und rief: „Gedenken Sie meiner Bitte, gnädige Gräfin. Lassen Sie mich mit dem jungen Herrn gehen; ich kann nicht eher wieder ruhig ein Auge schließen, bis Sie mir das gewährt haben."

Sie blickte fragend auf ihren Sohn und dieser sagte, indem er den Alten aufstehen ließ: „Erlauben Sie mir, theure Mutter, die Entscheidung auszusprechen. Ich weiß, der gute Alte hängt mit einer so unerschütterlichen Treue an mir, daß er sich hier doch nie wieder wohl fühlen und die Besorgniß um mich ihn verzehren würde, wollten wir ihn zurückhalten, mir zu folgen. Lassen Sie ihn deshalb mit mir gehen. Es wird auch mir einen

Trost gewähren, diese gute, ehrliche Seele um mich zu sehen, und ich werde doch in weiter Ferne Jemand haben, mit dem ich von Ihnen plaudern kann, meine Mutter, vom lieben Vaterhause und — von unserm Vaterlande.“

„So sei es! Ich willige gern ein!“ entgegnete die Gräfin und der Alte geberdete sich vor Freude wie außer sich, und erst nachdem er Beiden Kleider und Hände geküßt hatte, entfernte er sich.

Mutter und Sohn blieben nun allein, und obgleich Beide erschöpft waren, kam doch kein Schlaf in ihre Augen. Mit der überschwänglichen Gluth ihres Nationalgefühls theilte die Gräfin auch die heiße Vaterlandsliebe, welche ihren Sohn beseelte. Sie war seine Vertraute, ja, oft seine Leiterin gewesen, bei jenen Plänen, die er mit seinen gleichgesinnten Genossen zur Befreiung ihres Vaterlandes entworfen hatte. Begeistert von einer wahrhaft prophetischen Ahnung, daß der Tag erscheinen würde, an welchem es dem unglücklichen Polenreiche gelingen sollte, seine Ketten zu brechen, erfüllte sie jetzt ihres Sohnes Herz mit neuen Hoffnungen, ermahnte ihn liebreich sich in das unvermeidliche Schicksal, wie drückend und entwürdigend es ihm auch erscheinen möge, zu fügen, und Muth und Kraft zu bewahren für die große, heilige Sache des Vaterlandes. Um unserer Erzählung nicht vorzugreifen, müssen wir jedoch den Haupt-Inhalt ihrer geheimen Unterredung noch verschweigen und werden später darauf zurückkommen.

Der heftige Sturm hatte sich gegen Morgen gelegt und Friede herrschte wieder in der ganzen Natur. Rein und glänzend ging die Sonne auf, und als sie ihre

ersten, goldenen Strahlen durch die hohen Fenster des Palastes sendete, fanden sie Mutter und Sohn noch immer wachend. Ihr Gespräch hatte jetzt einen traulicheren Ton angenommen. Sie sprachen von Familienverhältnissen, erinnerten sich des Gatten und Vaters, des Grafen Krasinsky, der als unerschütterlicher Patriot gestorben, und Stanislaus gedachte auch der vergangenen Jugendjahre und der unerschöpflichen Liebe, mit welcher die Mutter ihn geleitet auf allen seinen Wegen. Da kam es wie eine ernste Mahnung über ihn, dieser Mutter, die ihn so unaussprechlich liebte, kein Geheimniß seines Herzens zu verbergen. Er folgte auch der ersten Aufwallung seines Gefühles und entdeckte ihr seine glühende Leidenschaft, die er für Georginen hegte.

Doch der Stolz der Gräfin war plötzlich durch dieses Geständniß wieder erweckt worden, und sie fragte mit ernster Miene: „Und wer ist diese Georgine? Ich will hoffen, daß sie unserm Range gleich, oder doch wenigstens nahe steht."

„Nein, meine theure Mutter, ich will Sie nicht täuschen;" entgegnete Stanislaus offen. „Ihr Name erfreut sich keines aristokratischen Glanzes, ja, sie gehört sogar einem Stande an, welchem das Vorurtheil noch immer kein Recht verleihen will, einen Ehrenplatz in der gebildeten Gesellschaft einzunehmen. Sie ist Künstlerin, und empfing die Weihe durch Beruf und Talent. Ich weiß, Sie haben sie selbst mehrmals auf der Bühne gesehen und bewundert, wo sie durch ihren wahren Kunsteifer, durch ihre hinreißende Anmuth, durch die Tiefe und den richtigen Ausdruck des Gefühls, seit länger als

einem Jahre die Herzen Aller bezaubert. Aber auch ihr sittlicher Ruf ist tadellos und bei dem reinen Glanze der Morgensonne, der uns hier begrüßt, schwöre ich es Ihnen heilig, daß unsere Liebe rein und fleckenlos geblieben. Deshalb darf ich Ihnen dieselbe auch eingestehen, Mutter, ohne zu erröthen, und ich bin überzeugt, wenn Sie sie kennen lernten, Sie würden sie auch lieben; denn sie ist so kindlich schuldlos, so rein und edel in allen Gefühlen und Gedanken, daß man sich unwillkührlich zu ihr hingezogen und sich wie mit ehernen Banden an sie gefesselt fühlt.“

„Und welche Hoffnungen baust Du auf diese Liebe?“ fragte die Gräfin jetzt weniger kalt und finster.

„O, Mutter!“ erwiderte Stanislaus. „Würde diese Frage aus fremdem Munde an mich gerichtet, würde ich sie für Spott halten. Welche Hoffnung darf ich überhaupt noch nähren? Zwingt mich nicht mein Loos allen zarteren Banden zu entsagen, die mich an die Menschheit knüpften, denn in wenigen Stunden werde ich nichts mehr sein, als eine willenlose Maschine? Ich habe entsagt! Ich habe Georgine gesehen, sobald ich den Kerker verließ, und habe sie ihres Liebeschwurs entbunden, den sie mir geleistet. Wir sind getrennt und werden uns wahrscheinlich niemals wiedersehen. Doch wünschte ich, theure Mutter, daß Sie die letzte Bitte Ihres scheidenden Sohnes nicht versagen möchten. Lernen Sie Georginen kennen und wenn sie, woran ich nicht zweifle, Ihr Herz gewinnt, so ziehen Sie sie näher an sich, sie wird den Beruf, den sie erwählt hat, gern aufgeben, denn sie ist des Ruhmes, den sie auf ihrer

künstlerischen Laufbahn erworben, schon müde und durch ihr Alleinstehen in der Welt sieht sie sich den Gefahren ihres Standes um so mehr ausgesetzt. Wie schmerzlich haben Sie mir oft vertraut, daß Sie einer Tochter entbehren. Sie besitzt alle Eigenschaften, die Ihnen an einer Tochter wünschenswerth erscheinen würden und wenn ich nicht zurückkehren sollte, könnten Sie Niemand finden, der würdiger wäre, meinen Platz in Ihrem Herzen einzunehmen."

Er hatte die letzten Worte mit weicher Stimme gesprochen, welche eine tiefe Rührung verrieth, die sich auch seiner Mutter mitgetheilt zu haben schien, die ihm, ihren aristokratischen Stolz bekämpfend, die Versicherung gab: sie werde den ersten Schritt der Annäherung an Georginen thun und wenn sie dieselbe geneigt finde, ihrer gegenwärtigen Laufbahn zu entsagen, so werde sie sie näher an sich zu fesseln und ihre Zukunft sicher zu stellen suchen. Stanislaus aber sprach seinen Dank in glühenden Worten dafür aus, denn er wußte, daß nur die gränzenlose Liebe, welche seine Mutter für ihn hegte, ihr die Kraft verliehen, die Gewährung einer Bitte auszusprechen, durch welche sie nicht allein mit ihren eigenen, jahrelang festgehaltenen Grundsätzen, sondern auch mit der Meinung der Welt in Widerspruch gerieth.

Wenige Stunden später erfolgte die Trennung zwischen Beiden. Sie war unbeschreiblich schmerzlich, doch wußten Mutter und Sohn eine würdige Fassung zu behaupten, und lag auch die Hoffnung des Wieder=

sehens nur ungewiß, in dunkler Ferne, ihre Herzen klammerten sich doch an diese Hoffnung fest.

Stanislaus begab sich mit seinem Bruder und dem alten Dominik nach dem Rekrutirungs-Bureau, um sich dort zum Kriegsdienste zu stellen und sich in das russische Heer einreihen zu lassen. Der Gouverneur des Gefängnisses hatte ihn bereits angemeldet, mit dem Bemerken, daß seine Einstellung auf kaiserlichen Befehl in Folge einer Strafumwandlung seiner Verbannung nach Sibirien geschehe. Die Beamten des Bureaus, größtentheils aus Russen bestehend, glaubten deshalb auch in den jungen Grafen nur den Verbrecher erblicken zu dürfen, dem man den Militairdienst als Strafe auferlegt hatte, weshalb sie ihn auch wie jeden andern Rekruten aus den niedrigsten Volksclassen behandelten und ihm auch keine einzige, der bei der Aufnahme in das Heer üblichen und zum Theil sehr widerwärtigen, Proceduren erließen. Er wurde gemessen, mußte sich der ärztlichen Untersuchung unterwerfen, sein schönes, langes Haar wurde ihm kurz abgeschnitten, einfach unter dem Namen Stanislaus Krasinsky, mit Hinweglassung seines gräflichen Titel, wurde er in die Listen eingetragen und sodann einem Korporal übergeben, der ihn in ein Wachtlokal zu einem andern Trupp Rekruten vorläufig einsperrte. Mit einer wahrhaft stoischen Selbstbeherrschung hatte der junge Mann dies Alles erduldet, denn er hatte weder Theilnahme, noch eine Behandlung, wie er sie seinem Range gemäß hätte beanspruchen können, erwartet. Der Abschied von seinem Bruder war, trotz der Entfremdung, welche zwischen Beiden

herrschte, von seiner Seite herzlich, wurde aber von Casimir nur kalt erwidert, der ihn wahrscheinlich nur deshalb begleitet hatte, um ihn der Militairbehörde zu überliefern und sich dadurch von der Bürgschaft, die er für ihn geleistet, zu befreien. Als er den Unglücklichen verließ, begab er sich in eins der ersten Caffeehäuser, wo viele höhere Offiziere verkehrten, und spielte dort eine Parthie Billard mit derselben Laune, als ob seine Familie auch nicht das geringste Leid betroffen hätte.

Der alte Dominik, welcher sich an demselben Morgen freiwillig zum Wiedereintritte in das Heer meldete, ohne jedoch den Beweggrund, der ihn dazu veranlaßt hatte, zu verrathen, oder auch nur seine Beziehungen zu der gräflichen Familie in Erwähnung zu bringen, fand die bereitwilligste Aufnahme; denn sein alter Compagniechef, unter dem er eine lange Reihe von Jahren gedient, saß zufällig in der Rekrutirungs-Commission und erinnerte sich seiner mit freundlicher Anerkennung. Auch hatte er die ehrenvollsten Atteste aufzuweisen, und da sich bereits ein Mangel an alten, gedienten Unteroffizieren in der Armee fühlbar gemacht hatte, so wurde er auch ohne Weiteres in demselben Grade, mit welchem er verabschiedet war, wieder angestellt. Der alte Mann empfand auch darüber eine wahrhaft innige Freude, doch hatte er es zur ausdrücklichen Bedingung gestellt, daß er auf dem Kriegsschauplatze verwendet werden wollte, was man ihm für patriotische Gesinnung auslegte, obgleich er dabei nur den Wunsch im Auge hatte, in der Nähe des jungen Grafen zu bleiben, der, wie

er bereits erfahren, mit allen übrigen Rekruten zur Verstärkung der Armee nach der Krim ungesäumt geschickt werden würde.

Ungefähr um die Mittagszeit wurde Stanislaus mit den übrigen Dienstpflichtigen in eine Caserne transportirt, wo ihnen angekündigt wurde, daß sie schon am nächsten Morgen den Marsch nach der Krim anzutreten hätten. Von diesem Augenblicke an wurden sie gleichsam als Gefangene behandelt. Sie durften die Caserne nicht mehr verlassen und obgleich man ihnen vergönnte sich in einem Hofraume bis zum Eintritte der Dämmerung frei zu bewegen, wurden sie doch scharf bewacht.

Auch den jungen Grafen hatte es aus den dumpfen Räumen des Gebäudes hinausgetrieben, um so lange als möglich die frische Abendluft im Freien zu schöpfen, die er schon so lange hatte entbehren müssen. Unter allen den Kameraden, mit welchen ihn das Schicksal zusammengekettet, schien auch nicht ein Einziger zu sein, der einen Bildungsgrad verrathen, welcher ihn hätte anziehen können. Es waren größtentheils junge Leute aus den niedrigsten Volksclassen, welche auf rohe Weise ihr trauriges Loos zu vergessen suchten, indem sie sich in verschiedenen Gruppen auf den sandigen Boden lagerten und mit schmutzigen Karten um Branntwein spielten, den sie aus der Marketenderei beziehen durften. Deshalb hielt er sich auch zurück von ihnen und ging in geraumer Entfernung, an einer Mauer entlang, mit verschränkten Armen und in tiefes Sinnen verloren, auf und nieder.

Ein junger Mann, welcher erst vor wenigen Minuten in den Hof gekommen war, bemerkte ihn, schien bei seinem Anblicke seinen Augen kaum zu trauen und näherte sich ihm ganz erstaunt, indem er ihm zurief: „Seh' ich recht? Graf von Krasinsky, wie kommen Sie hierher? Ich fürchtete, Sie wären längst schon nach Sibirien abgeführt."

Stanislaus blickte auf und ein Strahl der Freude klärte sein finsteres Antlitz auf, als er den jungen Mann erblickte. Vertraulich streckte er ihm die Hand entgegen und erwiderte mit freudig-wehmüthigem Ausdrucke: „Es thut meinem Herzen wohl, Sie noch einmal zu sehen, lieber Doctor." Er theilte ihm hierauf Alles mit, was ihm seit vergangener Nacht geschehen war und daß er im Begriff stehe, als gemeiner Soldat nach dem Kriegsschauplatze abzugehen. Aber auch der Andere nahm die Mittheilung mit froher Bewegung auf und rief überrascht: „Also auch begnadigt zum Militair-Strafdienste, und wahrlich! es ist eine der härtesten Strafen, welche die russische Despotie nur erfinden konnte. Doch von zwei Uebeln soll man ja das kleinste wählen und die Verbannung nach Sibirien scheint mir doch noch schlimmer. Deshalb habe ich mich auch in ähnlicher Weise entschlossen, die mir gebotene Umwandlung meines Urtheils anzunehmen. Man leidet, wie es scheint, großen Mangel an Aerzten bei der Armee, deshalb wurde auch mir eine sogenannte Begnadigung geboten, unter der Bedingung, daß ich während der Dauer des Krieges als Militairarzt Dienste leistete. Was sollte ich thun? In Sibirien Zobel

fangen oder in den Bergwerken arbeiten und mich meinem schönen Berufe, unter dem harten Joche eines Verbannten, gänzlich entfremden? Nein, ich muß der Menschheit nützen und warum soll ich die armen, verwundeten Polen und Russen nicht eben so gerne zu heilen suchen, als wären es deutsche Brüder. Der Arzt muß Weltbürger sein, er muß in jedem Leidenden nur den Menschen, nicht aber den nationalen Feind oder Freund sehen. Deshalb habe ich den Vorschlag angenommen und freue mich jetzt doppelt darüber, da es mir wenigstens eine Zeitlang gestattet sein wird in Ihrer Nähe zu bleiben, denn ich gehe Morgen gleichfalls mit dem Rekrutentransporte nach der Krim ab." —

Es hatte sich schon seit längerer Zeit ein Verhältniß zwischen den beiden jungen Männern gebildet, welches auf festern und innigern Banden beruhete, als eine vorübergehende Bekanntschaft im gesellschaftlichen Leben. Obgleich in Deutschland geboren, war doch der Doctor Heiter durch seine Mutter, welche aus Warschau stammte, schon von Kindheit an für die polnische Unabhängigkeit begeistert worden und hatte sich immer lebhafter zu der polnischen Nation hingezogen gefühlt, je drückender das Joch wurde, das man ihr auferlegte. So war er auch nach Warschau gekommen, Anfangs nur in der Absicht, einige Zeit bei den Verwandten seiner Mutter zu verleben; doch war er später, eben durch diese freundlichen Familienbande, veranlaßt worden, sich in der alten Polen-Residenz gänzlich als Arzt niederzulassen. Das Glück begünstigte ihn dabei, denn in kurzer Zeit hatte er sich einen bedeutenden und reichlich

lohnenden Wirkungskreis gebildet, der ihn auch in das Haus der Gräfin Krasinsky führte. Hier lernte er den jungen Grafen Stanislaus kennen und Beide näherten sich einander ungemein schnell, denn nicht allein ihre politischen Grundsätze und Bestrebungen, sondern auch die edeln Gefühle ihrer Herzen harmonirten mit einander. So sah sich der junge Arzt auch bald, fast unwillkührlich, mit in die Verschwörung verwickelt und wurde nach Entdeckung derselben, auch mit den übrigen Theilnehmern zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt.

Stanislaus war hoch erfreut über die Mittheilung, die ihm der Freund — denn er durfte ihn wohl so nennen, — gemacht hatte, und konnte sich nicht enthalten es als eine Gunst des Schicksals zu preisen, daß es ihnen vergönnte ihr neues, hartes Loos zusammen zu ertragen. Sie plauderten auch noch eine geraume Zeit vertraulich mit einander, bis sie durch die Dazwischenkunft eines alten Unteroffiziers gestört wurden, der sich, wie absichtslos an ihnen vorübergehend, zu ihnen gesellte und in dem sie den alten Dominik erkannten. Dieser hatte sich, gleich nach seiner Einzeichnung in die Listen, nach der Montirungskammer verfügt und sich vollständig einkleiden und bewaffnen lassen, worauf er dem Commando, welches mit dem Rekruten-Transport nach der Krim beauftragt worden war, zur Verfügung gestellt und nach der Caserne gesendet wurde, wo die Neuausgehobenen lagen. Bei dem Commando fand er eine willkommene Aufnahme, wurde sogleich zum Dienste beordert, und zum Zugführer einer kleinen Abtheilung Rekruten ernannt. Nachdem ihm dies Alles gelungen

war, konnte er sich nicht enthalten seinen jungen Herrn aufzusuchen und ihm mitzutheilen: daß sich Alles nach seinen Wünschen gestaltet habe, und daß er jetzt Alles aufbieten werde, die beiden Freunde in seinen Zug zu bringen, damit er sie auf dem langwierigen Marsche vor roher Behandlung schützen, ihnen auch wohl durch kleine Bequemlichkeiten die Strapatzen erleichtern könne. Doch, nachdem er ihnen dies flüchtig und mit einer Geberde, als ob er seinen Untergebenen eine Weisung zu ertheilen hätte, vertraut hatte, zog er sich eilig wieder von ihnen zurück, um keinen Verdacht zu erregen, denn auch in der Caserne wimmelte es von Spionen und Aufpassern.

Am andern Morgen, noch vor Tagesanbruch, begann der Marsch, welcher von Polen aus durch Volhynien, Podolien, Bessarabien nach der Krim fortgesetzt werden sollte, und zwar in größter Eile, größtentheils auf Transportwagen, um die Armee in Taurien nur so schnell als möglich zu verstärken.

Dem alten Unteroffizier Dominik war es wirklich gelungen den Grafen Stanislaus und den jungen Doctor seinem Zuge zugetheilt zu sehen, und er bewies ihnen, so viel er nur irgend unbemerkt konnte, seine innigste Theilnahme.

Auch an demselben Morgen, an welchem sein unglücklicher Bruder, unter so drückenden Verhältnissen, den drohendsten Gefahren entgegen gehend, seine Vaterstadt verließ, belustigte sich der Graf Casimir Krasinsky, in dem, nur der eleganten Welt geöffneten, Kaffeehause mit Billardspiel. Der wahrhaft glänzend decorirte

Salon, war ziemlich angefüllt, und zwar größtentheils von Offizieren, welche hier die Paradezeit erwarteten. Trotz dem aber schien eine schwüle Stille unter den Anwesenden zu herrschen. Es waren neue Nachrichten vom Kriegsschauplatze eingelaufen und immer wieder lauteten sie ungünstig. Der für die russischen Waffen gänzlich mißglückte Feldzug in der Moldau und Wallachei, die unter so empfindlichen Verlusten aufgehobene Belagerung von Silistria, hatten auch in Warschau, ungeachtet der äußersten Beschränkung der Presse und der irreleitenden Lügen-Bülletins, kein Geheimniß bleiben können. Was man im lächerlichsten Uebermuthe für ganz unmöglich gehalten hatte, war doch nun wirklich geschehen. Die stolze, für unüberwindlich ausgeschrieene, russische Armee, hatte dem so voreilig verachteten türkischen Heere nicht allein weichen, sondern auch in allen seinen hartnäckigen Kämpfen unterliegen müssen. Der Glorienschein der Unbezwinglichkeit, mit welchem man den russischen Adler so gern zu umleuchten liebte, war plötzlich erlöscht, und die stolzesten, unverschämtesten Prahler, die Rußland für das mächtigste Reich der Welt ausgegeben hatten, wagten es kaum zu dem verdüsterten Horizonte empor zu blicken, aus Furcht den hochgepriesenen Nordstern im Sinken und Verbleichen zu schauen, während der Halbmond in neuem Glanze emportauchte.

Nur flüsternd wurden hier und da Mittheilungen und Bemerkungen über die neuesten politischen Ereignisse ausgetauscht, und von allen Anwesenden wagte es der junge Fürst Feodor Trubetzkoi ganz allein, seine Befürchtungen laut auszusprechen, daß der Kampf ein un-

heilvolles Ende nehmen würde, und dabei dessen Beweggründe zu mißbilligen. Der Fürst gehörte zu jenen russischen Cavalieren, welche sich im Auslande, besonders in Deutschland und Frankreich, einen höhern Grad seiner Bildung erworben haben, als ihnen gewöhnlich in ihrem eignen Vaterlande zu Theil wird. Mit einem liebenswürdigen Benehmen, verband er einen gewissen Freimuth und ein auf freisinnige Anschauungen gegründetes Urtheil, welches die russische Politik und Staatsverfassung oft scharf genug geißelte. Er scheute sich nicht, selbst die Unterdrückungsmaßregeln, welche man gegen das unglückliche Polen anwendete, laut zu mißbilligen und zog sich dadurch manchen empfindlichen Verweis von seinen Vorgesetzten zu; denn er diente als Premierlieutenant in einem Garderegimente, auf Befehl seines Vaters. Doch war es gerade diese Stellung, die ihn am meisten anwiderte; denn nachdem er das Militairwesen anderer Nationen kennen gelernt, erkannte er um so deutlicher die großen Mängel und Schwächen, welche auf der militairischen Verfassung seines eignen Vaterlandes lasteten und die nur durch durchgreifende Reformen beseitigt werden konnten.

Als er sich jetzt aber wieder in so tadelnder Weise gegen den Krieg aussprach, verstummte plötzlich Alles im Saale und selbst die Billardspieler hielten ein, als ob ein Blitzstrahl vor ihnen niedergeschlagen wäre. Doch das Haupt keck emporwerfend, schaute der junge Fürst sich in dem Kreise um, der ihm zunächst stand, und fuhr nur noch eifriger fort: „Nun was giebt's? Warum so still auf einmal? Wollt Ihr es denn niemals einsehen,

daß dies gerade der Fluch Rußlands ist, jedes freie Wort für ein Verbrechen zu halten und nur mit Furcht und Bestürzung anzuhören. Was ich hier sage, will ich dem Kaiser sagen, in seinem eignen Palaste, eben weil ich ihn verehre als den größten, charakterfestesten Regenten Europa's. Aber auch der größte Herrscher kann irren, wenn er über die obwaltenden Verhältnisse falsch berichtet, über die Verwaltung seines Reiches getäuscht wird. Aber all' dieses Scheinwesen, diese Uebertünchung der innern Fäulniß, das sind ja gerade die Früchte der Despotie, die jede freisinnige Anschauung niedertritt und das freie Wort, wenn es auch die sonnenklarste Wahrheit enthielte, zum Verbrechen stempelt. Der Kaiser ist gerecht und hochherzig und er hätte diesen unseligen Krieg nie entzündet, wäre er nicht durch Augenblendung, durch Täuschung und liebedienerische Schmeichelei dazu verführt worden —"

Doch weiter vermochte er nicht fortzufahren, denn sein alter Obrist, welcher ganz erstarrt, mit offenem Munde, seiner verwegenen Rede gelauscht hatte, sprang jetzt auf und gebot ihm als sein Vorgesetzter Stillschweigen. Der Fürst sah sich genöthigt seinem Befehle Folge zu leisten, wollte er sich nicht eines schweren Subordinationsvergehens schuldig machen; doch konnte er sich nicht enthalten, seinen Unmuth wenigstens in seinen Mienen auszudrücken und mit finsterer Stirn warf er sich in einen Stuhl und ergriff ein Zeitungsblatt.

„Aber um's Himmelswillen!" rief Graf Casimir Krasinsky einem Husaren-Rittmeister zu, mit dem er seine Parthie eben beendigt hatte; „ist denn unser Tru-

betzkoi ganz von Sinnen? So habe ich ihn wahrhaftig nie sprechen hören, obgleich er immer die im Auslande eingesogenen, freisinnigen Ideen zur Schau trägt. Ueberhaupt scheint er mir seit einiger Zeit ganz umgewandelt zu sein, denn er befindet sich in einer immerwährenden Aufregung."

„Und Sie wissen die Ursache nicht?" fragte der Rittmeister, geheimnißvoll lächelnd, und indem er ihn in eine entfernte Fensternische zog, fuhr er fort: „So hören Sie denn, was die Chronique scandaleuse sich erzählt. Der junge Fürst verficht nicht allein seine freisinnigen Grundsätze auf dem Felde der Politik, sondern auch in dem abgegränzten Gehege des gesellschaftlichen Lebens. Schon seit geraumer Zeit war er der erklärte Anbeter der schönen Generalin Tschnernokoff, der reizenden Olga, welche der halben Männerwelt Warschau's den Kopf verrückt hat. Ihr Gemahl — Sie kennen ja den alten, grauköpfigen Haudegen — ist nun wohl freilich sehr wenig geeignet ein liebeglühendes, junges Herz zu befriedigen; aber er ist doch einmal ihr Gatte, und darf es seiner Ehre wegen nicht dulden, daß sich ein Wilddieb in sein eheliches Revier einschleicht. Gute Freunde, die sich in solchen Fällen immer finden, haben ihm die Augen geöffnet, und dadurch umgewandelt zum wüthenden Othello, hat er die Liebenden belauscht und überrascht. Seit diesem Augenblicke hat die schöne Olga Stubenarrest und der Fürst ist aus dem Hause verwiesen. Die weiteren Folgen kennt man noch nicht; doch Trubetzkoi scheint es nicht überwinden zu können, daß er von dem alten Generale mit dem feurigen Schwerte

aus dem Paradiese vertrieben wurde, und geberdet sich seit jener Zeit wie unsinnig.“

„Jetzt wird mir hell vor den Augen; entgegnete Casimir, sich die Hände reibend. „Das ist ja eine köstliche Geschichte, die sicher noch vortrefflichen Stoff zur Unterhaltung geben wird.“

„Aber ich bitte mich nicht als Erzähler zu nennen;“ bemerkte der Rittmeister; „denn was ich Ihnen mittheilte, geschah nur im Vertrauen und ich habe keine Lust mit dem Fürsten zusammenzurennen, wegen einer traurigen Liebesgeschichte.“

In demselben Augenblicke trat eine Ordonnanz in den Salon und fragte nach dem Fürsten Trubetzkoi. Man deutete ihm den Winkel an, wohin sich Jener zurückgezogen hatte und der Soldat schritt auf ihn zu und überreichte ihm ein versiegeltes Schreiben, worauf er sich wieder entfernte. Trubetzkoi erbrach es, las und seine krause Stirn verfinsterte sich immer mehr. Es war eine Ordre des Gouvernements, welche ihm sein Avancement zum Compagniechef ankündigte, ihm jedoch zugleich auch befahl, sich ohne Säumen zu einem Regimente, welches in Sebastopol lag, zu begeben. Er zweifelte keinen Augenblick, daß er diese Verbannung aus Warschau — denn anders konnte er sein Avancement nicht nennen — nur allein dem Generale Tschernokoff zu danken habe. Mit einem bittern Lächeln auf den Lippen schlug er das Schreiben zusammen, trat zu seinem Obrist, meldete demselben dienstmäßig den Inhalt der Ordre, die dieser jedoch schon zu kennen schien und entfernte sich dann, die Anwesenden leichthin grüßend,

um Vorbereitungen zu seiner schleunigen Abreise zu treffen. Denn in dem aufgeregten Zustande, in welchem er sich befand, erschien ihm die Versetzung nach dem Kriegsschauplatze fast als eine Wohlthat.

Bald darauf verließ auch Casimir das Caffeehaus, um sich eines Auftrags zu entledigen, der ihn in großes Erstaunen versetzt hatte. Seine Mutter hatte ihm nämlich an demselben Morgen die Weisung ertheilt, zu der Schauspielerin Georgine Dombrowska zu gehen und sie in ihrem Namen um ihren Besuch zu bitten, da sie ihre Bekanntschaft zu machen wünsche. Fast schien ihm dieser Wunsch unbegreiflich; denn wenn er auch annahm, daß Stanislaus seiner Mutter die Leidenschaft, die er für die schöne Georgine hegte, entdeckt habe, so blieb es doch immer fast ein Wunder zu nennen, daß die Gräfin ihren Adelstolz so weit verleugnete, um den Wunsch zu hegen, die Geliebte ihres Sohnes, die nie seine Gattin werden konnte, weil sie nur eine Schauspielerin war, in ihr Hotel einzuladen, um sie kennen zu lernen. Indessen fand er sich selbst sehr geneigt dazu, jene Botschaft auszurichten; denn er gehörte zu den vielen zurückgewiesenen Anbetern der reizenden Actrice. Daß sein Bruder ihr Erwählter war, hatte er nie geahnt; denn das Verhältniß der beiden Liebenden war außerordentlich geheim gehalten worden, und schon aus Neid und Mißgunst regte sich der eitle Wunsch in ihm, seines Bruders Stelle einzunehmen; denn er glaubte nicht an wahre Liebe und eben so wenig an die Reinheit eines Bündnisses zwischen einem jungen Grafen und einer Künstlerin. Deshalb hatte er auch schon

allerlei Verführungspläne ausgesonnen und die größte Sorgfalt auf seine Toilette verwendet, als er sich zu ihr begab. Doch bei seinem Eintritte in das kleine, freundliche Haus, kam ihm die Zofe Georginens mit rothgeweinten Augen entgegen und meldete ihm traurig auf seine Frage nach ihrer Herrin: daß diese bereits vor mehreren Stunden abgereist sei, ohne alle Begleitung. Um ihre geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, hatte sie Urlaub genommen, und wollte sich, wie sie geäußert, nach einem süddeutschen Badeorte begeben, den sie aber nicht genannt hatte.

Casimir stand lange schweigend und vermochte die unangenehme Ueberraschung, die ihm die Nachricht bereitet hatte, nicht zu verbergen. Endlich aber warf er den Kopf stolz in den Nacken, suchte die getäuschte Hoffnung unter einem höhnischen Lächeln zu verbergen und dann entfernte er sich, leise vor sich hin murmelnd: „Eine Badereise — um diese frühe Jahreszeit? Das klingt sehr verdächtig! Vielleicht waren die Umstände, die sie dazu veranlaßten, mehr interessant, als krankhaft." Und rasch begab er sich in das Caffeehaus zurück, um dort seine hämische Lästerung zu verbreiten.

II

Mehrere Monate waren vergangen und der Herbst meldete sich bereits mit seinen rauhen Stürmen. Doch im südlichen Theile Rußlands, besonders auf der taurischen Halbinsel, Krim genannt, schien der Sommer sich den Herrscherstab noch nicht entreißen lassen zu wollen;

denn er waltete noch mild und sendete seine warmen Sonnenstrahlen über Land und Meer.

Es war an einem Sonntage, am 17. Sept. 1854 als in der „Zwingburg des schwarzen Meeres," wie die Russen ihre Festung Sebastopol stolz zu nennen pflegten, die militairischen Musikbanden, auf den Hafendämmen, lustige Weisen spielten, damit die Bewohner der festen Stadt vergessen sollten, daß man ihnen schon längst die Thore verschlossen, weil ein mächtiger Feind im Anzuge war. Aber obgleich die Menschen schaarenweise auf und nieder wandelten, so geschah es doch weniger um sich lustwandelnd zu ergehen und den schönen Abend zu genießen, als in banger Erwartung wichtiger Ereignisse, welche Tausende ruhelos umher trieb. Das russische Volk, sonst so fröhlich und leichtsinnig, besonders an Sonntagen, wo die Arbeit ruht, war heute auffallend still und nachdenklich. Man hörte kaum auf die Musik; die zahlreichen Tanzlokale in der Fischervorstadt standen verödet, und die Budschniks (Polizeisoldaten) mischten sich überall unter die Menge, hier die Gruppen die sich bildeten zum leisen Gespräch, auseinander treibend, dort lauschend und spionirend, oder die stillen Lustwandler zur Fröhlichkeit auffordernd, denn in Rußland wird Alles anbefohlen, selbst die Heiterkeit und die Trauer. Aber diesmal blieben alle ihre Ermahnungen erfolglos; denn die Einwohner zagten für ihre Wohnungen, für ihren Besitz, für ihre Familie und für ihr eignes Leben; so daß am Ende selbst die Budschniks dem lähmenden Einflusse nicht mehr zu widerstehen vermochten und niedergeschlagen und beklommen einherzogen.

Das Meer breitete sich so licht und friedlich aus, überwölbt von einem wolkenlosen, blauen Himmel, und die Gipfel der umliegenden Berge glühten purpurn in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Noch immer tönte die Musik so lustig vom Hafen herauf, und die Glocken von den Thürmen, welche den Abendsegen läuteten, klangen so heimisch drein. Aber das Abendroth wird immer feuriger und dunkler, es färbt die weißen Mauern der gewaltigen Werke mit seinem Purpurschein und plötzlich scheint es die stolze, prächtige Stadt zu überfluthen, wie mit einem Blutstrome. Das Volk sieht es — eine eiserne Erstarrung scheint auf der Menge zu ruhen, sie scheint zu ahnen, daß für Sebastopol der letzte friedliche Sonntag unwiderbringlich dahin geschwunden.

Die Nacht brach ein und dunkle Schatten lagerten sich über den Hafen. Dann wurden die Dämme durch aufgesteckten Feuerbecken erleuchtet, deren zuckende, aufsprühende Flammen grelle, glühendrothe Streiflichter über das Wasser warfen, wo noch immer eine geheimnißvolle Thätigkeit herrschte. Ruderböte, im Dienste der Regierung, gleiten pfeilschnell hin und her, über die spiegelglatte Fläche der Bai. Sie bringen Befehle, hierhin, dorthin und kehren mit Berichten nach der Admiralität zurück. Mehrere Dampffregatten liegen fertig zum Auslaufen im Hafen. Die hohen Schornsteine wirbeln ihren Dampf zum Abendhimmel hinauf und die Offiziere stehen in ernsten Gesprächen zusammen, oder schauen nachdenklich über das Gitter des Hinterdecks auf die See hinaus. Aber die Befehle zum Aus-

laufen lassen vergebens auf sich harren und die Riesen der Flotte, die mächtigen Linienschiffe, liegen träge, wie todt, im Hintergrunde der Bucht, fast versteckt unter den Schatten der überhängenden Felsen. Nur ein einziges, kleines Dampfboot verläßt den Hafen. Es ist zum Recognosciren beordert. Aber auch auf den Landwegen dauert die geheimnißvolle Bewegung fort; denn seit Anbruch des Tages ist kaum eine Stunde vergangen, ohne daß Couriere, im rasenden Carriere, durch die doppelt bewachten Thore der Stadt ein- oder ausgesprengt wären, während lange Truppenzüge, Artillerie und Train, die Landstraßen füllten, bis zu den Lagerplätzen, die in der Umgegend der Festung abgesteckt worden waren.

Die Volksmenge hatte sich seit dem Einbruche der Dunkelheit vom Hafen zurückgezogen und durch die Stadt zerstreut, doch noch immer massenhaft unruhig umhertreibend. Das Theater war leer gewesen und die Vorstellung eines patriotischen Schauspiels hatte nicht vermocht, die Aufmerksamkeit der wenigen Zuschauer zu fesseln. Unter dem zeltartigen Baldachin, vor dem großen Caffeehause auf dem Theaterplatze, saß noch eine zahlreiche Gesellschaft von Offizieren und nur wenigen Civilisten beisammen. Das Gespräch, welches größtentheils nur flüsternd geführt wurde, drehte sich auch hier nur um die Landung der verbündeten, feindlichen Armeen und Jeder, der hinzukam, und unter den bereits Anwesenden Platz nahm, wurde bestimmt, zu erzählen, was er Neues gehört. Die wunderlichsten Nachrichten wurden auf diese Weise verbreitet und die

allgemeinen Besorgnisse steigerten sich von Minute zu Minute.

An einem seitwärts stehenden, größeren Tische, welcher mit bunten Lampen erleuchtet war, hatten fünf Offiziere Platz genommen. Es waren der Admiral Korniloff, Generaladjutant, Graf Galloschkin, Obrist Eichstädt, Major Tuschkin und der Hauptmann Fürst Trubetzkoi. Die letztern Beiden dienten in einem und demselben Regimente: Großfürst Michael. Trotz der ungeheuern Punschbowle, aus welcher sie ihre Gläser füllten, blieb das Gespräch Anfangs doch nur einsilbig, und man hörte mehr auf die mit jeder Minute wechselnden Nachrichten, die an den nahestehenden Tischen verbreitet wurden. Hunderttausend Mann Landtruppen sollten bei Eupatoria ausgeschifft worden sein, mehr als zwölfhundert feindliche Schiffe, mit vier bis fünftausend Feuerschlünden besetzt, waren signalisirt worden, und die unglaublichsten Gerüchte von wunderbaren Zerstörungsmaschinen, gräßlichen Feuerdrachen und neuerfundenen, alles Dagewesene weit übertreffenden Schußwaffen, hatten sich verbreitet und waren selbst unter die gemeinen Soldaten gedrungen, wo sie eine tiefe Niedergeschlagenheit erweckt hatten.

„Bomben und Kartätschen!“ fuhr endlich der alte Tuschkin auf, ein hoher Sechsziger und wackerer Haudegen. „Wer mag auf all' das Geschwätz hören. Laß sie kommen, alle zusammen! Sie werden auch nicht mehr können als Brot essen. Unsere Zwingburg ist nicht von Pappendeckel gebaut und unsre Knochen sind nicht von Stroh! Wollen sie schon fassen! Bin ja oft

dabei gewesen, wo's auch heiß herging: Bei Eylau, Borodino, Grodo, im Türken- und Ungarkriege und am Ende ist unser heiliges Rußland doch überall Sieger geblieben. So wird's auch diesmal kommen, drum bleibe ich auch meinem Grundsatze treu: Wer Gott vertraut, brav um sich haut, hat gut gebaut." Nach dieser Einleitung begann er einige seiner Kriegsthaten zu erzählen, zu welchen der Obrist Eichstädt, eine wohlbeleibte, phlegmatische Figur, trockene und sarkastische Bemerkungen lieferte. Doch fanden sie wenig Aufmerksamkeit und der Graf Galloschkin, ein vielgereister Lebemann, spielte das Gespräch unbemerkt auf seine Reise- und Liebesabenteuer in Paris, London, Baden und Wien hin, und der Fürst Trubetzkoi fühlte sich wie electrisirt durch diesen Wechsel des Stoffes und stimmte wie neu belebt mit ein. Selbst der Admiral Korniloff, welcher lange Zeit schwermüthig sein Haupt gestützt, fühlte sich erheitert durch das, wenn auch zuweilen etwas frivole Geschwätz der Beiden. Plötzlich aber wurden sie unterbrochen durch ein lautes Geheul und Geschrei, welches sich aus einer Nebenstraße näher wälzte. Es war ein fast unabsehbarer Haufe von Weibern und Kindern, welche den Admiral und Fürsten Mentschikoff, den Oberbefehlshaber der ganzen russischen Armee in der Krim, verfolgten und heulend und klagend Hülfe und Rath von ihm verlangten. Mentschikoff aber, dieser versteinerte Aristokrat, war durchaus nicht der Mann, der in Fällen allgemeiner Noth und Bedrängniß mit dem Volke umzugehen verstand. Er sprach zwar zu den Weibern, suchte zu trösten und zu ermuthigen, aber

seine Worte wurden so stolz und kalt gesprochen, daß sie eines tieferen Eindrucks gänzlich verfehlten; ja, es schien sogar, als ob er unter diesem eisigen Stolze nur seine eignen Besorgnisse verbergen wolle. Deshalb zerstreuten sich auch die Armen ungetröstet und verbreiteten sich durch die ganze Stadt, mit der Nachricht, Fürst Mentschikoff hätte allen Civilisten den Rath gegeben, die Stadt sobald als möglich zu verlassen. Jammern und Weinen schallte hierauf aus allen Häusern; Männer, Weiber und Kinder, mit Betten, allerlei Geschirr und Hausgeräth beladen, keuchten durch die Straßen. Auf den Hofräumen oder vor den Hausthüren der Reicheren wurden Wagen bepackt und überall sah man Anstalten zur Abreise. Diejenigen aber, welche auf die Unüberwindlichkeit der Festung und der russischen Waffen trotzten, begnügten sich damit ihre Schätze im Keller zu vergraben.

Vor dem Kaffeehause auf dem Theaterplatze aber war es immer lebhafter geworden, denn einige Offiziere aus dem Gefolge des Fürsten Mentschikoff waren dort zurückgeblieben und hatten unter ihren Bekannten die allerneuesten Nachrichten verbreitet, welche dahin lauteten: daß die verbündeten Feinde nicht allein bei Eupatoria gelandet, sondern auch bereits im Anzuge auf die Festung begriffen wären.

Kaum war diese Nachricht zu dem Tische gedrungen, an welchem die fünf Offiziere saßen, als der Admiral Korniloff zwei Flaschen Champagner kommen ließ, sie in die auf's Neue gefüllte, dampfende Punschbowle ausleerte und dann die Umsitzenden bat, sich des lieblich

duftenden Getränkes zu bedienen. Nachdem Alle ihre Gläser gefüllt hatten, hob er das Seinige hoch empor und rief: „Wie Gott will, Ihr Herrn! So laßt uns denn kämpfen für unsern Glauben, für unsern Kaiser und unser Vaterland, und wenn es des Höchsten Wille ist, wird er unsern Arm stärken zum Siege und wird unser Leben erhalten, um die Niederlage unsrer Feinde zu schauen. Also — wie Gott will!" — Alle sprangen von ihren Sitzen auf und stießen die Gläser zusammen, wie in wilder Begeisterung und seltsam! die fünf Gläser sprangen klirrend in Scherben und der kostbare Punsch floß, ehe er die Lippen netzte, zu Boden.

Auch selbst die stärksten Geister vermögen sich oft eines gewissen Aberglaubens nicht zu erwehren und ein ahnungsvolles Ereigniß in ernster, banger Stunde, erfüllt auch oft die muthigsten Herzen mit einem unnennbaren Grauen. So geschah es auch hier. Die fünf Offiziere waren Männer, die den Tod nicht scheuten, die jeden Augenblick bereit waren, ihr Leben zu opfern im wilden Schlachtgewühle, und doch stockten ihre Pulse und ein eisiger Hauch, wie das Vorwehen des Todes zog durch ihre Brust, als sie die Scherben der Gläser betrachteten, die sie hatten leeren wollen auf einen fröhlichen Sieg und Erhaltung des Lebens. Ja, ihre Stimmung wurde noch düsterer, als in demselben Augenblicke der Schuß eines schweren Geschützes vom Meere herüber dröhnte, dem rasch ein zweiter folgte, wie ein Signal zum Kampfe, als Antwort auf den verunglückten Toast des Admirals. Trommeln wirbelten

von den jenseitigen Forts, langgezogene Hörnerrufe ertönten, die Schiffe wurden mit Laternen erleuchtet, die Hafendämme füllten sich wieder mit Menschen und überall hörte man Stimmen durcheinander schreien: „Sie kommen! Sie greifen an! Zu den Waffen!“

Rasch erhoben sich die Offiziere vor dem Caffeehause, schnell bereit, nach ihren Sammelplätzen zu eilen, doch ein Adjutant des Fürsten Mentschikoff, welcher eben vorüber ging, hielt sie zurück, indem er ihnen mittheilte: daß die Schüsse keineswegs Allarmsignale seien, sondern nur die priesterliche Einsegnung der voran in's Feld ziehenden Avantgarde andeuteten. Diese feierliche Ceremonie wurde auch wirklich mit dem ganzen fanatischen Eifer des griechischen Cultus vollzogen, und schien wenigstens einen tiefern Eindruck auf die rohen Gemüther des gemeinen Soldaten hervorzurufen, wie die aller Begeisterung entbehrende, kalte Anrede des Fürsten Mentschikoff an die Truppen. In tiefem Schweigen, als ob sie fühlten, daß sie mit jedem Schritte sich dem Schlachtentode näherten, zogen dann die eingesegneten Truppen aus den seewärts gelegenen Werken, unten dumpfem Trommelschall, von Geschützen und einer langen Munitionscolonne gefolgt, zur Festung hinaus.

Vor dem Caffeehause herrschte indessen noch immer ein bewegtes Leben, aber die düstre Stimmung der fünf Offiziere hatte sich nicht verloren und sie leerten größtentheils schweigend und ohne wieder anzustoßen die neuen Gläser, die herbeigebracht worden waren. Die Glocken hatten bereits die eilfte Stunde verkündet,

als sich ein junger Mensch in bürgerlicher Kleidung dem Tische näherte und den alten Major Tuschkin höflich befragte: ob sich vielleicht der Hauptmann, Fürst Trubetzkoi unter den Anwesenden befände? und kaum hatte er den Namen genannt, als dieser sich auch sogleich selbst meldete.

Der junge Mensch, der in seinem ganzen Aeußern eine ungewöhnliche Bildung verrieth, verbeugte sich zierlich vor dem Fürsten und überreichte ihm ein feines Billet, dessen Adresse von einer zarten Frauenhand geschrieben war.

Hohe Röthe überzog das Antlitz des Fürsten, als er die Handschrift zu erkennen schien; rasch erbrach er das Schreiben, las die wenigen Zeilen und ein Freudenstrahl blitzte aus seinen Augen. Aufspringend zog er den Boten bei Seite, sprach einige Worte leise mit ihm und folgte ihm dann, nachdem er seinen Kameraden Gutenacht gewünscht. „Viel Glück!“ rief ihm Galloschkin nach, und der alte Major Tuschkin schüttelte sein graues Haupt und meinte lächelnd: die Jugend wäre doch gerade noch wie zu seiner Zeit, und wenn sie schon mit einem Fuße im Grabe stände, zöge sie ihn doch noch einmal zurück, um irgend einem galanten Abenteuer nachzulaufen.

Der Fürst folgte mit eiligen Schritten seinem jungen Führer, der schweigend neben ihm herging, bis zu einem der ersten Hôtels, wo ein schwerer, aber eleganter Reisewagen im Hofe stand, der erst kürzlich angekommen zu sein schien und von welchem einige Livreediener noch Koffer abpackten. Aus einem Zimmer

der ersten Etage trat ihnen eine hochgewachsene Dame, noch in Reisekleidern, entgegen, und kaum hatte sie den Fürsten erblickt, als sie mit einem Freudenrufe seine Hand ergriff und ihn in's Zimmer zog; der junge Mensch blieb zurück.

„Um aller Heil'gen Willen! Was führt Dich gerade jetzt hierher, in diese rings von Gefahren bedrohete Festung, theure Olga?" rief Trubetzkoi freudig bewegt zwar, doch nicht ohne ernste Besorgniß, als er sie, sobald sie sich allein befanden, in seine Arme schloß.

„Du fragst noch?" entgegnete sie, beinahe verletzt. „Habe ich Dir nicht hundertmal zugeschworen, daß meine Liebe zu Dir so mächtig ist, daß sie keinen Raum kennt, keine Gefahr scheut, daß sie mich Dir nachzieht, wohin Du Dich auch wendest. Was soll die ernste, besorgte Miene, die Du mir zeigst? Juble laut mit mir, denn ich bin frei, keine Scheidewand trennt uns mehr und ich biete Dir meine Hand, mein Herz voll heißer Liebesgluth."

„Du bist frei?" erwiderte der Fürst mit ernstem Erstaunen, „und der General, Dein Gemahl—"

„Ist todt!" unterbrach sie ihn, indem auch über ihre Stirn eine trübe Wolke zog. „Er starb sehr schnell und ich konnte ihn kaum betrauern, denn er war mir aufgezwungen worden, war mein Peiniger. Doch erlaß mir alle Einzelheiten, ich glaubte, Du würdest seinen Tod bereits erfahren haben—"

„Wie sollte ich?" fiel ihr der Fürst in's Wort. „Ich habe es absichtlich vermieden Kunde einzuziehen

von den Vorgängen in Warschau, und die Nachrichten, die wir aus dem Innern des Reichs hier erhalten, sind ohnedies nur spärlich und mangelhaft."

„Aber, mein Himmel, was ist das?" rief die Generalin heftig, sich aus seinen Armen windend. „O, wie anders habe ich mir dies Wiedersehen gedacht! Du äußerst keine Freude, bist so kalt, so finster!"

Sie warf sich auf einen Divan und schien eben in Thränen ausbrechen zu wollen, als er sich neben ihr niederließ, zärtlich ihre Hände ergriff und zu ihr sprach: „Du weißt, theure Olga, daß es ernste Augenblicke im Leben giebt, wo selbst der Sonnenstrahl einer unverhofften Freude die Schatten, die auf unsrer Seele lagern, nicht zu durchbrechen vermag. Ich liebe Dich, wie sonst, Olga; aber ich bin Soldat und liebe auch mein Vaterland. Deshalb zürne mir nicht, wenn Du mich jetzt gerade weniger gestimmt findest, das Entzücken des Wiedersehens durch lauten Jubel zu äußern, in einem Augenblicke, wo mächtige, uns überlegene Heeresschaaren uns nahen, wo ich jeden Augenblick den Ruf erwarte, in den Kampf auf Leben und Tod zu eilen."

„Nein, nein! Du sollst nicht mitkämpfen! Du bist jetzt mein und ich lasse Dich nicht mehr von meiner Seite," rief sie leidenschaftlich, ihre Arme um ihn schlingend. „Höre, was ich gethan habe! Ich bin in Petersburg gewesen, habe ohne Scheu meine Liebe zu Dir Deinem Vater entdeckt. Es ist mir auch gelungen, mir sein ganzes Wohlwollen zu erwerben; er willigt in unsern Bund, er wünscht, daß Du ungesäumt

Deinen Abschied nimmst, daß wir in seiner Nähe leben. Er hat mir Briefe für Dich mitgegeben an den Fürsten Mentschikoff, an den General Osten-Sacken — man wird Deine Entlassung nicht verweigern—“

Doch immer finsterer zogen sich die Falten auf Trubetzkoi's Stirn zusammen. Er hatte ihre Hände losgelassen und wie entsetzt vor ihr zurückweichend, unterbrach er sie: „Was hast Du gethan, Olga? Kennst Du mich so wenig, daß Du nur einen Augenblick glauben konntest, ich würde meine Ehre brandmarken? Was hat mein Vater nur gedacht?“

„Als ich Deinen Vater verließ,“ versetzte sie sichtbar betreten, „glaubte er nicht daran, daß ein Kampf hier ausbrechen würde. Er erklärte die Nachrichten von der beabsichtigten Expedition für leere Gerüchte, die sich nie verwirklichen würden und meinte: es würde Dir um so viel leichter werden Deinen Abschied zu erhalten, da Du doch nur zum müssigen Garnisondienste bestimmt wärst—“

„Doch wie Vieles hat sich seitdem geändert,“ unterbrach sie der Fürst. „Die Expedition ist zur Wahrheit geworden, der Feind bedroht diese Festung, dieses Juwel in der Krone Rußlands, und mein Regiment kann jede Minute Ordre erhalten, zur Vertheidigung Sebastopols auszurücken. Wie darf ich meinen Abschied jetzt verlangen, ohne den Verdacht der Feigheit auf mich zu laden, ohne mir die Verachtung aller meiner Kameraden zuzuziehen. Drum kein Wort mehr davon, Olga, denn Du wirst mir in der ernste Stunde des Wiedersehens keine Beleidigung zufügen wollen; Du

wirst Deine Liebe keinem Manne zuwenden wollen, den die öffentliche Meinung zum Feiglinge gestempelt hat."

„Aber das ist ja entsetzlich!" rief sie, wie verzweifelnd. „Das vernichtet alle meine Hoffnungen, zerstört alle meine Wünsche! Wie soll ich leben, mit der ewigen Todesangst um Dich im Herzen? Wie soll ich es ertragen, fern von Dir zu bleiben, wenn Dich Deine Pflicht in's Feld ruft? Habe ich darum gerungen und gestrebt Dich mein zu nennen, um Dein Herz jeder feindlichen Kugel preisgegeben zu sehen. Nein, ich lasse Dich nicht! Jetzt bist Du mein, ganz mein und kein Machtspruch soll Dich von mir trennen. Unserer Verbindung steht nichts im Wege, rufe einen Priester herbei, er soll unsre Hände verbinden diese Nacht noch, wie die Liebe unsre Herzen schon längst verbunden. Dann bin ich Deine Gattin, dann darf ich Dir folgen auf jedem Deiner Schritte, bis in das dichteste Kampfgewühl hinein!" In leidenschaftlicher Umarmung umschlang sie ihn und schluchzte laut an seiner Brust.

Der Fürst befand sich in einer seltsamen Lage. Er hatte die Generalin, verblendet durch ihre außerordentliche Schönheit, geliebt, mit der ganzen Gluth, welche ein junger, reicher, an galante Abenteuer gewöhnter Mann in der Regel einer Dame zuwendet, die nur verstohlen und in'sgeheim ihm ihre Liebe gewähren darf. So hatte ihn das Verhältniß gefesselt, so lange es geheim blieb, so lange die Genüsse, die es bot, durch Gefahren erkauft werden mußten; aber sobald der beleidigte Gatte den Schleier des Geheimnisses

zerriß und das verbrecherische Bündniß trennte, war auch in Trubetzkoi's Herzen eine bittere Nachempfindung erwacht, die ihn zum Nachdenken, ja, zur Reue führte. Mit der Reue war aber auch der zauberische Reiz zerstoben, der ihn an das schöne Weib gefesselt hatte. Er erkannte das große Unrecht, welches er ihrem Gatten, der zwar nur ein roher Krieger, aber doch sonst ein wackerer Mann war, zugefügt hatte, und das Gerede, welches er dadurch hervorgerufen, so wie seine Verbannung aus Warschau, bis an's Ende des russischen Reiches, erschien ihm beinahe als eine zu harte Buße, die seine Neigung gewaltig abkühlte. An die Ufer des schwarzen Meeres versetzt, gestand er sich, daß sein Rausch verflogen sei, und es gelang ihm eben so leicht auch Olga zu vergessen, wie er vor ihr so manche Andere vergessen, welche ihm die Hand geboten, zu flüchtigen Verbindungen. Nie aber war ihm der Gedanke in den Sinn gekommen, daß die Zukunft ihm eine Wiederanknüpfung des Verhältnisses, ja vielleicht gar eine dauernde, gesetzliche Vereinigung gestatten könnte. Er hatte nie daran gedacht, weil er es nie gewünscht hatte. Als er daher vor wenigen Minuten durch ihr Billet die Nachricht von ihrer unvermutheten Ankunft empfing, konnte er sich zwar einer freudigen Bewegung nicht erwehren, die jedoch schon größtentheils durch ihre flüchtige, zurückhaltende Mittheilung vom Tode ihres Gatten in ihm zerstört wurde. Ein unheimliches Grauen bemächtigte sich seiner vor der schönen Frau, die auch nicht die leiseste Trauer verrieth über das Hinscheiden ihres Eheherrn, die, keinen Blick nach

seinem Grabe werfend, nur nach dem Manne umschauete, mit dem sie die Ehre des Verstorbenen geschändet; die, unbekümmert um das Urtheil der Welt und des eigenen Gewissens, dem Geliebten nacheilte, um sich ihm in die Arme zu werfen und ihn in unweiblicher Weise aufzufordern, eiligst das Eheband mit ihr zu knüpfen. Durch dieses Aufdrängen besonders, mochte sie es auch durch die wilde Leidenschaft, die sie für ihn nährte, zu rechtfertigen suchen, fühlte sich der Fürst doch tief verletzt, denn er hatte, trotz aller ihrer Reize, doch niemals den Wunsch aufrichtig genährt, sie seine Gattin zu nennen.

Mit einer mißmuthigen Empfindung entwand er sich daher auch ihren Armen und sprach ernst und finster: „Du schwärmst, meine Liebe! Durch eine Verheirathung im gegenwärtigen Augenblicke, wo jeder Soldat nur an sein Vaterland, an seinen Kaiser denken soll, würde ich mich nur lächerlich machen, und ich mag ebenso wenig den Spott, als die Verachtung meiner Kameraden verdienen.“

Doch noch hatte er nicht ausgesprochen, als sie ihn schon wüthend von sich stieß, und ihre Blicke wie glühende Dolche auf ihn richtend, rief sie mit bebender Stimme: „Das ist also der Dank für meine Liebe! Zurückweisung — Beleidigung. O, wie thöricht war ich, daß ich auf Treue bauete in einem Männerherzen. Feodor, wenn Du wüßtest, was ich um Dich gewagt—“

„Ich will es nicht wissen!“ unterbrach er sie heftig. „Laß es mich auch nicht einmal ahnen, sonst

möchte ich die Stunde verwünschen, wo ich Dich zum ersten Male geschaut!“

„Was war das?“ rief sie mit einem unheimlichen Ausdrucke, während ihr schönes Antlitz sich dämonisch verzerrte. „Was könntest Du ahnen? O, mein Himmel! was habe ich gesagt?“

In demselben Momente wurde leise an die Thür geklopft und auf ihren Hereinruf trat eine Zofe herein und meldete, daß eine Ordonnanz im Hôtel erschienen sei, welche den Fürsten sogleich zu sprechen wünsche.

Eine solche Unterbrechung kam ihm jetzt erwünscht, um seinen Rückzug vorzubereiten, und eilig folgte er dem Mädchen nach dem Corridor, wo er einen Soldaten fand, der ihm die Ordre brachte, ungesäumt im Gouvernementspalaste zu erscheinen, wo der Fürst Mentschikoff alle Offiziere, bis zum Hauptmann abwärts, noch in dieser Nacht bei sich zu sehen wünsche, um ihnen Instructionen zu ertheilen. Trubetzkoi war sogleich bereit diesem Rufe zu folgen, und als er in's Zimmer trat, bot er Olga versöhnend die Hand und drückte sein Bedauern aus, daß er sie verlassen müsse, weil die Pflicht ihn rufe.

Doch mit allen Zeichen eines blinden, wüthenden Zornes stieß sie seine Hand zurück und rief ihm zu: „Geh', Falscher, Ungetreuer, Elender! Geh' — in den Tod!“

Trubetzkoi zuckte zusammen, aber ohne auch nur ein Wort zu erwidern auf den — gerade in diesem Augenblicke, wo der Tod ihm näher war, als je — so empörenden Wunsch, verließ er sie.

Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, als sie ihr häßliches Wort schon bereute und ihm nacheilte, um seine Verzeihung zu erflehen. Doch er hörte nicht auf ihren Ruf, den sie ihm von der Treppe herab nachschallen ließ und eilte, ohne sich umzuschauen, aus dem Hause.

Nur mühsam sich noch aufrecht erhaltend, wankte sie in ihr Zimmer zurück. Dort brach sie zuerst in lautes Schluchzen aus, dem ein heftiger Krampfanfall folgte. Ihre weibliche Dienerschaft lief herbei, ein Arzt mußte geholt werden, und beinahe die ganze Nacht hindurch dauerten die Krampferschütterungen fort; erst gegen Morgen stellte sich ein leichter Schlummer ein.

Indessen hatte sich der junge Mann, welcher dem Fürsten Trubetzkoi das Billet Olga's überbracht, in einen Mantel gehüllt und das Hôtel wieder verlassen, wo er im Gefolge der Generalin angekommen und abgestiegen war. Es schien, als ob er es nur darauf abgesehen habe, während der Nacht ohne Plan und Ziel in der Stadt herum zu streifen; denn er ging von Straße zu Straße, ohne bestimmte Richtung. Nur bei den Hauptwachen blieb er zuweilen stehen, knüpfte ein Gespräch mit den Soldaten an, welche die milde Nacht aus der dumpfigen Wachtstube heraus gelockt hatte und schien Erkundigungen einzuziehen. So gelangte er auch an eine, nahe den Wällen gelegene, Wache, welche nur schwach besetzt und von einem Unteroffiziere commandirt war. Dieser war zwar schon ein alter Mann, aber noch rüstig und dienstfähig. Er saß unter dem Wetterdache des kleinen Gebäudes auf

einer hölzernen Bank und rauchte aus einem kurzen Pfeifenstummel, als der junge Mensch zu ihm trat und ihn anredete, mit einem freundlichen Gruße beginnend. Anfangs gab der Alte nur mürrische und kurze Antworten und schien wenig geneigt, sich mit dem jungen Fremden in ein Gespräch einzulassen. Doch der einschmeichelnde Ton desselben und sein vertrauliches und doch achtungsvolles Wesen schienen den alten Graubart doch endlich zu erweichen, und als Jener ihm geradezu die Frage stellte: ob er nicht Dominik heiße und erst vor wenig Monaten freiwillig wieder in die Armee eingetreten sei? da horchte er hoch auf und bejahete die an ihn gerichtete Frage schon weit freundlicher. Der junge Mann vertraute ihm hierauf: daß er aus Warschau komme und im Gefolge der Generalin Tschernokoff, bei welcher er als Secretair angestellt sei, erst vor wenigen Stunden in Sebastopol angekommen wäre und daß er Auftrag habe von der Gräfin Krasinska, sich nach ihrem Sohne Stanislaus zu erkundigen, welcher als gemeiner Soldat im Regimente Michael diene.

Der Alte hatte so aufmerksam zugehört, daß ihm die Pfeife dabei ausgegangen war, und ganz verändert und in der freudigsten Bewegung, gab er dem Fragenden Auskunft über seinen ehemaligen Herrn, den er jetzt als Unteroffizier commandirte. Stanislaus hatte sich mit einer bewunderswürdigen Selbstverleugnung in sein hartes Schicksal gefunden und sich durch die strengste Pflichterfüllung das Wohlwollen und die Achtung seiner Vorgesetzten erworben. Gewöhnlich wurden

Diejenigen, welche zum Strafdienste in die Regimenter eingestellt wurden, einer noch weit strengeren Behandlung unterworfen, als ihre Kameraden; doch Stanislaus hatte sich, zur größten Verwunderung seiner ganzen Compagnie, noch nicht den geringsten Fehler zu Schulden kommen lassen und wenn sein alter Unteroffizier seinem Hauptmanne, dem Fürsten Trubetzkoi, Bericht über ihn abstatten mußte, so geschah es stets der Wahrheit gemäß und in der lobendsten Weise. Mit Leichtigkeit hatte er die Exercitien gelernt und zeichnete sich durch Sicherheit und Gewandtheit im Gebrauch der Waffen aus. Dabei aber war er freilich stets finster und verschlossen, hielt sich fast von allen seinen Kameraden zurück und nur, wenn er in den wenigen Mußestunden, die ihm vergönnt waren, sich ganz allein mit seinem alten Dominik befand, ließ er sich wohl mit diesem in ein vertrauliches Gespräch ein, über die Vergangenheit; doch selbst zu diesem Getreuen sprach er nie über seine Zukunft und gab weder einen Wunsch, noch eine Hoffnung zu erkennen. Mit eiserner Beharrlichkeit schien er sich zu einer blinden Maschine umgewandelt und jedem Blicke, der ihm eine Aussicht in die Zukunft bot, entsagt zu haben.

Jetzt lieh der junge Mensch dem Alten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit sein Ohr und schien gar nicht genug hören zu können. Doch als der Alte ihm mittheilte, daß Stanislaus, kaum tausend Schritte weit entfernt, vor dem Thore eines Munitionsmagazins Schildwach stehe, war er nicht länger mehr zu halten und schlug den Weg dorthin ein, den ihm Jener

bezeichnete. Doch der Alte rief ihm noch warnend nach, kein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, denn der Belagerungszustand sei bereits erklärt und es sei den Schildwachen streng verboten, so lange sie auf Posten ständen, mit irgend Jemand zu sprechen, wenn es nicht ein Vorgesetzter sei. Jener dankte ihm für seine Warnung, versprach sich darnach zu richten und eilte fort.

Bald erreichte er das Magazin, über dessem Thorwege eine große Laterne brannte, die ihr Licht gerade in das Schilderhaus hineinwarf, welches seitwärts stand, und dem jungen Fremden, welcher sich so leise, als möglich genähert hatte, bot sich ein Schauspiel dar, welches eine schmerzliche Bewegung in ihm hervorzurufen schien. Im Schilderhause lehnte die Heldengestalt des edeln Polenjünglings, ganz entstellt durch die plumpe, grobe Tracht des gemeinen Soldaten. In geistiger und körperlicher Erschöpfung schien er zusammen gebrochen. Auf sein Gewehr gestützt, war sein bleiches Haupt auf seinen Arm herabgesunken, und seine festgeschlossenen Augen verriethen, daß ihn der Schlaf überwältigt hatte. Ein tiefes, unaussprechliches Leiden drückte sich in seinen regungslosen, scharf eingeschnittenen Zügen aus.

Der junge Mensch erschrak heftig bei diesem Anblicke und helle Thränen perlten in seinen Augen. Er wußte, daß sich der Unglückliche durch den unbequemen Schlummer, zu welchem ihn gewiß nur die äußerste Erschöpfung aller seiner Kräfte gezwungen hatte, eines schweren Vergehens schuldig machte, welches hart bestraft worden wäre, hätte ihn ein Vorgesetzter

dabei überrascht. Er mußte ihn aufwecken; denn schon hörte er militairische Schritte in geringer Entfernung, die sich rasch näherten, und doch that es ihm so weh, daß er den kurzen Schlummer des Armen stören mußte. Leise trat er näher zu ihm, steckte ihm eine schöne Spätrose, die er an seinem Busen getragen, in den Lauf seines Gewehrs und flüsterte ihm dann mit sanfter, wohllautender Stimme in's Ohr: „Wach' auf, Stanislaus! Man kommt!“ Im nächsten Augenblicke aber war er auch schon hinter dem Schilderhause verschwunden und eilte im Dunkel fort, an der Seitenmauer des Magazingebäudes entlang.

Als Stanislaus die Augen aufschlug, erschrak er selbst und rief leise vor sich hin: „Mein Himmel, hab' ich denn geschlafen? Hab' ich denn geträumt, daß mich Georginens liebliche Stimme erweckte? Nein, das war mehr als Traum! Und hier — wie kommt diese Rose hierher? Sollte sie mir ihre Nähe verkünden? Thorheit!“ fügte er traurig hinzu. „Wie sollte sie hierher kommen, und Gott bewahre mich, daß ich ihre Gegenwart hier wünschen sollte. Wer weiß, welche lose Dirne sich einen Scherz mit mir erlaubt, und doch muß ich ihr danken, daß sie mich erweckte — denn hier kommt die Wachtronde.“ Rasch barg er die Rose in seinen Busen, trat aus dem Schilderhause, schulterte sein Gewehr und salutirte gleich darauf, als der Offizier, der die Ronde führte, mit welcher er die Wachtposten inspicirte, zu ihm trat und nachdem er ihm einige Fragen vorgelegt, wieder abzog.

Schweigend ging hierauf Stanislaus auf seinem Posten auf und nieder; denn er wollte sich gegen die Versuchung wieder einzuschlafen, durch Bewegung schützen. Eine unheimliche Stille hatte sich niedergesenkt auf die Festung und schwarze Wolken breiteten sich wie ein Bahrtuch über den Himmel aus und verlöschten die letzten Sterne, die hier und da noch funkelten. Die Gegend, in welcher das Magazin stand, war einsam und abgelegen und kein menschliches Wesen war sichtbar, in weiter Runde. Obgleich Stanislaus sonst stets die Pflichten einer Schildwache treulich erfüllt hatte, so schien er doch gerade in dieser Nacht seinen Obliegenheiten weniger nachzukommen. Denn er hatte seinen Blick mehr in sein Inneres versenkt, als auf seine äußeren Umgebungen gerichtet, und hing seinen Gedanken nach über die geheimnißvolle Weise, wie er aus seinem Schlummer erweckt und mit der Rose beschenkt worden war. Deshalb hörte er auch nicht ein dumpfes Klopfen, kaum hundert Schritte von ihm entfernt, an der Seitenmauer des Magazins.

Doch plötzlich eilte, von derselben Richtung her, der junge Mensch, welcher ihn erweckt hatte, wieder herbei und rief ihm angstvoll zu: „Schildwach! Schnell herbei! Dort brechen Tartaren in das Magazin ein. Sie führen Böses im Schilde.“

Kaum vernahm Stanislaus diesen Warnungsruf, als sein Pflichtgefühl ihm auch plötzlich wiederkehrte, und ohne weiter zu fragen oder seinen Warner genauer zu betrachten, eilte er um die Ecke des Gebäudes nach der Richtung zu, wo er auch jetzt das verdächtige Ge-

räusch vernahm. Er erblickte zugleich auch die drei Tartaren, welche eifrig beschäftigt waren, die Mauer zu durchbrechen, und es darauf angelegt zu haben schienen, von der Schildwache überrascht zu werden, um diese dann überfallen und niedermachen zu können. Sobald er sich ihnen näherte, stoben sie auseinander und suchten ihn zu umzingeln. Stanislaus erkannte auf den ersten Blick, in welcher gefährlichen Lage er sich befand; denn ein Hülferuf würde zur Nachtzeit in der abgelegenen Gegend, wo Alles wie ausgestorben war, wahrscheinlich vergeblich geblieben sein. Den Schuß aber, der sich in seinem Gewehre befand, durfte er nicht als Nothschuß vergeuden, sondern mußte hin aufsparen zu seiner Vertheidigung.

Den Tartaren war es mit großer Gewandheit gelungen ihn von zwei Seiten mit ihren krummen Säbeln und langen Messern anzugreifen, während sich der Dritte ihm in den Rücken geschlichen hatte. Der junge Mann aber, der ihn zuerst aufmerksam gemacht hatte auf ihr geheimes Treiben, war ihm auf dem Fuße gefolgt und hatte ihm sein Seitengewehr aus der Scheide gezogen, um ihm Beistand leisten zu können. So deckte er ihn im Rücken, mit einem Muthe und einer Sicherheit, welche verrieth, daß er wohl mit Waffen umzugehen wußte. Stanislaus, der außerordentlich geschickt im Bajonetfechten war, hatte sich deshalb nur gegen die Zwei zu vertheidigen, welche ihn mit wilder Wuth von beiden Seiten angegriffen hatten; aber bald gelang es ihm den Einen kampfunfähig zu machen, indem er ihm die Brust mit dem Bajonete durchbohrte, worauf

er mit dumpfem Stöhnen zu Boden sank. Der Andere drang nur um so wüthender auf ihn ein, aber Stanislaus ließ ihn ganz nahe an sich heran kommen und schoß ihn nieder. Die Kugel hatte ihm die Schulter zerschmettert und laut aufschreiend vor Schmerz, stürzte er zusammen. Der Dritte, welchen der junge Mann bisher mit unerschütterlicher Tapferkeit zurückgehalten hatte, entfloh. Doch in einer der nächsten Straßen hatte ihn die Wachtronde, die durch den Schuß aufmerksam geworden war und nach dem Magazine zurückeilte, aufgegriffen und festgenommen. Erst als auch der zweite Feind gefallen war, blickte sich Stanislaus nach seinem Mitkämpfer um und sprach ihm seinen heißen Dank und die Anerkennung aus, daß er ihm allein den Sieg eigentlich verdanke; denn ohne seinen tapfern Beistand würde er nicht im Stande gewesen sein, auch den dritten Tartaren zu bekämpfen. Dann bat er ihn um seinen Namen, indem er ihm den Seinigen nannte.

Der junge Mann aber blieb in geraumer Entfernung vor ihm stehen und indem er ihm mit abgewendeten Antlitze seinen Säbel wieder überreichte, sprach er leise: „Noch ist es nicht Zeit, Ihnen meinen Namen zu nennen; später vielleicht, wenn wir uns wiedersehen. Der einzige Dank aber, den ich von Ihnen verlange, besteht darin, daß Sie in Ihrem Berichte über diesen Vorfall meine Mitwirkung gänzlich verschweigen. Gott schütze Sie in allen Ihren Kämpfen, wie heute.“

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell, und in der nächsten Minute schon war er in den Schatten der Nacht verschwunden.

Stanislaus fühlte sich seltsam bewegt durch diese Rede und obgleich der Ton der Stimme nur leise zu seinen Ohren gedrungen war, hatte er doch tief in seinem Herzen Anklang gefunden, ja, er war ihm sogar bekannt erschienen. Deshalb stand er auch wie bezaubert und als er endlich den Fuß hob, ihm zu folgen, war es zu spät; denn der junge Mann war bereits verschwunden und die Wachtronde kam eiligst herbei, den Gefangenen mit sich schleppend.

Der Offizier war erstaunt, als er die beiden schwerverwundeten Tartaren am Boden liegen sah und die Schildwache ruhig dabei stehend, ganz unverletzt. Stanislaus stattete jetzt einen genauen Bericht über den Vorgang ab, und obgleich er gern den Verdiensten seines unbekannten Mitkämpfers hätte volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so glaubte er doch dessen Verlangen, seine Mitwirkung zu verschweigen, erfüllen zu müssen, da er die Gründe nicht kannte, die ihn dazu veranlaßt hatten. In einem um so höheren Glanze aber mußte nun seine eigne Tapferkeit erscheinen, und er suchte durch die größte Bescheidenheit deshalb sein eigenes Verdienst zu schmälern.

Der Offizier aber, welcher die Ronde führte, war ein redlicher Mann, der offen sein Erstaunen ausdrückte, daß es ihm gelungen war, den Sieg gegen drei wüthende Feinde zu behaupten, wobei er ihm die Versicherung gab, er werde dafür Sorge tragen, daß seine

Geistesgegenwart und Tapferkeit dem Fürsten Mentschikoff selbst zu Ohren kommen sollten. Hierauf wurden Untersuchungen angestellt über die eigentliche Absicht der Tartaren und es zeigte sich bald, daß sie nichts Geringeres im Schilde geführt hatten, als in das Magazin einzubrechen und es in die Luft zu sprengen; denn man fand Zündfaden bei ihnen und andere Materialien, Feuer anzulegen. Erst später aber stellte es sich heraus, daß gleich nach der Landung der verbündeten Heere sich unter den eingebornen Tartaren, welche noch immer im Stillen einen wüthenden Haß gegen ihre Unterdrücker, die Russen, nährten, eine Verschwörung gebildet hatte. Der Zweck derselben war, nach und nach alle Munitionsmagazine in und um Sebastopol zu zerstören, um den Russen dadurch die Vertheidigung ihrer Festung unmöglich zu machen. Doch da gleich der erste Versuch so schmählich mißlungen war, wurden sie wahrscheinlich von einer Wiederholung abgeschreckt, welche auch gewiß durch die verdoppelte Wachtsamkeit der Russen vereitelt worden wäre. Die tapfere That des Soldaten Stanislaus mußte aber ein um so schwereres Gewicht erhalten, da eben durch sie ein unberechenbares Unglück verhütet und der verbrecherische Plan der Tartaren entdeckt worden war.

Die beiden Schwerverwundeten wurden mit fortgeschleppt und Stanislaus mit dem Glockenschlage der nächsten Stunde abgelöst. Die heftige Aufregung seines Innern, welche theils durch die Erscheinung des Fremden, theils durch den blutigen Vorfall in ihm hervorgerufen worden war, hatte seine körperliche Erschöpfung fast

gänzlich verscheucht. Er verschmähete es, in der dumpfigen Wachtstube auf seiner Matratze der Ruhe zu pflegen, sondern setzte sich zu Dominik auf die Bank vor der Wache und erzählte ihm, in beinahe heiterer Stimmung, seine Erlebnisse. Auch der Alte gerieth in lebhaftes Erstaunen und behauptete: Recht und Gerechtigkeit müßten in Rußland zu Grabe gegangen sein, wenn eine solche That unbelohnt bleiben sollte. Dann aber theilte er ihm sein Gespräch mit dem jungen Manne mit, welcher sich im Auftrage seiner Mutter nach ihm erkundigt und sich für den Secretair der Generalin Tschernokoff ausgegeben hatte.

Stanislaus horchte hoch auf, denn diese Mittheilung schien ihm Licht zu geben. Er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß jener angebliche Secretair derselbe junge Mann sei, welcher ihm eben einen so wichtigen Dienst geleistet; ja er glaubte sogar, daß er es auch gewesen, welcher ihn aus seinem Schlummer erweckt, obgleich er sich die Bedeutung der Rose nicht zu erklären wußte, die er für ein Geschenk aus weiblicher Hand gehalten hatte. Indessen beschloß er den Unbekannten morgen schon aufzusuchen, da er ihn in der Nähe der Generalin finden mußte, und ihm nochmals seinen heißen Dank abzustatten und ihn um Nachrichten von seiner Mutter zu bitten, von welcher er seit Monaten nichts erfahren hatte. Doch leider kam sein Vorsatz nicht zur Ausführung. Denn am nächsten Morgen nach seiner Ablösung von der Wache wurde er zur Parade beordert. Der Offizier der Ronde hatte Wort gehalten und den nächtlichen Vorfall dem Fürsten Mentschikoff

selbst angezeigt, der den Bericht von großer Wichtigkeit erklärte und die tapfere Schildwache sich vorgestellt zu sehen wünschte. Als er den Namen derselben erfuhr, zog sich freilich seine Stirn kraus; denn er wußte, daß der junge Graf Krasinsky nach Sibirien verbannt, aber zum Strafdienste begnadigt worden war. „Doch gleichviel," sprach er darauf. „Er hat dem Kaiser einen wichtigen Dienst geleistet und dieser muß belohnt werden, ohne seine Vergangenheit zu berücksichtigen."

Stanislaus empfand über diese Erhöhung, obgleich sie ihn aus der nähern Berührung mit der Gemeinheit befreite, welche seine rohen Kameraden leider allzusehr zur Schau trugen, wenig Freude, und sein Dank lautete ziemlich kalt. Eine Stunde später erhielt sein Regiment Befehl aus der Festung hinaus in's Feld zu rücken und so blieb ihm keine Zeit mehr den Secretair der Generalin aufzusuchen.

III

Unbegreiflich erscheint es fast, daß die Russen ihre Flotte, auf die der Kaiser Nikolaus so viele Millionen verwendet und die dazu bestimmt war der Stolz Rußlands zu werden und allen Seemächten Furcht einzuflößen, in so unverantwortlicher Weise zurückhielten, ohne auch nur den Versuch damit zu machen, die Landung der Alliirten zu verhindern. Selbst die erfahrendsten englischen Seeoffiziere gestehen es offen ein, daß

die Russen mit ihren riesigen Kriegsschiffen leicht im Stande gewesen wären, das ganze verbündete Geschwader auseinander zu sprengen und von einer Landung zurück zu halten, wenn ein Nelson an ihrer Spitze gestanden und sie sich nur heraus gewagt hätten, aus ihrem sichern Hafen. Besonders in der dunkeln und stürmischen Nacht, nach dem 10. September, wo sich die Schiffe nur mit großer Mühe beisammen halten konnten, hätte ein Hauptschlag leicht gelingen können. Daß auch nicht einmal ein Versuch geschehen, daß die Schiffe den Hafen nicht verlassen durften, trotz der brennenden Begier der Besatzung und der Befehlshaber, wird noch lange ein unauflösliches Räthsel bleiben. Einen trüben Flecken in der russischen Geschichte wird aber die Thatsache bilden, daß Rußland seine tapfern Admiräle und Seeleute lieber auf den Wällen der Festung umkommen und seine kostbaren Schiffe aufbrennen, oder anbohren und versenken ließ, als daß es auch nur einen einzigen Angriff auf die Feinde damit gewagt hätte. Wen auch der Vorwurf dieser muthlosen Sebstvernichtung treffen mag, die Nachwelt wird sie eine Feigheit nennen; denn wollte Rußland für eine Seemacht gelten, so mußte es auch wissen, daß es ehrenvoller ist, im Kampfe unterzugehen, als sich hinter sichern Mauern selbstmörderisch einem ruhmlosen Tode zu weihen.

Schon am frühesten Morgen des 14. Septembers hatte die Landung ohne das geringste Hinderniß an einem Strande in der Nähe des Tasla-See's begonnen. Eine Stunde nachdem das Signal zur Ausschiffung gegeben worden war, befanden sich bereits 9000 Mann

Franzosen am Lande, welche ohne Zögerung ihre Vorposten über die Straßen und Stoppelfelder vorschoben. So weit man in das Land hinein schauen konnte, war nirgends eine feindliche Armee zu erblicken, nur ein einziger russischer Offizier wurde von den Mastkörben der Schiffe aus, auf einer Anhöhe bemerkt, wo er von einigen Kosacken umgeben, die Riesenflotte in sein Taschenbuch zu zeichnen schien. Mit den Tartaren, welche sich bald sehr zahlreich einfanden, wußten sich die Soldaten sehr leicht zu befreunden, indem sie ihnen allerlei Lebensmittel, besonders Eier, Hühner und Schafe abkauften und sich Holz und Wasser von ihnen herbeiholen ließen. Schon am andern Morgen wurde auch den Russen ein Transport Lebensmittel, welche für Sebastopol bestimmt waren, weggenommen, welcher 30 Karren mit Mehl, einige Wagen mit Früchten, 160 Ochsen und mehrere mit Getraide beladene Dromedare enthielt.

Schon nach drei Tagen war das schwierige Werk der Ausschiffung einer Armee von 60,000 Mann vollbracht, ohne Hinderniß, ohne irgend einen erwähnenswerthen Unfall und überall herrschte in dem verbündeten Heere die größte Siegeszuversicht und Kampflust. Das Loos war jetzt geworfen. Man mußte siegen oder untergehen. Denn hatten sich auch die Russen der Landung nicht widersetzt, so war doch als gewiß anzunehmen, daß sie die Wiedereinschiffung einer geschlagenen Armee gehindert haben würden.

Es war ein imposanter Anblick, in drei verschiedenen Lagern, die sich in der weiten Ebene gebildet hat-

ten, die Wachtfeuer auflodern zu sehen. Aber es wurde den Heeren nur kurze Rast vergönnt, denn die blutige Arbeit sollte ohne Säumen beginnen. Schon am 18. September Nachmittags war die Ausschiffung der Feldartillerie, der Reiterei und der nothwendigsten Kriegsbedürfnisse beendigt und schon in der folgenden Nacht wurde der Befehl ertheilt, mit dem nächsten Morgengrauen die Zelte abzubrechen. Man wollte den Russen den ersten kriegerischen Gruß bieten, die in einer Entfernung von zwei deutschen Meilen, in südlicher Richtung, am linken Ufer des kleinen Flusses Alma eine kampfbereite Stellung eingenommen hatten. Um 3 Uhr Morgens tönte der Trommelwirbel durch die Lager, und weckte alle Schläfer. Wie ein Bienenschwarm wogte es bald geschäftig hin und her, und in wenigen Minuten waren die Zelte abgebrochen, die mit andern Lagergeräthschaften wieder in die bereit liegenden Boote geschafft wurden, welche sie den Schiffen zuführten. Dann wurden die Feuer auf's Neue angeschürt und das Frühstück bereitet. Die französische Division, unter General Canrobert, brach zuerst auf. Eine Stunde später, sich mehr links haltend, folgte das brittische Heer und endlich zog die türkische Infanterie, 7000 Mann stark, unter Suleiman Pascha, am Meeresufer entlang. Den Franzosen, welche die Spitze bildeten, schlossen sich zunächst die Divisionen, Prinz Napoleon, und der Generale Bosquet und Forey an, und während die Landtruppen auf diese Weise vorrückten, folgte die Flotte mit einer schwachen Südwestbrise, gleichsam als rechter Flügel des Ganzen.

So war plötzlich nach dem lebhaften Menschengewühl in der großen, wüsten Ebene wieder Einsamkeit und Stille eingetreten. Die Heere waren so aufgestellt gewesen, daß ihre Position ein Dreieck bildete. In der Nähe des großen Hauptquartiers hatte sich das türkische Corps gelagert gehabt, und ein wenig weiter zurück befand sich der Artilleriepark der Franzosen. In dem verlassenen türkischen Lager befand sich nur noch ein einziges, großes, prachtvolles Zelt, welches dem Pascha Suleiman zur Wohnung gedient hatte, der nicht allein einen großen Theil seiner Dienerschaft, sondern auch zwei seiner Favoritinnen mit in's Feld genommen hatte. Die Eine derselben, Zemira, war ihrem Herrn und Gebieter bereits gefolgt; die Andere jedoch, Aminda, eine Circassierin von seltener Schönheit, hatte ihren Aufbruch verzögert, indem sie sich für unpäßlich erklärte und behauptete: sie würde das Fahren in dem verschlossenen Wagen, welcher für sie bestimmt war, nicht vertragen können, weshalb der Pascha in seiner zärtlichen Besorgniß befohlen hatte, von seinem Transportschiffe, welches ihn hergeführt, eine Sänfte herbeizuholen. Nur mit vieler Mühe und Zeitverlust war dies endlich gelungen und die Sänfte stand jetzt harrend vor dem Zelte, während ein Serail-Beamter dabei stand, und sechs schwarze Eunuchen sich im Innern befanden, mit Einpacken beschäftigt.

In dem angränzenden französischen Artillerielager war nur noch eine halbe Batterie Zwölfpfünder mit der dazu gehörigen Mannschaft zurückgeblieben, die von dem Capitain Hector de Beaumont commandirt wurde.

Seitwärts aber stand ein ziemlich geräumiger Marketenderkarren, mit weißer Leinewand überdacht und mit einem feurigen, starken Ponny bespannt. Eine außerordentlich hübsche Marketenderin, welche mit einer reizenden Koketterie gekleidet war, saß auf dem Vordersitze des Wagens, hielt den ungeduldigen Ponny fest am Zügel und schaute zuweilen verstohlen nach dem türkischen Zelte hinüber. Auch die französischen Artilleristen schienen ungeduldig zu werden und konnten nicht begreifen, was ihren sonst so tapfern und stürmischen Hauptmann veranlassen konnte, den ersehnten Befehl zum Abmarsch so lange zu verzögern. Einigen seiner Leute hatte er eine geheime Ordre gegeben, worauf sie, in der Richtung nach dem türkischen Zelte zu, abgezogen und noch nicht wieder zurückgekehrt waren. Auch hatte er den Zurückgebliebenen eine Stellung angewiesen, in welcher sie das verlassene türkische Lager im Rücken behielten und ihre Blicke nach dem Meere hinaus richten mußten. Er selbst aber saß auf einem Munitionswagen und schien mit der gespanntesten Aufmerksamkeit Alles zu beobachten, was um das Zelt herum vorging; ja, er schien sogar telegraphische Zeichen in die Ferne hinaus zu geben; denn in der einen Hand hielt er seinen Säbel, in der andern sein Käppi, hoch empor und machte allerlei seltsame Bewegungen damit. Selbst die niedliche Marketenderin schien diese Zeichen zu beachten, denn sie ließ ihre Blicke bald links nach dem Capitain, bald rechts nach dem Zelte schweifen.

Endlich schien man dort mit den Vorbereitungen zur Abreise fertig zu sein. Der Serailbeamte, welcher

bisher ganz allein bei der offenen Sänfte gestanden, schlug den Vorhang des Zeltes zurück und schien mit ehrerbietiger Geberde hinein zu fragen: ob seine schöne Gebieterin bereit sei, aufzubrechen?

Jetzt fuhr der Capitain, der noch immer auf dem Munitionswagen saß, in der wunderlichsten Weise mit seinem Käppi und dem Säbel in der Luft herum, worauf sogleich die von ihm abgeschickten Artilleristen, ungefähr zehn Mann, zum Vorschein kamen. Sie hatten hinter einem Sandhügel platt auf der Erde gelegen, sprangen jetzt, so geräuschlos als möglich, auf, schnitten mit Blitzesschnelle die Zeltleinen durch und postirten sich nun um das Zelt herum, wobei Jeder einen der Zeltstäbe faßte und sich so viel als möglich in die Falten der Leinewand zu verbergen suchte. Auch die Marketenderin mußte ein Zeichen erhalten haben; denn sie ließ ihren Ponny, wenn auch nur langsam, vorwärts gehen, wodurch ihr leichter Wagen sich mehr der Sänfte näherte und kaum noch funfzig Schritte davon entfernt war.

Nach einigen Minuten erschien endlich die Favoritin, ganz in Schleier gehüllt, begleitet von dem Serailbeamten und zwei Dienerinnen und stieg in die Sänfte. Ehe sie sich jedoch noch niederließ, schien sie etwas zu vermissen und gab mit ungeduldiger Geberde den beiden Dienerinnen Befehl, es auf der Stelle herbeizuholen, die auch gehorsam sogleich wieder verschwanden. Doch auch für den Beamten, der zurückgeblieben war, um sie nicht allein zu lassen, hatte sie gleichfalls einen dringenden Auftrag, mit dem sie ihn in das Zelt zurückschickte, und als er verlegen zögerte, rief sie ihm,

mit den lebhaftesten Gesticulationen, einige heftige Worte zu, die auch ihn zum Gehorsam veranlaßten.

Kaum aber hatte er die schöne Aminda allein gelassen und die schweren Vorhänge des Zeltes waren hinter ihm zugefallen, als der Capitain sein Käppi auf die Spitze seines Säbels steckte und diesen mit einem Eifer um sein Haupt schwenkte, aus welchem sich schließen ließ, daß er damit sein letztes Signal geben wolle. Es war auch bemerkt worden; denn fast gleichzeitig zogen die Artilleristen die Zeltstangen aus dem leichten Sandboden und stürztten im Nu das ganze luftige Gebäude zusammen, so daß Alle die darin Befindlichen unter den schweren Leinwandwolken, die auf sie niederfielen, begraben wurden. Pfeilschnell eilten nun die Anstifter des Einsturzes, ohne sich umzuschauen, nach ihrer Batterie zurück.

Doch auch von der Marketenderin war dieses letzte telegraphische Zeichen nicht unbeachtet geblieben; denn sie hatte es kaum bemerkt und fast gleichzeitig das Zelt zusammen sinken sehen, als sie mit ihrem Wagen dicht an die Sänfte fuhr, der Favoritin beide Hände reichte und sie mit kräftigem Schwunge zu sich hinauf hob, worauf diese unter dem Leinwand-Verdecke verschwand. Hierauf erschallte ein Peitschenknall, der Ponny wieherte, streckte sich und saußte im Carriere davon.

Dies Alles war nur das Werk weniger Augenblicke und indem das sämmtliche Gefolge dumpf stöhnend und schreiend sich noch abmühete, unter der Last des Zeltes wieder an das Tageslicht hervorzukriechen, war der leichte Marketenderwagen schon eine geraume Strecke

weit entfernt, während die Sänfte einsam und verlassen stand.

Der Capitain de Beaumonte schien auch eben nur das Davonjagen des Wagens abgewartet zu haben, um sich von dem Munitionskarren herab zu schwingen, sein Roß zu besteigen und zum Abmarsch zu commandiren.

Die Batterie setzte sich sogleich in Bewegung und schien die versäumte Zeit durch verdoppelte Eile wieder einholen zu wollen. Der Capitain aber begab sich, sobald der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, von der Spitze an das Ende desselben, um desto bequemer und ohne Aufsehen bei seinen Leuten zu erregen, zurückschauen zu können. Ein thriumphirendes Lächeln schwebte um seine Lippen, als er vom türkischen Lager herüber das unaufhörliche Klaggeschrei „O Allah! Allah!" vernahm. Zugleich bemerkte er, wie der Serailbeamte, die weiblichen und männlichen Diener sich endlich unter der Wucht der Zeltleinwand wieder hervorgearbeitet hatten und mit den Händen in der Luft herum fahrend, verzweiflungsvoll bald hierhin, bald dorthin sprangen, um ihre verlorene Gebieterin zu suchen, und immer wieder zu der Sänfte zurückkehrten und dort hinein schauten, als ob sie meinten, sie hätte sich nur unsichtbar gemacht, um sie in Angst zu setzen, und werde sich ihnen nun wieder zeigen. Aber so oft sie auch hineinguckten, die Sänfte blieb leer und ihre schöne Herrin war spurlos verschwunden.

Besonders der Serailbeamte befand sich in der furchtbarsten Aufregung. Er wälzte sich am Boden,

wüthete gegen sich selbst und rief unaufhörlich den großen Propheten an, ihm beizustehen die Verlorene wieder zu finden; denn er wagte es nicht, ohne dieselbe seinem zornigen Gebieter wieder unter die Augen zu treten, der ihn zur strengsten Verantwortung gezogen, ja, ihn vielleicht zum Tode verurtheilt haben würde. In seiner Harmlosigkeit erschien ihm der ganze Vorfall unbegreiflich. Daß das Zusammenstürtzen des Zeltes, welches er nur einem Zufalle zuschrieb, mit dem Verschwinden Aminda's in Verbindung stehen könne, fiel ihm gar nicht ein, und daß die französischen Artilleristen ihre Hand dabei im Spiele gehabt, erschien ihm kaum als möglich, denn sie waren ja Verbündete des Sultans, welchen er einen solchen Frevel gar nicht zutrauen durfte. Auch hatte er ja keinen Franzosen in der Nähe des Zeltes bemerkt und eben so wenig schien es ihm denkbar, daß seine Gebieterin auf dem Marketenderwagen, dessen Annäherung ihm allerdings nicht entgangen war, entführt worden sein sollte; denn er vermochte sich die hohe Würde einer Favoritin seines Pascha's mit einem so geringen Fuhrwerke gar nicht zusammen zu reimen. Auch gehörte er zu denjenigen überklugen Beamten, die sich einbilden, daß ihrem Scharfblicke nichts entgehen könne, und weil er in der That nichts bemerkt hatte, daß seine Gebieterin eine heimliche Liebesintrigue angesponnen, so glaubte er auch keinen derartigen Verdacht gegen sie hegen zu dürfen. So blieb ihm denn also zuletzt nichts übrig, als die Annahme, daß ein Kosack oder ein Tartar, vor welchen er überhaupt gewaltige Furcht hegte, im Fluge herbeigeeilt, gerade

in dem verhängnißvollen Momente, wo das Zelt zusammen stürzte, und Aminda auch im Fluge auf seinem Rosse entführt habe. Ein entsetzliches Grauen erfaßte ihn, als sich dieser Gedanke, welchem auch die Eunuchen beistimmten, immer fester in ihm einnistete; denn er glaubte von nun an überall, soweit sein Auge über die wüste Steppe reichte, Kosacken und Tartaren zu erblicken, welche auch nach ihm fahndeten, um ihn in Gefangenschaft fortzuschleppen. Er wünschte deshalb auch sobald als möglich der Batterie folgen zu können, um unter ihrem Schutze den Marsch weiter fortzusetzen. Aber so eifrig er auch die Dienerschaft antrieb, das Zelt zusammen zu raffen und das zurückgebliebene Gepäck der Favoritin fortzuschaffen, vermochte er mit seinen Leuten doch erst aufzubrechen, als die Batterie kaum noch sichtbar, der Marketenderwagen seinen Blicken aber schon gänzlich entschwunden war.

Unter der gesammten Mannschaft der Batterie befand sich auch kein Einziger, der seinen Hauptmann nicht geliebt und geachtet hätte, und Alle hatten ihm schon mehr als einmal durch die That bewiesen: daß sie jederzeit bereit waren, im eigentlichsten Sinne des Wortes, für ihn und mit ihm durch das Feuer zu gehen. Denn er hatte sie ja bereits seit Jahren in Algier befehligt und obgleich er zu der Reserve-Artillerie der Jäger von Vincennes gehörte, hatte er seine wackere Batterie doch schon oft genug in das Treffen geführt.

Hector de Beaumonte war einer der schönsten Männer in der ganzen französischen Armee, aber auch zugleich einer der Tapfersten und liebenswürdigsten.

Streng im Dienste, war er doch außerhalb desselben der beste Kamerad, selbst gegen den gemeinen Soldaten, und sein Freundschaftsbund mit dem Ober-Bombardier Charles Morand war bekannt, denn man nannte sie nur die beiden Unzertrennlichen und nur im Dienste kam ihr militairischer Grad zur Geltung. Beide waren ächte Franzosen, tapfer bis zur Tollkühnheit, gutherzig bis zur äußersten Selbstaufopferung, leidenschaftlich gestimmt für galante Abenteuer und fast immer heiter und mit leichtem Sinne in die Zukunft schauend. Morand war einer gebildeten bürgerlichen Familie entsprossen und hatte ein wissenschaftliches Studium, dem er sich widmen wollte, verlassen, um sich als Freiwilliger in die Armee aufnehmen zu lassen. Es hatte ihn dazu theils eine reine Neigung für den militairischen Stand, besonders für die Artillerie, theils auch noch ein anderer Grund, der mit seinem Herzen in Verbindung stand, veranlaßt. Schon während seiner Universitätsstudien hatte er in'sgeheim ein zärtliches Bündniß geschlossen mit der Wirthstochter eines kleinen Gasthauses, die sich Marion Fleur nannte. Ihr Ruf war tadellos und sie verdiente die Achtung, die ihr von allen Seiten gezollt wurde, auch in hohem Grade; denn trotz ihrer immer heitern Laune und der mancherlei Versuchungen, welchen sie durch das Geschäft ihres Vaters, dem sie selbst mit vorstehen mußte, ausgesetzt war, blieb sie doch rein und schuldlos. Sie hing mit unaussprechlicher Liebe und Treue an Charles Morand, mit dem sie sich im Stillen verlobt, da die Einwilligung seiner Eltern noch nicht zu erlangen war; denn ihr Vater

war arm und durch unverschuldete Unglücksfälle so weit herabgekommen, daß sein kleines, baufälliges Haus öffentlich verkauft werden mußte. Auf diese Weise aus seinem Eigenthum vertrieben, blieb ihm nichts übrig, als der Aufforderung der Regierung zu folgen und sich als Marketender für die Armee im Orient anwerben zu lassen. Marion, welche ihre kindlichen Pflichten stets heilig hielt, ließ sich durch nichts zurückhalten, ihren Vater zu begleiten, und Charles, der es für unmöglich hielt, sich von ihr zu trennen und sie den Gefahren des Krieges entgegen ziehen zu lassen, ohne im Stande zu sein ihr seinen Schutz zu leihen, meldete sich als Freiwilliger für die Artillerie. Fast zu gleicher Zeit landeten Beide in Konstantinopel und wurden mit einem und demselben Transportschiffe nach Varna gesendet, wo sich die verbündeten Armeen zusammen zogen. Marion's Vater begann seine Marketenderei mit dem regsten Eifer und hatte bald das Glück, sein kleines Etablissement in Ruf zu bringen und zu vergrößern. Morand wurde der Batterie des Capitains Beaumonte zugewiesen und zeichnete sich bald in so seltener Weise aus, daß er schon nach wenigen Monaten zum Ober-Bombardier avancirte und zwar mit der lauten, aufrichtigen Beistimmung aller seiner Kameraden. Sein freundschaftliches Verhältniß mit seinem Capitain war schon in frühern Jahren in Paris geknüpft worden, und wurde jetzt im Felde nur noch mehr befestigt.

Im Frühjahr war der alte Fleur mit seiner Tochter im Oriente eingetroffen und zu Anfang des Herbstes hatte sich sein Marketendergeschäft schon so bedeutend

vergrößert, daß er es theilen und die Hälfte seiner Tochter allein überlassen mußte. So geschah es denn auch, daß er nach der Landung in der Krim mit seinem Fuhrwerke bereits dem Jägercorps gefolgt war, während seine Tochter mit dem Wagen, den sie selbst trefflich zu leiten wußte, unter dem Schutze Morands, der sich offen für ihren Bräutigam erklärt hatte, bei der Batterie zurückblieb.

Der eilige Marsch der Artilleristen hinderte sie doch nicht, nach ihrer gewöhnlichen Weise mit einander zu plaudern, und so unterhielten sich denn auch zwei derselben, welche mit zu dem Zelteinsturtze commandirt gewesen waren, über eben diesen Vorfall.

„Was denkst Du eigentlich von der Geschichte, Flanquer?“ begann der Eine.

„Mir kommt sie vor, wie ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht, mein guter Rapide; nur mit dem Unterschiede, daß ich nicht klug daraus werde,“ entgegnete der Andere. „Daß unser Capitain umsonst und um nichts den Türken einen Schabernack spielen sollte, blos um sie zu foppen, will mir gar nicht in den Kopf. Ich weiß gar wohl, daß er gern solche Schwänke treibt, aber jetzt ist doch wahrhaftig keine Zeit dazu, wo wir der Schlacht entgegen gehen.“

„Ei was, Du kennst ihn ja!“ versetzte Rapide. „Heute treibt er die tollsten Possen und morgen schlägt er sich wie ein Held aus der grauen Vorzeit. Alle unsere Kameraden, die mitgeholfen haben bei der Posse, wissen eben so wenig, wie wir, was er eigentlich damit bezwecken wollte, und der Einzige, der den Schüssel

zu dem Geheimnisse in Händen hat, wird wohl sein Freund Morand sein, der uns dabei commandirte.“

Morand, welcher nicht weit entfernt von Beiden, neben seinem Geschütze herging, hatte ihr Gespräch vernommen, und freute sich im Stillen, daß der tolle Streich so vortrefflich gelungen war, ohne den dabei Betheiligten den eigentlichen Beweggrund zu verrathen. Es war jedoch auch Alles unter seiner Leitung, mit der größten Präcision, nach genauer Verabredung mit dem Capitain und seiner Marion, ausgeführt worden. Die Artilleristen waren so um das Zelt, im Halbkreise herum gruppirt worden, daß sie durchaus nicht sehen konnten, was am Eingange desselben vorging. Sobald sie aber das luftige Gebäude zusammengestürzt hatten, mußten sie eiligst, ohne sich umzuschauen, die Flucht ergreifen und so konnten sie freilich nicht bemerken, wie Aminda aus der Sänfte in den Marketenderwagen schlüpfte, weil es hinter ihrem Rücken vorging. Die Mannschaft der Batterie aber bemerkte eben so wenig davon, da sie ganz abgewendet und zu entfernt stand; so, daß ihr selbst der Einsturz des Zeltes entging.

Morand verließ hierauf sein Geschütz, und begab sich an das Ende des Zugs, wo der Capitain ritt, um diesem zu melden, daß die Entführung der schönen Favoritin, trotz der Oeffentlichkeit, mit welcher sie ausgeführt worden war, doch seinen Leuten verborgen geblieben zu sein scheine.

„Du nimmst mir einen Stein vom Herzen,“ entgegnete Beaumonte, freier aufathmend. „Wenn ich jemals in meinem Leben Angst empfunden habe, so ist

es in der letzten Viertelstunde geschehen. Ich kann mich auch nicht entsinnen, daß ich irgend einen tolleren, unverschämteren Streich ausgeübt hätte. Gewiß ist Dir auch nichts Ähnliches vorgekommen. Aber gerade das Ungewöhnliche, das Gefahrvolle reizte mich, und dann ist auch Aminda der Inbegriff aller Schönheit, und deshalb wohl werth, daß man das Aeußerste für sie wagt. Was ich riskire, weiß ich! Ich werde vor ein Kriegsgericht gestellt und im günstigsten Falle cassirt, wenn man meinen saubern Streich entdeckt, denn ich hätte dem Befehlshaber der türkischen Armee keine schmählichere Beleidigung zufügen können. Aber Amida haßt ihn, mich liebt sie und hat mir schon in Varna die überzeugendsten Beweise davon gegeben, es blieb mir also keine Wahl, wenn ich sie mein nennen und sie aus ihrer drückenden Sclaverei befreien wollte. Was aber nun weiter daraus werden wird, das mögen die Götter wissen, ich weiß es nicht."

Morand wußte es eben so wenig zu sagen und suchte den Freund dadurch zu beruhigen: daß die Füchtige vorläufig in Marion's Wagen am besten aufgeboben sei, da es gewiß Niemand einfallen würde, sie dort zu suchen. Das Weitere müsse man den Ereignissen der nächsten Tage überlassen, welche ja überhaupt auch über ihr Schicksal entscheiden würden.

Es war ein sonnenheller Tag, die Luft warm und mild und der Weg ging über öde Sandsteppen hin, wo das Haidekraut nur dürftig wucherte. Kleine Hügel und langgestreckte Höhenzüge zogen sich hin und wieder bis nach den Ufern des Meeres hinab. Der Boden

aber war fest und elastisch und eignete sich deshalb vortrefflich zum Transport der Artillerie. Angebautes Land fand man nur wenig, und größtentheils nur in der Nähe der von ihren Bewohnern fast ganz verlassenen Dörfer. Alles Vieh war schon am Tage vor der Landung von den Tartaren selbst in Sicherheit gebracht, oder von den Kosacken hinweggetrieben worden, welche die ganze Gegend durchschwärmt hatten.

Ungefähr vier Stunden lang hatte der Marsch gedauert, als der Capitain Halt commandirte. Man war an dem kleinen Bache Bulganack angekommen, aus welchem Mannschaft und Rosse, die in der baumlosen Einöde von der Sonnenhitze gepeinigt worden waren, mit Begierde ihren Durst löschten. Nicht weit davon befand sich ein Posthaus, welches vier und eine halbe Meile von Sebastopol entfernt lag, aber von den Russen selbst vollständig ausgeräumt und angezündet worden war. Von dort aus führte der Weg über eine Ebene zum Thale der Alma, welches der Schauplatz des bevorstehenden Kampfes werden sollte. Die vereinigten Heere waren bereits vorausgezogen und es war ein herrlicher Anblick, die ungeheuren Massen von Reiterei und Fußvolk die weite Ebene überschwemmen, oder sich wie Wellen eines überschäumenden Meeres in die fernen Thäler hinabstürtzen zu sehen. Die Batterie erhielt Befehl, an jenem Bache ihr Nachtquartier aufzuschlagen. Der Capitain de Beaumonte sorgte wie immer zuerst für seine Leute, ehe er daran dachte, sich selbst Ruhe zu gönnen. Er ließ Gesträuch und dürre Kräuter sammeln zu Wachtfeuern, und Fleisch, Brot

und Rum vertheilen und fand seine Mannschaft in der heitersten Stimmung und vollen Kampfesmuth. Erst als die Dämmerung einbrach, betrat er sein eigenes Zelt, welches indessen aufgeschlagen worden war, und nahm hastig ein kaltes Abendbrot zu sich, wozu er seinen Freund Morand eingeladen hatte. Hierauf verließen Beide den Bivouak und begaben sich nach den Ruinen des Posthauses. Dort hatte Marion ihren Wagen, in einem etwas abseits gelegenen hölzernen Schuppen, welcher den Flammen entgangen war, untergebracht, und empfing sie am Eingange desselben mit einer ernsteren Miene, als ihr sonst eigen war. Die schwere Verantwortung, welcher sie sich aussetzte, indem sie die Hand zu Aminda's Entführung lieh, hatte sie mit gerechter Besorgniß erfüllt, die sie auch weder ihrem Bräutigam noch dem Capitain verhehlte, als Beide sich ihr näherten. Morand suchte sie zu beruhigen, obgleich er selbst fühlte, daß das Wagstück die übelsten Folgen über ihre Häupter herabziehen konnte, der Capitain aber brannte vor Begierde, die Geliebte zu sehen und eilte in den Schuppen hinein, wo ihr Marion aus den Kissen und Matratzen, die ihr zum Nachtlager dienten, einen bequemen Sitz hergerichtet hatte. Nach wenigen Minuten aber kam er schon wieder heraus, in großer Aufregung und rief Morand und seiner Braut zu, die sich auf eine Steinbank niedergelassen hatten: „Um's Himmelswillen! Was fange ich an? Aminda ist untröstlich! Sie verlangt ihre Kleider, ihren Schmuck; denn sie behauptet: ich würde sie keine drei Tage lang lieben, wenn sie sich mir immerfort nur in der einfachen

Reisekleidung zeigte, in welcher sie entflohen ist. Obgleich nun diese Besorgniß völlig unbegründet ist, so muß ich doch eingestehen, daß ich selbst noch gar nicht daran gedacht habe, daß sie auch Alles entbehrt, woran sie gewöhnt ist und was ihr eben aus Gewohnheit, als nothwendig erscheinen wird. Herausgerissen aus einem Ueberflusse von Glanz, Pracht und Bequemlichkeit, ist es gewiß nur ein billiges Verlangen, wenn sie eine Garderobe zum Wechseln wünscht. Aber wie soll ich diesen Wunsch erfüllen, hier in dieser Wüste, wo sich auch nicht der einfachste Kleiderstoff auftreiben läßt und wenn ich ihn mit Gold aufwiegen wollte. Helft mir, rathet mir, was soll ich beginnen?"

„Ich weiß keinen andern Rath," entgegnete Morand, nach kurzem Besinnen, „als daß wir ihrem Gefolge ihr Gepäck abnehmen und es ihr überliefern."

„Würdest Du das wirklich wagen, Freund?" rief der Capitain, mit leuchtenden Blicken. „Ich habe selbst schon daran gedacht und würde Dir beistehen; denn ein solcher Raub ist fast noch schlimmer, als die Entführung selbst, und wir dürfen uns dabei keinem unserer Leute anvertrauen. Aber es giebt keinen andern Rath, es muß geschehen, und von anderer Seite betrachtet, ist es auch wieder kein Raub; denn es ist ja doch nur Aminda's Eigenthum, was sie verlangt. Sie hat mir besonders drei Koffer bezeichnet, die sie zu haben wünscht. Sie sind mit rothem Saffian beschlagen und es ist ein Maulthier eigends dazu bestimmt, welches sie trägt."

„Dann ist keine Zeit zu verlieren," versetzte Morand, „denn wenn es geschehen soll, muß es diese Nacht noch geschehen. Morgen früh wird das Gefolge der Favoritin das türkische Lager erreichen und dann würde es zu spät sein. Laß uns also sogleich zurückkehren in unser Bivouak und unterwegs einen Plan ersinnen."

Der Capitain war vollkommen damit einverstanden. Rasch begab er sich in den Schuppen zurück und durch das feierliche Versprechen, daß sie bis zum nächsten Morgen, wenn es ihm nur irgend möglich sei, das Maulthier mit ihren Koffern wieder erhalten solle, verwandelte er Aminda's Trostlosigkeit bald in die heiterste Stimmung. Hierauf kehrten die beiden Freunde zum Lagerplatze der Batterie zurück.

Der Haremsbeamte Ismael hatte sich beeilt den Unglücksort, wo er das Verschwinden seiner Herrin zu beklagen hatte, sobald als möglich zu verlassen; denn nachdem sich die Idee, daß sie von Kosacken oder Tartaren geraubt worden sei, einmal in seinem Innern festgesetzt hatte, konnte er sich einer entsetzlichen Angst nicht erwehren, daß die Räuber zurückkehren und auch ihn überfallen möchten. Das ganze Gefolge der Favoritin, welches unter seinem Befehle stand, wurde nur durch die sechs schwarzen Eunuchen, welche zu verschiedenen Dienstleistungen verwendet wurden, und die beiden weiblichen Dienerinnen gebildet. Sie Alle theilten die Angst Ismaels und arbeiteten deshalb mit um so größerem Eifer, Alles so schnell als möglich zusammen zu packen, um nur die ganz öde gewordene Gegend eiligst verlassen zu können. Aber demungeachtet

konnte sich der Zug doch erst in Bewegung setzen, als man die Artillerie beinahe schon aus dem Gesichte verloren hatte. Man hatte nur acht Maulthiere zurückbehalten, von welchen zwei die Sänfte trugen, während die Uebrigen theils mit dem Zelte, theils mit den Effecten Aminda's beladen waren. Die Thiere hatten schwer genug daran zu tragen und gingen deshalb nur langsam, was den Schwarzen auch ganz recht war, denn sie schlenderten gemächlich neben her. Ismael hatte zwar strengen Befehl, vor Sonnenuntergang noch, beim türkischen Heere einzutreffen, um seinem Gebieter seine Favoritin und das große Zelt zu überliefern, da dies ihm selbst mit zur Wohnung diente. Nach jenem unglücklichen Vorfalle aber, wäre es ihm nur erwünscht gewesen, hätten sich ihm Hindernisse in den Weg gestellt, die es ihm gänzlich unmöglich gemacht hätten, diesem Befehle nachzukommen. Denn er fürchtete, beim ersten Zusammentreffen mit seinem Gebieter, von diesem im Zorne gemordet zu werden, sobald er ihm Aminda's Verschwinden mittheilte, und diesem Schicksale wollte er wenigstens noch so lange als möglich entgehen. In seiner tiefen Niedergeschlagenheit fand er keinen andern Trost, als seine Tabackspfeife, und sobald er diese angezündet hatte, schwang er sich auf Eins der vier Maulthiere, welche zusammengekoppelt das große Zelt trugen und versank bald in seine stoische Ruhe, welche den Türken selbst im Unglück eigen ist. Aber das Schicksal schien beschlossen zu haben, ihn noch tiefer zu beugen; denn kaum hatte er sich seiner Bequemlichkeit hingegeben und blies so recht behaglich die Dampfwol-

ken von sich, als dicht neben ihm eine helle Flamme aufzuckte, daß er kaum schnell genug von dem Maulthiere herab zu springen vermochte, um nicht selbst davon ergriffen zu werden. Mit rasender Schnelligkeit verbreitete sich der Brand und hatte bald das ganze Zelt ergriffen, welches auf die Packsättel der Maulthiere festgeschnürt war, die ein gräßliches Geschrei erhoben und nach allen Seiten hin sich von einander loszureißen strebten. An Rettung war hier nicht zu denken; denn in der dürren Sandwüste war kein Wasser in der Nähe zu finden und die gierigen Flammen verzehrten pfeilschnell die leicht entzündlichen Stoffe. Schon nach wenigen Minuten sanken die Maulthiere, die dem über sie dahin wogenden Feuermeere nicht zu entfliehen vermochten, laut brüllend, zu Boden und noch war keine Viertelstunde vergangen, als sie schon unter den furchtbarsten Qualen verendet waren. Das schöne Zelt aber war als glühende Asche weit umhergestreut und sonst auch keine Spur mehr davon aufzufinden. Lange noch stand Ismael, wie verzaubert vor sich hinstarrend, und die Schwarzen umringten ihn, gleichfalls regungslos und mit offenem Munde, starr vor Schrecken. Endlich erhob er sein Haupt, und die Arme über der Brust kreuzend, rief er: „Allah ist groß!“ Sonst kam kein Wort über seine Lippen, kein Klageruf, nicht einmal ein Seufzer. Sein fatalistischer Glaube erlaubte ihm dergleichen nicht. Eine höhere Macht hatte das Unglück über ihn verhängt, es war geschehen, und seine Folgen, wenn sie ihm auch den Tod brachten, mußten als ein unabwendbares Schicksal betrachtet werden. Er

zündete deshalb die Pfeife, die wahrscheinlich das ganze Unheil veranlaßt hatte, welche ihm aber vor lauter Erstaunen ausgegangen war, auf's Neue wieder an, und ordnete die Fortsetzung des Marsches, nachdem er noch einen wehmüthigen Blick auf die armen Maulthiere geworfen, die einen so entsetzlichen Flammentod gefunden hatten. Aber war er schon vorher geneigt gewesen die Ankunft bei seinem Gebieter zu verzögern, so wünschte er es jetzt nach diesem neuen Unfalle nur noch mehr. Er trieb daher auch weder Menschen noch Thiere zur Eile an und schien überhaupt in eine förmliche Betäubung verfallen zu sein, welche ihn nichts mehr beachten ließ, was um ihn her vorging. Deshalb bemerkte er es auch nicht, daß die Schwarzen die Köpfe zusammensteckten und einen meuterischen Plan ausbrüteten, der im nächsten Nachtlager ausgeführt werden sollte. Sie stimmten sämmtlich darin überein, daß sie nicht zu ihrem Gebieter zurückzukehren gedachten. Sie wurden als Sclaven betrachtet, mit der größten Strenge behandelt, und hatten sich schon längst darnach gesehnt, ihre Freiheit zu erlangen, jetzt aber um so mehr, da sie fürchteten, der Pascha würde die Schale seines Zornes auch über sie ausgießen und die härtesten Strafen über sie verhängen. Eine günstigere Gelegenheit zur Flucht konnte sich ihnen schwerlich darbieten, als eben jetzt; denn sie wußten, daß die Russen nur noch wenige Stunden entfernt standen, und wenn es ihnen nur gelang, ihre Lagergränze zu überschreiten, waren sie vor jeder Verfolgung sicher gestellt. Am meisten aber lockte sie wohl die Aussicht mit einer reichen Beute zu entweichen,

denn sie wußten, daß sich in den Koffern der Favoritin werthvolle Kleinodien befanden, die sie unter sich zu theilen gedachten.

Langsam folgten sie den Spuren, welche die Batterie hinterlassen hatte und die Sonne war bereits gesunken, als sie in deren Nähe gelangten. Ismael aber wählte zu seinen Lagerplätzen ein abseits gelegenes, niederes Gebüsch, ziemlich entfernt von dem Lager der Batterie, denn er fühlte durchaus keine Neigung mit den Franzosen zu verkehren; ja, er suchte ihnen sogar seine Annäherung zu verhehlen; denn er fürchtete, sein strenger Gebieter könne Nachforschungen nach ihm und seiner Favoritin bei den Artilleristen halten lassen und wenn diese seinen Aufenthalt nachzuweisen wüßten, so würde er sich gezwungen sehen, noch in dieser Nacht seinem Herrn entgegen zu treten. Deshalb verbot er auch den Schwarzen sich aus dem Umkreise des Gebüsches zu entfernen und erlaubte ihnen auch nicht ein Feuer anzuzünden.

Die beiden Dienerinnen waren in der Sänfte sitzen geblieben und bereits eingeschlafen. Auch Ismael wünschte sich noch einmal eines Schlafes zu erfreuen, und hatte sich dazu einiger Kissen seiner Herrin bemächtigt und recht bequem darauf am Boden ausgestreckt. Doch dauerte es noch ziemlich lange, ehe er die ersehnte Ruhe fand und es mochte wohl bereits Mitternacht vorüber sein, ehe ein fester Schlummer seine Augen schloß. Die Schwarzen hatten sich in der Nähe der Maulthiere niedergelegt, die abgepackt worden waren, und ihr lautes Schnarchen schien deutlich genug zu

verkünden, daß auch sie sich dem Schlafe längst schon hingegeben hatten. Dies war jedoch nur Täuschung; denn zwei derselben erhoben sich ganz leise, sobald ihnen das schwere Athmen Ismael's verrieth, daß dieser eingeschlafen war, krochen am Boden fort, bis zu ihm hin, sprangen dann mit einem wahren Tigersprunge auf ihn los, drehten ihm einen Knebel in den Mund, um ihn am Schreien zu verhindern und banden ihn dann mit Stricken an Händen und Füßen.

Er leistete auch nur geringen Widerstand, denn da er im Schlafe überfallen worden war, fand er seine Besinnung nicht gleich und sah sich seiner Waffen beraubt, noch ehe er darnach greifen konnte. Nachdem die Schwarzen ihn so fest gebunden hatten, daß er sich nicht zu rühren vermochte, schlichen sie zur Sänfte und banden die Thür derselben ebenfalls mit Stricken fest, um die beiden Dienerinnen, die nicht aus ihrem Schlafe erwachten, einzusperren. Dann gingen sie zu ihren Kameraden zurück, die sich indessen auch erhoben hatten und helfen ihnen die beiden Maulthiere aufzäumen und wieder mit den Koffern und sonstigen Effecten Amindas, denn sie hatten Ismael auch deren kostbares Polsterkissen wieder weggenommen, zu bepacken. Da sie sehr eifrig Hand anlegten, war dies Geschäft auch in kurzer Zeit beendigt und ohne Säumen verließen sie hierauf das Gebüsch, die Maulthiere vor sich her treibend. Es war ihr Plan, sich so schnell als möglich von den Lagerplätzen der Alliirten zu entfernen und sich in irgend einer Schlucht versteckt zu halten bis der Morgen grauete. Dann wollten sie die Koffer öffnen, sämmtliche Kostbar-

keiten heraus nehmen, unter sich vertheilen und in ihren Kleidern verbergen. Mit den Kleidungsstücken und sonstigen Effecten wollten sie die Maulthiere wieder bepacken und sie geradezu in das russische Lager treiben. Dort waren sie entschlossen, unter dem Vorwande, daß sie sich verirrt hätten von dem Zuge des Pascha's, sich den Russen zu ergeben, und glaubten sich einer freundlicheren Aufnahme erfreuen zu dürfen, wenn sie nicht mit leeren Händen kämen und ihnen die Maulthiere und den Rest ihres Raubes überließen. Kaum aber hatten sie das Gebüsch verlassen, als hinter einem Sandhügel hervor zwei Reiter sprengten, welche ihre Lanzen auf sie einlegten und mit einem dumpfen Hurrahrufe, welcher schauerlich durch die Nacht schallte, auf sie losstürzten. Die Nacht war ziemlich hell und sie konnten deutlich bemerken, daß die Reiter hohe Pelzmützen trugen. Mehr bedurfte es nicht, um die Schwarzen in den heftigsten Schrecken zu versetzen; denn Pelzmützen, Lanzen und Hurrahruf — schienen ihnen die vollgültigsten Beweise, daß sie von Kosaken überfallen würden, und da sie den ganzen Tag über schon von diesen wilden Kriegern der Wüste die entsetzlichsten Dinge geträumt hatten, so gaben sie dem Eindrucke des ersten Schreckens nach und ergriffen eilig die Flucht, die Maulthiere im Stiche lassend, ohne auch nur an eine Vertheidigung zu denken. Die beiden Reiter schickten ihnen ein gellendes Hohngelächter nach, ergriffen die Maulthiere, die ruhig stehen geblieben waren, am Zügel und rissen sie so eilig mit sich fort, als ihnen ihre Last nur zu traben gestattete. In einem weiten Bogen umritten

sie das Lager der Artillerie und gelangten so, auf einem Umwege, bis zu dem Bache, wo die Ruinen des abgebrannten Posthauses noch immer rauchten. Marion eilte ihnen entgegen und lächelnd riefen sie ihr einen freundlichen Gruß zu, indem sie von ihren Rossen sprangen, und diese, sowie die Maulthiere, an einige verkrüppelte Bäume banden, die im Garten standen. Dort warfen sie auch die Lanzen von sich, die nur aus einfachen Bohnenstangen bestanden, welche sie hier aufgerafft hatten, während sie Marion in der heitersten Laune zuriefen: daß ihr Plan auf das Beste geglückt sei, und daß sie sich jetzt um so weniger Vorwürfe darüber zu machen brauchten, daß sie Amindas Eigenthum mit Gewalt an sich gebracht, da die Schwarzen eben im Begriffe gewesen wären, die Koffer auszuplündern, und mit ihrer Beute in das feindliche Lager zu fliehen. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß der Capitain de Beaumonte und sein Freund Morand die Kosakenrolle gespielt hatten, ohne sich gerade besonders um die Richtigkeit des Costüms zu kümmern. Marion hatte ihnen in aller Eile aus einer Pelz-Schabracke zwei rauhe Mützen zusammen genäht; dazu hatten sie die Röcke von Trainsoldaten umgekehrt angezogen, einen Säbel und einen Gürtel mit Pistolen umgeschnallt und anstatt der gefürchteten Kosakenpiken, lange Bohnenstangen, die sie im Garten fanden, in die Hand genommen. Morand, der schon vorher die Gegend durchforscht und den versteckten Lagerplatz Ismael's ausfindig gemacht hatte, belauschte auch die Schwarzen bei ihrem verrätherischen Treiben und so gelang es

ihnen dieselben mit leichter Mühe zu überfallen, als sie eben im Begriffe waren, mit ihrem Raube zu entwischen. Der Capitain hätte laut aufjubeln mögen vor lauter Freude, über seinen glücklich gelungenen, tollen Streich, und ohne zu säumen wurden die Maulthiere abgepackt, und Koffer und Polsterkissen in die Scheune geschafft, in welcher Aminda ihr Versteck genommen hatte. Auch sie jubelte hoch auf, als sie ihr Eigenthum erblickte und brach in ein herzliches Gelächter aus, als ihr der Capitain in humoristischer Weise seinen Kosaken-Angriff auf die treulosen Schwarzen erzählte, als sie eben im Begriffe gewesen waren, mit ihrem Eigenthum auf und davon zu gehen. Gerne hätten die beiden glücklichen Freunde, die ganze Nacht mit ihren Geliebten heiter verplaudert, unbekümmert um die nächste drohende Zukunft, doch der Dienst erlaubte es nicht, daß sie sich allzulange von der Batterie entfernen durften. Deshalb legten sie auch ihre Uniformen wieder an und ritten ins Lager zurück, wo die ausgestellten Posten nichts anders glaubten, als sie wären auf Recognoscirung ausgewesen.

Auch fanden sie bereits eine Ordonnanz vor, welche dem Capitain vom General Bosquet die Ordre brachte, unverzüglich aufzubrechen und mit seiner Batterie in die Linie einzurücken, indem eine Batterie von leichterem Caliber in die Reserve gestellt werden sollte. Bald schmetterten die Trompeten die Schläfer wach und eine Viertelstunde später setzte sich der Zug schon wieder in Bewegung um vorzurücken, was auch mit dem größten Eifer geschah, denn die ehrenvolle Ordre hatte natür-

lich allgemeinen Beifall unter den muthigen Artilleristen gefunden. Morand aber sprengte auf einem Pferde des Capitains wieder hinüber nach den Ruinen des Posthauses, um seiner Marion die Weisung zu bringen, vorläufig ruhig dort zu bleiben, bis die Schlacht, die man mit Sicherheit erwartete, vorüber sei.

IV

Die erste Waffenthat der verbündeten Heere in der Krim, war die heiße Schlacht an der Alma.

In seiner Ueberschätzung der eignen Macht, und der vornehmen Geringschätzung mit welcher er auf die Verbündeten herabschaute, wiegte sich der Oberbefehlshaber der Russen, Fürst Mentschikoff in stolzer Siegesgewißheit, welche ihm nur zu bald verderblich werden sollte. Wie zu einem seltenen Schauspiele hatte er die Damen Sebastopols eingeladen, der Schlacht, die nur ein bloßes Manöver sein werde, beizuwohnen, und ihnen ein Plateau angewiesen, wo sie in freilich ungarantirter Sicherheit, wie von einer Tribüne herab, den Kampf in der Ebene mit anschauen sollten. Wirklich war auch die weibliche Noblesse unbesonnen, wenn wir nicht unweiblich sagen wollen — genug gewesen, dieser Einladung Folge zu leisten. Doch läßt es sich nicht leugnen, daß die Stellung der russischen Armee außerordentlich gut gewählt und so stark, als nur irgend möglich befestigt war, so, daß sie für uneinnehmbar hätte gelten können, ohne die bewundernswürdige Tapferkeit und Todesverachtung der verbündeten Armeen, und der wirksamen

Hülfe, welche ihnen ihre Flotte leistete. Die russische Armee war auf dem linken Ufer des Almaflusses aufgestellt. Ihre Linie begann in der Entfernung einer halben Meile von der See und zog sich dann quer über die Heerstraße, die von Eupatoria nach Sebastopol führt. Die schroff ansteigende Hügelkette, welche zwischen 300 und 400 Fuß hoch, hart am Meere, das linke Ufer der Alma bildet, hört ungefähr tausend Schritte östlich von der Straße auf. Ehe sie sich jedoch in die Ebene, nach Osten zu verläuft, erhebt sie sich noch zu einem hohen, ziemlich steilem Gipfel, auf welchem, gleichsam als Schlüssel zur Position, die Russen zwei Schanzen errichtet hatten. Der linke Flügel lehnte sich Anfangs an die Gestade des Meeres, auf dessen Höhe gleichfalls eine Schanze errichtet war. Das Gros der Cavallerie stand auf einem zweiten Plateau, im Rücken der Infanterie, rechts, vom Dorfe Lukul. Das Centrum befand sich auf dem Plateau über dem Almathale vertheilt, gegenüber dem Dorfe Burliuk. Die Reserven hielten die Höhen über der Hochebene des hier befindlichen Telegraphenthurmes und unterhalb des Tartarendorfes Ulukul Tiutsche besetzt. Die ganze Front der Russen dehnte sich also beinahe eine halbe Meile weit aus. Der Fürst Mentschikoff hatte 42 Bataillone, 16 Schwadronen Cavallerie und 84 Geschütze in die Schlacht geführt.

Die Alliirten befanden sich in einer weit schwierigeren Lage. Sie mußten diese erste Schlacht gewinnen, oder sie waren verloren, und mußten ihre ganze Expedition als gescheitert betrachten. Sie durften sich nicht

mehr nach der Ebene von Baktschisarai wenden, wo das Almathal weniger tief eingeschnitten, und deshalb leichter zu passiren ist, weil sie sich theils wegen Mangel an Cavallerie, theils wegen der fehlenden Transportmittel zur Fortschaffung des Proviants, nicht zu weit von der Seeküste und ihren Schiffen entfernen durften. Gerade dorthin, wo die Russen standen, mußten sie ihren Weg einschlagen, wollten sie Sebastopol erreichen, und da sie nicht zu manövriren vermochten, blieb ihnen nichts übrig als zu stürmen. Am Morgen des 20. Septbr. standen sie auf der Ebene, nördlich über dem Almathale. Ihr rechter Flügel war aus der zweiten französischen Division, unter General Bosquet, und dem dahinter aufgestellten türkischen Corps zusammengesetzt, und hatte, ungefähr einen Büchsenschuß vom Meere entfernt, seine Stellung genommen. Weiter links stand die erste französische Division, unter Canrobert, an welche sich die Dritte unter Prinz Napoleon anschloß, während die Vierte unter General Forey die Reserve bildete. Das englische Heer bildete den linken Flügel.

Als das erste Zwielicht des Morgens, welcher den Schlachttag heraufführte, mit seinem bleichen Schimmer das russische Lager beleuchtete, ruheten die Krieger größtentheils noch um ihre fast erloschenen Feuer; doch kauerten wohl auch einzelne Gruppen, welche keinen Schlaf hatten finden können, am Boden zusammen, und tauschten im leisen Geflüster ihre Erinnerungen an die ferne Heimath aus, oder sie vertrauten auch einander ihre Aufträge, wie sie ein Waffenbruder dem Andern in den Vorstunden der Schlacht, im Falle seines Todes mit-

theilt. Andere saßen wohl auch ganz allein, und starrten in Todesahnung versunken, in die verlöschende Flamme hinein, während wieder Andere ihre rohere Natur verriethen, indem sie die Flasche kreisen ließen, wobei sie mit Karten oder Würfel um die letzten Kupfermünzen spielten, die ihnen noch geblieben waren, unter Fluchen, Hader und Streit. Die alten, im heißen Kugelregen zerfetzten Fahnen, rauschten im Morgenwinde, als ob sie die Schläfer hätten erwecken und ihnen die Geschichte so mancher blutigen Tage hätten erzählen wollen, die sie schon gesehen, um sie zu ermuthigen zum nächsten Kampfe.

Wenden wir uns zum linken Flügel; dort lagert das Regiment Großfürst Michael, in dem wir Bekannte finden. Der Hauptmann, Fürst Trubetzkoi, liegt an einem erloschenen Feuer, in seinen grauen Mantel gehüllt, ein Tornister unter dem Kopfe, wie es scheint, in tiefen Schlaf versunken. Aber die Träume die ihn umschweben, scheinen nicht heiterer Natur zu sein. Seine Brust keucht, als ob ein drückender Alp auf ihr lastete, kalter Schweiß perlt auf seiner Stirn, seine Fäuste haben sich krampfhaft geballt und über seine Lippen drängen sich kurze, abgerissene Worte. Es ist kein erquickender Schlummer, der sich auf ihn niedergesenkt hat, es ist eine Fessel, die ihn zwingt, die folternden Schreckbilder zu schauen, die ihm der Traum vorführt. Fast dicht an seiner Seite liegt der Graf Gagarin, auch schlafend, auch von Visionen umgaukelt, die aber heiterer Art zu sein scheinen, als die seines Freundes; denn sein schönes Antlitz erglüht freudig wie die Morgenröthe und wie

zu einem schalkhaften Lächeln emporgezogen, zucken seine Mundwinkel. Hinter jenem Erdaufwurfe sitzt der alte Major Tuschkin ganz allein und starrt finster und gedankenvoll vor sich nieder. Er hat die Schlachten gegen den großen Napoleon noch mitgeschlagen, aber vor keiner derselben war er so trübe gestimmt, so niedergeschlagen als heute. Deshalb hat er auch schon einem Freunde die letzten Grüße an seine Lieben anvertraut, denn er fürchtet den kommenden Tag nicht zu überleben. Endlich dort, an jenem Feuer, wo noch zuweilen eine Flamme aufzuckt, liegt Stanislaus Krasinsky, und die neuen goldenen Tressen seines Uniformkragens, welche unter dem groben, grauen Caputrocke hervorschimmern, verrathen sein Avancement zum Korporal. Er schlummert ruhig, aber über sein bleiches Gesicht ist eine stille Trauer ausgebreitet.

Es graut der Morgen; der erste Strahl blitzt im Osten auf und giebt das Signal zum blutigen Kampfe. Die Schlacht an der Alma, welche wir unmöglich in allen ihren Einzelheiten beschreiben können, zerfällt in drei verschiedene Hauptmomente. Die Beschießung des Plateaus von Lukul durch die vereinigte Flotte, bildete den ersten Moment, der Angriff der Franzosen und Türken, auf den durch das Feuer der Flotte bereits aus seiner Stellung vertriebenen linken Flügel, den zweiten; der dritte aber bestand in dem Angriffe der Engländer auf das russische Centrum und den rechten, russischen Flügel.

Schon um sieben Uhr Morgens ertheilte der Marschall St. Arnaud den französischen Colonnen auf dem

rechten Flügel und im Centrum, Befehl zum Vorrücken. Gegen 10 Uhr machte die Armee Halt, um sich auszuruhen und zu frühstücken. Eine Stunde später aber setzte sie sich wieder in Bewegung und begann in das Thal hinabzusteigen, wo das Centrum stehen blieb, die Division Bosquet aber, welcher sich jetzt auch die Batterie des Capitains de Beaumonte angeschlossen hatte, nebst einer Abtheilung des türkischen Contingents, ging westlich vom Dorfe Almalamlak nach den Höhen an der Mündung der Alma vor.

Die Schlacht wurde auf dieser Seite, kurz vor 12 Uhr Mittags durch das Feuer der Flotte eröffnet, deren Dampfer den bis dorthin sich ausdehnenden linken Flügel der Russen mit Bomben bewarfen und indem sie dadurch die hier postirten Regimenter zum Rückzuge landeinwärts zwangen, gleichsam Bresche schossen in die russische Schlachtordnung und eine Gasse nach dem Rücken derselben öffneten. Der Aufmarsch des vereinigten Heeres zur Schlacht, gewährte eins der großartigsten, militairischen Schauspiele. Alle Truppengattungen der drei verbündeten Nationen waren geschmückt, wie zur Parade, und bewegten sich mit einer Sicherheit, welche bewies, daß nur Kerntruppen zu dem kühnen Unternehmen ausgewählt worden waren. Die blauen und rothen Uniformen der Franzosen und Engländer, die weißen Beinkleider und rothen Mützen der Türken gewährten der gewaltigen Heeressäule einen lebhaften Farbenwechsel, womit die dichten, dunkeln Massen des russischen Heeres, dessen Soldaten mit ihren grauen Mänteln bekleidet

waren, auffallend contrastirten und einen düstern, traurigen Anblick dagegen gewährten.

Unstreitig war dem linken Flügel der Russen eine der härtesten Prüfungen beschieden worden; denn das furchtbare Bombardement der Flotte, welches um 1 Uhr seinen Höhepunkt erreichte, schleuderte unablässig Tod und Vernichtung in dessen Reihen, ohne daß die aufgestellten Regimenter sich dagegen wehren, oder Gleiches mit Gleichem vergelten konnten. Anfänglich litt das Regiment Moskau, welches zwar in Reserve, aber gerade deshalb in seiner jetzigen Aufstellung dem Meeresufer am nächsten stand, am meisten. Als aber die Hauptmacht der vereinigten Flotte, sich dem Ausflusse der Alma zu und auf die Gefahr hin zu stranden, gleichfalls mehr dem Ufer näherte, erfuhr das in erster Linie aufgestellte Regiment Thronfolger ein noch härteres Schicksal. Dennoch boten diese beiden braven Regimenter, wohl eine halbe Stunde lang, dem unaufhörlich auf sie nieder prasselnden Bomben- und Raketenschauer Trotz, bis Fürst Mentschikoff, welcher die Schlacht vom Telegraphenthurme herab beobachtete, ihnen Befehl zum Rückzuge sendete. Der Feldherr hatte die Mitwirkung der vereinigten Flotte jedenfalls zu gering geschätzt, und sah jetzt zu spät ein, daß er versäumt hatte feste Werke am Ufer anzulegen, um die Schiffe des Feindes in gehöriger Entfernung zu halten. Die Zuaven und die Jäger von Vincennes waren indessen unter Befehl Bosquets, zwischen dem letzten Vorsprunge des Hügelkammes und dem Seeufer, über die Mündung der Alma gegangen und kletterten nun, an Allem sich festklam-

mernd, was an der schwer zugänglichen Felsenwand einen Anhalt bot, nach dem Plateau hinauf. Nach zwanzig Minuten ungefähr hatten die kühnen Kletterer das Plateau erreicht, und ehe Fürst Mentschikoff es nur für möglich hielt, hatten 8000 Franzosen seine linke Flanke umgangen und schickten sich an ihn im Rücken anzugreifen. Mehrere türkische Bataillone waren den Franzosen muthig auf dem Fuße gefolgt. Der Feldherr erkannte die Gefahr, stieg eiligst vom Thurme herab, und stellte sich selbst an die Spitze seiner Truppen, indem er die Regimenter Musk und Volhymin vorrücken ließ und sie in Person dem Feinde entgegen führte. Es war aber bereits zu spät; denn General Canrobert eilte mit seiner Division über die Thalebene, rechts von Almalamak über den Fluß und durch die Schluchten seines linken Ufers, den Bedrohten zu Hülfe. Jetzt begann der heiße Kampf Mann gegen Mann, und die beiden Regimenter Thronfolger und Moskau, welche schon durch das Bombardement von der See aus furchtbar gelitten hatten, wurden beim ersten Anprall geworfen und mußten sich hinter das Regiment Großfürst Michael zurückziehen, um nicht gänzlich aufgerieben zu werden.

Indessen hatte schon eine ganze französische Division und ungefähr eine Brigade Türken die Höhen erstiegen, und namentlich die Franzosen drängten heftig auf die russischen Truppen. Diese benutzten zwar die kurzen Augenblicke, wo sich die Feinde in Colonnen zum Avanciren formirten, um ihre zerrissenen Bataillone wieder zu ordnen und gingen dann auf's Neue zum Angriffe

vor, aber sie vermochten auch diesmal dem gewaltigen Andrange der überlegenen Feinde nicht zu widerstehen. So wurde das Regiment Michael, welches die Deckung des Rückzugs fast ganz allein übernehmen mußte, von seiner ursprünglichen Rückzugslinie nach einer 30 bis 40 Fuß hohen steilen Bergwand gedrängt, wodurch die Verbindung der einzelnen Bataillone und Compagnieen aufgelöst wurde. Die Compagnie, die der Hauptmann Trubetzkoi führte, und in welcher auch Stanislaus und Dominik standen, suchte sich bei dieser drängenden Bewegung nach der Telegraphenhöhe hinzuziehen, und wurde fast in demselben Momente, als sie sich von ihrem Bataillone trennte, durch drei bis vier Schwadronen französischer Chasseurs d'Afrique, förmlich abgeschnitten, welche aber die kleinere Abtheilung unbeachtet ließen und sich auf den Rest des Regiments warfen, ehe dieses im Stande war ein Quarrée zu bilden. Viele Russen wurden niedergehauen, viele retteten sich aber auch, indem sie die Thalschlucht hinunter, dem noch nicht angegriffenen Centrum zueilten. Die abgeschnittene Compagnie aber fiel den Türken in die Hände, und sah sich bald von einem ganzen Bataillone derselben umringt. Der uralte Nationalhaß zwischen Russen und Türken loderte hier in hellen Flammen auf, und die Ersteren spotteten laut der Aufforderung, sich der Uebermacht zu ergeben. Der Fürst Trubetzkoi, obgleich er nur mit Widerwillen in den Kriegsdienst getreten war, fühlte doch in diesem Augenblicke eine wahrhaft kriegerische Begeisterung und kühner Muth blitzte aus seinen Augen und glühender Eifer röthete sein Antlitz, seine

wackere Compagnie zu retten. Immer auf's Neue commandirte er sie zum Sturme, um die feindlichen Reihen zu durchbrechen, und setzte sich selbst mit wahrer Todesverachtung den pfeifenden Kugeln aus. Sein Premierlieutenant war bereits gefallen; noch eine Salve, und auch die beiden Unterlieutenants fielen, denn die türkischen Scharfschützen hatten sich vorzugsweise die Officiere zu ihren Opfern erlesen. Schon hatte Trubetzkoi zwei Wunden empfangen; da commandirte er wieder: „Vorwärts! Vorwärts! Wir müssen durchbrechen!“ Doch er vermochte das letzte Wort nicht zu vollenden, denn eine Kugel hatte seine Brust durchbohrt. Er sank in Krasinsky's Arme, der stets an seiner Seite gefochten hatte. Die ganze Compagnie war einen Augenblick wie erstarrt, denn sie sah sich um ihres letzten Führers beraubt. Krasinsky aber nahm dem tödtlich Verwundeten den Degen aus der Hand und übergab ihn seinem Freunde den Doctor Heiter, der eilig die Wunde verstopfte und ihn dann auf Gewehre legen ließ, während sich die Glieder wieder um ihn schlossen. Indessen aber hatte der Corporal Krasinsky sich an die Spitze der Compagnie gestellt, und den Degen des Fürsten hoch erhebend, rief er: „Kameraden! Noch ist der Hauptmann unter uns! Wollt Ihr ihn rächen? Wollt Ihr seinem Degen folgen, so schwöre ich's Euch; so lange ich lebe soll kein Feind ihn meiner Hand entreißen, und ich will Euch Bahn damit brechen.“

Diese Rede wurde durch ein donnerndes „Hurrah!“ von der ganzen Compagnie beantwortet; denn der Fürst war geachtet und geliebt von seinen Soldaten, und der

Aufruf zur Rache erfüllte sie mit gränzenloser Wuth. Krasinsky commandirte zum Bajonnet-Angriffe, und er selbst an der Spitze, mähete rechts und links, mit dem blutigen Degen seines Hauptmannes, die Feinde zu Boden. Es war ein furchtbarer Sturm, dem die Türken nicht zu widerstehen vermochten, nnd ihre Glieder stoben nach allen Seiten auseinander vor der furchtbaren Gewalt der festgeschlossenen Kette, die gegen sie anprallte. Wenige Minuten später war die Compagnie gerettet, denn Fürst Mentschikoff, dem ihre tapfere Vertheidigung nicht entgangen war, schickte ihr eine Abtheilung des Regiments Thronfolger entgegen, mit welcher es ihr auch gelang, sich zu vereinigen, unter immerwährenden, muthig zurückgeschlagenen Angriffen des Feindes. Stolz, als ob es zur Parade ginge, marschirten sie vor dem Feldherrn vorüber, den tödtlich verwundeten Compagniechef, den sie aus dem dichtesten Getümmel gerettet hatten, mit sich forttragend. Fürst Mentschikoff commandirte „Halt!“ und die ganze Compagnie stand. Einen scharfen Blick ließ er dahin schweifen, über die gelichteten Reihen und rief dann: „Beim heiligen Georg, Ihr habt Euch wacker durchgeschlagen, meine Jungen. Aber wo habt Ihr Eure Officiere gelassen?“

„Sie sind alle gefallen, noch vor unserm letzten Bajonnet-Angriffe,“ berichtete der alte Dominik, der vorgetreten war. „Wir haben aber nur unsern Hauptmann mit fortbringen können.“

„Das seh' ich!“ rief Mentschikoff, der sein Erstau-

nen kaum zu bergen vermochte. „Aber wer hat Euch angeführt und commandirt, als Ihr Euch durchschlugt?“

„Der Corporal Krasinsky hat sich an unsere Spitze gestellt und wir sind ihm Alle gefolgt, auf Tod und Leben. So hat er die Compagnie gerettet,“ berichtete der Alte weiter.

„Krasinsky? Ist das nicht derselbe, den ich erst vorgestern zum Corporal avanciren ließ?“ fragte der Fürst wieder, und Stanislaus, der sich bis jetzt bescheiden in Reihe und Glied gehalten hatte, sah sich jetzt genöthigt, aus der Front herauszutreten und salutirte mit dem Degen des Fürsten Trubetzkoi, den er noch in seiner Hand hielt. „Sie haben sich Ihr Officier-Patent verdient,“ sprach der Fürst zu ihm, „und Sie sollen es haben, gleich nach der Schlacht.“ Dann fuhr er zu der Compagnie gewendet fort: „Ich kann Euch jetzt keine Officiere geben, aber folgt nur dem Corporal Krasinsky, er mag Euch commandiren, ich bin es zufrieden.“ Nach diesen Worten lenkte er sein Pferd herum und sprengte nach rechts fort, wo jetzt der Kampf im Centrum entbraunte. Ein donnerndes Hurrah wurde ihm nachgesendet, und Stanislaus wendete sich mit seiner versprengten Compagnie gleichfalls nach rechts, um sich dort dem Centrum anzuschließen und noch ferner am Kampfe Theil zu nehmen. Dabei war es seine Absicht, den verwundeten Trubetzkoi, welcher viel zu leiden schien, einer Ambulance zu übergeben, und den Doctor Heiter bei ihm zurückzulassen. Nach einem Marsche von ungefähr einer Viertelstunde, stieß man auch wirklich auf einige Krankenwagen, welche zum Theil schon mit Ver-

wundeten angefüllt waren. Aber fast in demselben Augenblicke hörte man auch ein kreischendes Geschrei von weiblichen Stimmen, und gleich darauf brachen aus dem Gebüsche, welches sich ziemlich bis an das Plateau des Centrums zog, zwanzig bis dreißig Damen in wilder Flucht hervor und schrieen nach ihren Wagen, welche in geringer Entfernung auf der Landstraße hielten, die nach Sebastopol führt. Es waren dies die vom Oberfeldherrn eingeladenen Zuschauerinnen, aus der Festung, größtentheils Gattinnen und Töchter hoher Officiere, welche jetzt mit Wehklagen darauf verzichteten, die Schlacht mit anzuschauen, sobald die Engländer zum Sturme geschritten waren, und ihre Kugeln um ihre mit Federn und Blumen geschmückten Sammthüte pfiffen. Ungeachtet des schweren Ernstes der Situation, war es doch spaßhaft mit anzuschauen, wie die zarten Dämchen schreckenbleich nach ihren Wagen eilten und die Kutscher zitternd baten, sie so eilig als möglich nach der sichern Festung zurückzufahren, während sie Mäntel, Mantillen, Umschlagetücher und Pelerinen auf dem Kampfplatze zurückgelassen, wo sie sich eben so bequem eingerichtet hatten, wie im ersten Range eines Schauspielhauses. Weniger eilig, aber doch in sichtbarer heftiger Aufregung, kam zuletzt noch eine hochgewachsene, außerordentlich schöne, junge Dame, von derselben Richtung daher, gestützt auf eine elegant gekleidete Dienerin und gefolgt von einem jungen Manne, der sich aber in geraumer Entfernung hielt.

Sie ging geradeswegs auf die Compagnie zu, gerade als dieselbe Halt gemacht hatte, bei den Kranken-

wagen, und fragte den alten Dominik hastig: wie die Schlacht stehe auf dem linken Flügel, und ob man Nachrichten habe vom Regimente Großfürst Michael?

Der Alte gab ihr kurzen Bescheid; das Regiment Michael sei leider auseinander gesprengt und sie sehe eine Compagnie davon vor sich, die sich durch die Türken durchgeschlagen.

Mit großem Interesse fragte sie weiter: „Aber wo sind die Officiere? Wer war Hauptmann der Compagnie?"

„Fürst Trubetzkoi! Er ist gefallen!" erhielt sie zur Antwort auf ihre letzte Frage.

Die Dame wurde noch bleicher; sie wankte und die Dienerin vermochte sie nur mit der größten Anstrengung aufrecht zu erhalten.

„Gefallen! todt!" rief sie mit erstickter Stimme, und in demselben Augenblicke wurde der Hauptmann Trubetzkoi auf den Gewehren seiner Leute an ihr vorüber getragen, nach den Wagen zu. Kaum hatte sie ihn erblickt, als sie den Trägern verzweiflungsvoll ein „Halt!" zurief, und Alles um sich her vergessend, an der improvisirten Bahre zu Boden stürzte und laut jammernd sich über den Verwundeten warf.

Dieser schlug die Augen auf und als er sie erblickte, erkannte er die Generalin Olga Tschernakoff in ihr, doch ihr Anblick schien keine freudige Empfindung in ihm hervorzurufen, denn er warf einen finstern, strengen Blick auf sie. Trug sie doch eigentlich die erste Schuld an der Todeswunde, die seine Brust durchbohrt hatte; denn hätte sie ihn in Warschau mit ihren Sirenentönen

und Gluthblicken nicht an sich gelockt, so wäre er nicht gezwungen worden, an einem Kampfe Theil zu nehmen, den er längst schon im Stillen als ungerecht erkannt, und an dem er sich nur betheiligte, weil seine militairische Ehre es forderte.

Ohne ihre Umgebung zu beachten, ergriff sie seine herabhängende Hand, bedeckte sie mit feurigen Küssen und rief, wie außer sich: „Dank allen Heiligen, daß er lebt! Ich weiche nicht mehr von seiner Seite. Bringt ihn in meinen Wagen, gute Leute! Ich nehme ihn mit mir, er soll in meiner Wohnung die beste Pflege finden. Ich bin die Generalin Tschernokoff, die Verwandte Eures Hauptmanns," fügte sie erröthend hinzu, denn sie glaubte den Soldaten gegenüber ihre leidenschaftliche Theilnahme für den Verwundeten erklären zu müssen. Indessen war auch Stanislaus hinzugetreten und indem er sich zu Trubetzkoi neigte, fragte er ihn: ob er wünsche in den Wagen dieser Dame gebracht zu werden?

Der Fürst aber schien seine Worte vollkommen verstanden zu haben, denn seine Miene verfinsterte sich noch mehr und er gab das Zeichen der Verweigerung so heftig, als seine Kräfte es nur irgend erlaubten. Stanislaus hatte ihn augenblicklich begriffen und wendete sich zur Generalin, indem er in höflichem, aber ernstem Tone zu ihr sprach: „Es thut mir leid, daß ich Ihnen Ihren Wunsch nicht gewähren kann. Es ist meine Pflicht den Fürsten im Krankenwagen nach der Festung transportiren zu lassen und ihn dort dem Lazarethe zu übergeben."

Jetzt erst erhob die Generalin ihr Gesicht, welches sie noch immer auf die Hand des Verwundeten niedergebeugt hielt und mit finsterem Erstaunen blickte sie den jungen Mann an, der eben zu ihr in so bestimmten Ausdrücken gesprochen hatte. Im ersten Augenblicke schien sie von der auffallenden Schönheit seiner Gestalt und seines Gesichts überrascht; doch sobald sie seinen groben Kaputrock bemerkte und sich überzeugte, daß er nur in dem Grade eines Corporals stand, ließ sie einen verächtlichen Zug um ihre Lippen spielen, und entgegnete mit stolzem höhnischem Ausdrucke: „Habe ich recht gehört? Sie verweigern mir eine Gewährung, um die es mir noch gar nicht eingefallen ist, Sie zu ersuchen? Wer sind Sie, daß Sie sich überhaupt hier einzumischen wagen?“

Stanislaus fühlte sich mehr durch die geringschätzende Art und Weise, mit welcher die Dame zu ihm sprach, verletzt, als durch ihre Worte selbst; deshalb entgegnete er ihr auch in der würdevollsten Haltung, während ein edler Stolz aus seinen Augen leuchtete: „Vor wenig Monaten war ich noch Graf Krasinsky, jetzt bin ich Corporal im Regimente Michael, in kaiserlich russischen Diensten und erst vor einigen Minuten hat mich der Oberfeldherr zum zeitweiligen Führer der Compagnie ernannt. Sie werden also wohl leicht einsehen, Frau Generalin, daß ich mich keiner unberufenen Einmischung schuldig machte, sondern daß ich nur meine Pflicht erfülle, wenn ich die eifrigste Sorge trage für den Fürsten Trubetzkoi, meinen Capitain.“

Der ruhige aber entschiedene Ton, in dem er diese

Worte sprach, schien der schönen Dame imponirt zu haben; doch schien sie diesen Eindruck verbergen zu wollen und nachdem sie noch einen geringschätzenden Streifblick auf ihn geworfen hatte, sprach sie: „Ah! Also ein Pole! Wahrscheinlich im Strafdienst? Ich will Sie durchaus nicht hindern an Ihrer Pflicht, für den Fürsten Sorge zu tragen, doch glaube ich, daß Sie diese Pflicht nicht besser erfüllen können, als wenn Sie ihn mir überlassen, ich werde ihn pflegen wie meinen — Bruder. Uebrigens wird Ihnen mein Wort genügen, daß ich —"

„Ihr Wort in Ehren, Frau Generalin", unterbrach sie Stanislaus, „aber ich darf den Fürsten nicht gegen seinen Willen der militärischen Verpflegung entziehen, welche der Kaiser für die Verwundeten seines Heeres angeordnet hat."

„Aber das ist ja Alles Unsinn!" fuhr die Generalin heftig auf. „Es wird hier wohl keiner Versicherung bedürfen, daß der Fürst in meiner Wohnung besser aufgehoben und verpflegt sein wird, als in Ihren Lazarethen. Auch habe ich gar nichts dagegen, daß der Arzt bei ihm bleibt; ich werde ihn gern mit in meinen Wagen nehmen."

„Muß mich höflichst bedanken für Ihre Güte," versetzte jetzt der Doctor Heiter, in einem leichten sarkastischen Tone. Er hatte sich indessen angelegentlich mit Trubetzkoi beschäftigt, seine Wunde genauer untersucht und sehr gefahrvoll gefunden, auch einen sorgfältigeren Verband angelegt. „Der Corporal Krasinsky hat vollkommen Recht," fuhr er fort, „wenn er be-

hauptet, daß der Verwundete nicht gegen seinen Willen in eine Privatwohnung gebracht werden darf. Uebrigens kann Ihr Wunsch schon deshalb nicht erfüllt werden, Frau Generalin, weil der Transport im Wagen den Fürsten sicher tödten würde. Er muß getragen werden. Beeilt Euch Leute, und schafft eine Bahre herbei."

Damit war der Zwist augenblicklich geschlichtet, denn den Ausspruch des Arztes sah sie sich genöthigt zu respectiren. Die militairisch geschulten Krankenwärter brachten jetzt eine Bahre herbei, auf welche Trubetzkoi sanft niedergelegt wurde und die Generalin ließ sich nicht abhalten, ihm die weichen Polsterkissen ihres Wagensitzes unterzulegen, was der Arzt gestattete, da dem Verwundeten dadurch wirklich einige Bequemlichkeiten geboten wurde. Der Krankenzug setzte sich hierauf in Bewegung, und da die Wagen nur langsam fahren durften, so konnten die Träger mit der Bahre gleichen Schritt mit ihnen halten. Der Doctor blieb bei dem Transporte und begleitete ihn nach der Festung, um auch unterwegs über die Unglücklichen zu wachen, und ihren Zustand so viel als möglich zu erleichtern. Auch die Generalin setzte sich mit ihrer Dienerin in ihren Wagen und ließ so langsam fahren, daß sie immer dicht bei dem Zuge blieb. Doch alle ihre Bemühungen, sich dem verwundeten Geliebten bemerkbar zu machen und ihm ihre Theilnahme zu erkennen zu geben, blieben vergebens, denn Trubetzkoi lag fortwährend regungslos mit geschlossenen Augen und schien nichts mehr zu sehen und zu hören, was um ihn her vorging.

Der junge Mann, welcher für den Secretair der Generalin galt, war nicht mit ihr in den Wagen gestiegen und sie hatte auch seine Abwesenheit noch nicht einmal bemerkt, da alle ihre Gedanken nur mit dem Fürsten beschäftigt waren. Jener hatte sich während der Unterredung seiner Gebieterin mit Krasinsky in geraumer Entfernung gehalten und endlich hinter einen Busch zurückgezogen u nd eine vollständige Armatur aufgenommen, die hier, wo sie ein Blessirter niedergelegt hatte, liegen geblieben war. Rasch hing er sich Seitengewehr und Patrontasche um, lud die Muskete, nahm sie auf die Schulter und verschwand damit.

Sobald der Zug der Verwundeten sich in Marsch gesetzt hatte, wendete sich auch Stanislaus mit seiner Compagnie, ohne Säumen der Schlacht wieder zu, die sich indessen auch im Centrum und auf dem rechten Flügel der Russen lebhaft entzündet hatte. Ungefähr um zwei Uhr Nachmittags hatten die Russen das lang gedehnte Dorf Burliuk an der Alma, in Brand gesteckt und zwar gerade zu rechter Zeit, um den rasch vorrückenden Engländern durch Feuer und Rauch ein Hinderniß in den Weg zu legen. Dazu unterhielten die Russen ein wüthendes Artilleriefeuer auf die sich nähernden Briten. Es war, selbst mit dem größten Verluste, kaum möglich aufrecht durch diesen Kugelregen zu marschiren, deshalb erhielten die Engländer Befehl sich auf den Boden in das Gras zu werfen, und über sie hinweg sendete nun die britische Artillerie einen unablässigen Hagel von Paßkugeln, Granaten und Raketen aus, welche furchtbare Lücken in die russischen Reihen rissen.

Diese erwiderten jedoch das mörderische Feuer noch immer lebhaft genug und ihre Kugeln nahmen noch manchem der auf dem Boden gelagerten Engländer Arme und Beine weg. Sobald nun auch die französischen Bataillone die Alma überschritten und sich am jenseitigen Ufer festgesetzt hatten, ließ Lord Raglan, der hier commandirte, das Zeichen zum Sturme geben. Die Hörner ertönten und die Trommeln wirbelten und die englische Infanterie erhob sich freudig; denn sie wollte lieber dem Feinde offen, mit der Waffe in der Hand entgegen gehen, als noch länger unthätig am Boden liegen, dem entsetzlichen Kugelregen ausgesetzt. Muthig drangen sie vorwärts, die Höhen hinauf, wo die feuerspeienden Batterien postirt waren. Zwar wurden sie von den russischen Büchsenschützen, welche sich in den Weingärten auf den Anhöhen verborgen gehalten hatten, tapfer empfangen, aber sie ließen sich nicht abschrecken und bewährten ihre britische Kaltblütigkeit, indem sie mitten im Kugelregen die reifen Weintrauben pflückten und verzehrten. Indessen wurden sie haufenweise niedergestreckt durch das mörderische Kreuzfeuer der feindlichen Batterien, welche einen furchtbaren Strom von Granaten, Kartätschen und Schrapnels ausspieen, während die zwischen der Artillerie aufgestellten Infanterie-Bataillone ihre Büchsen- und Musketenkugeln auf sie niederschleuderten.

Unstreitig war das Centrum gerade der stärkste Theil der russischen Stellung. Die Ufer des Flusses boten durch ihre zackige und abschüssige Form schon an sich ein bedeutendes Hinderniß für die stürmenden Truppen.

Die Weinberge, durch welche diese sich ihren Weg bahnen mußten, so wie die vom Feinde gefällten und quer über die Hügelseite gewälzten Baumstämme, bildeten überall Barrikaden und machten es fast zur Unmöglichkeit regelmäßige Sturmcolonnen zu formiren. Doch drangen die tapferen Engländer unaufhaltsam vor und ihre Regimenter bildeten einen ungeheuren Halbkreis, dessen beide Ende dem Feinde zugekehrt und bestimmt waren, die Batterien zu umzingeln und von zwei Seiten zu nehmen. Die Russen aber hatten vor ihre Central-Batterie ein starkes Quarrée geschoben, welches gleich einem Keile den englischen Halbkreis sprengen sollte. Sobald dies gelang, was bei den ausgedehnten, erschöpften und gelichteten Reihen leicht möglich war, konnte der ganze linke Flügel der Verbündeten in die größte Gefahr versetzt, vielleicht gänzlich geschlagen werden. Der englische Befehlshaber, Lord Raglan aber, hatte augenblicklich erkannt, daß hier Alles auf dem Spiele stand. Mit der größten Anstrengung und doch mit unglaublicher Schnelligkeit, ließ er zwei Kanonen auf die Anhöhen schaffen und gegen das Quarrée richten. Die Wirkung war furchtbar. Die Kugeln durchschnitten das dicht zusammengedrängte Viereck so scharf und gerade, daß jede einzelne zwanzig, dreißig Soldaten zu Boden schmetterte und eine offene Gasse bildete, die freilich schon in der nächsten Minute durch neue Opfer, welche an die Stelle der Gefallenen traten, wieder ausgefüllt wurde. Doch schon bei den ersten mörderischen Schüssen zeigten sich die zusammen gedrängten Massen, welche eine so sichere Zielscheibe boten, er-

schüttert; sie wankten nach rechts und links, und als die Kugeln immer rascher durch ihre Glieder fegten und unersättlich immer mehr und mehr Opfer niederstürzten, da brach das Quarrée auseinander, zerstob nach verschiedenen Seiten, um über die Spitze des Hügels zu fliehen, und hinterließ sechs oder sieben Reihen von Todten und Verwundeten auf dem Platze zurück. Damit war aber auch die Gefahr der Engländer beseitigt und sie stürmten jetzt unaufhaltsam vorwärts, unterstützt von der Division des Herzogs von Cambridge. Bei der Batterie kam es zum Handgemenge und viel Blut wurde noch vergossen durch den wüthenden Bajonnetkampf, der aber nur von kurzer Dauer war, denn die Russen hatten ihre Geschütze schon herausgezogen und überließen dem Feinde nach hartnäckigem Kampfe die leere Batterie. Damit war der Sieg der Verbündeten auch eigentlich schon entschieden. Drei Divisionen Engländer hatten festen Fuß gefaßt auf den Höhen und die Reserven und die Cavallerie folgten rasch nach. Auch begannen die Franzosen, welche indessen ihre Artillerie herbeigezogen hatten, von rechts her das Plateau mit Kanonen zu bestreichen und hätten die Alliirten nur ein paar Regimenter Reiterei mehr besessen, so würde sich der geregelte Rückzug der Russen, welcher jetzt begann, in eine regellose Flucht haben verwandeln lassen. Aber auch auf dem rechten Flügel der Russen hatte indessen noch mancher harte und blutige Zusammenstoß stattgefunden. Bei der großen Schanze waren die Regimenter Uglitzk und Wladimir postirt, welche dem anstürmenden Feinde Stand halten sollten, bis es gelungen war,

die Geschütze zurück zu ziehen. Sie hatten es mit den englischen Garden und Hochschotten zu thun. Der Anführer der Letzteren, Sir Colin Campbell hatte seinen Leuten befohlen, nicht eher ein Gewehr loszuschießen, als bis sie dem Feinde auf Armslänge gegenüberständen, und die Garde war von ihrem Commandeur, dem Herzog von Cambridge auf gleiche Weise angefeuert worden. Deshalb stürmten sie auch an der Seite der wackeren Bergschotten mit dem hartnäckigsten Muthe gegen die Schanze an, ohne auf den Widerstand zu achten, welchen ihnen die beiden Regimenter entgegen setzten, die aber trotz ihrer tapfern Haltung doch beim ersten Anlauf geworfen wurden. Ein großer Theil der zurückgezogenen Geschütze wäre jetzt jedenfalls ihres Schutzes beraubt, verloren gewesen; doch in demselben Augenblicke, als die Russen ihre rückweichende Bewegung machten, brach der Korporal Krasinsky mit seiner Compagnie seitwärts aus dem Gebüsche hervor und der kleine tollkühne Haufe stürzte sich mit donnerndem Hurrah auf die Hochschotten. Nur einen Augenblick wurde Halt gemacht, um eine Salve zu geben, dann ging es wieder vorwärts. Der Zusammenstoß war furchtbar, und obgleich die tapfern Schotten keine Furcht kannten, so machten sie doch unwillkührlich eine zurückweichende Bewegung, um sich enger an einander zu schließen, denn sie vermochten es im Pulverdampfe nicht zu erkennen, daß es nur ein kleiner Schwarm, kaum hundert und funfzig Mann stark war, der aus dem Buschwerke hervorstürmte und sie in der Flanke angriff. Auch war ihr tapferer Anführer, Sir Colin Campbell mit seinem

Pferde gestürzt, welches ihm der Corporal Krasinsky unter dem Leibe erschossen hatte. Er raffte sich sogleich wieder auf und seinen Degen hochschwingend, zum Zeichen, daß er unverletzt geblieben, rief er seinen Leuten zu: „Es ist mir nichts geschehen, meine wackern Jungen! Bringt mir ein Pferd und dann wieder vorwärts! Wir wollen nichts als Hochländermützen hier haben!“ Diese Worte wirkten electrisch und ohne sich Zeit zu nehmen ihre Gewehre zu laden, gingen die Schotten mit Bajonnet und Kolben gegen die Russen los. Die Glieder der russischen Compagnie wurden getrennt, und es kam jetzt zu einem jener mörderischen Einzelnkämpfe, wo auch der sanftmüthigste Soldat bis zu einer thierischen Wuth entflammt wird, weil er fühlt, daß er nur sein Leben retten kann, wenn er seinen Gegner tödtet. So war in jenen Augenblicken auch Stanislaus kaum wieder zu erkennen. Sein sonst so blasses, schwermüthiges Gesicht war hoch geröthet und hatte einen wahrhaft vernichtenden Ausdruck angenommen. Aus seinen dunkeln Augen blitzte das wilde Feuer des Schlachtenmuthes, und als ob es seine Aufgabe sei, ein glänzendes Beispiel der heroischen Tapferkeit seiner Nation abzulegen, schmetterte er mit einer herkulischen Kraft die Feinde rechts und links um sich nieder. Aber bald sah er sich auch von einem ganzen Trupp riesiger Hochschotten umrungen und so tapfer er sich auch gegen die Uebermacht wehrte, schwebte sein Leben doch in der augenscheinlichsten Gefahr. Sein treuer Begleiter, der alte Corporal Dominik, der sich stets an seiner Seite gehalten hatte, war in dem mörderischen Gewühle doch

von ihm getrennt worden, und stand jetzt, seitwärts Athem schöpfend, und sein Bajonnet wieder gerade biegend, welches ein Kolbenstreich gekrümmt hatte. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter, und eine außerordentlich wohllautende, jugendliche Stimme rief ihm fast athemlos die Worte zu: „Krasinsky in Gefahr! Dort! Dort! Wir müssen ihn retten! Vorwärts!“

Der Alte schaute um sich und sah zu seinem Erstaunen denselben jungen Mann an seiner Seite, der ihn in jener Nacht auf seinem Wachtposten über Stanislaus ausgeforscht hatte. Aber er fand ihn jetzt in der heftigsten Bewegung und obgleich er kaum dem Knabenalter entwachsen zu sein schien, leuchtete doch ein hoher Kampfesmuth aus seinen sanften Augen. Auch war er gewaffnet wie ein Soldat, und ohne seinem Erstaunen Worte zu leihen und auch nur eine einzige Minute mit Fragen zu verschwenden, folgte der Alte seinem Aufrufe und stürzte, noch einige seiner Leute zusammenraffend, auf die Hochländer zu, welche Stanislaus umrungen hielten. Es war Hülfe in der höchsten Noth, denn der tapfere Polenjüngling hatte mit übermenschlicher Anstrengung den Feinden Trotz geboten und fühlte jetzt, aus mehreren leichten Wunden blutend, daß er ermattete. Sicher wäre er ein Opfer des Todes geworden, wenn nicht in demselben Augenblicke, wo die Schotten vereint auf ihn losstürmten, um ihn niederzuschlagen, der junge Secretair der Generalin Tschernokoff, gefolgt von Dominik und vier Soldaten, ihren dichten Kreis durchbrochen und Alles mit dem Bajonnette niedergestochen hätte, was sich ihm widersetzte. Stanislaus

selbst aber war gerade mit einem der wildesten jener Bergriesen in einen wüthenden Kampf verwickelt. Jener hatte sein Gewehr weggeworfen und ihn hinterrücks mit beiden Armen so fest umschlungen, daß er ihn des freien Gebrauchs seiner Waffen gänzlich beraubte. Zwischen seinen Zähnen hielt er sein kurzes Seitengewehr, und beabsichtigte nichts anderes, als ihn niederzuwerfen und ihm dann den kalten Stahl in die Brust zu bohren. Obgleich nun Stanislaus auch im Ringkampfe wohl erfahren war und das Gefühl der nahen Todesgefahr seine Kräfte auf's Neue wieder belebt hatte, so sank ihm jetzt doch die Hoffnung sich seines offenbar stärkeren Feindes zu entledigen. Er wäre auch sicher unterlegen, doch in demselben Momente, als seine Kniee unter ihm zusammen zu brechen droheten, fiel ein Schuß, und er fühlte sich auf einmal aus der eisernen Umarmung seines Gegners befreit, der getroffen zu Boden stürzte. Der junge Mann, welcher schon in Sebastopol ihn im Kampfe mit den Tartaren gerettet hatte, war jetzt zum zweiten Male sein Retter geworden. Doch sobald er den Schuß gethan hatte, und den Befreiten von seinen Leuten umgeben sah, die ihn aus dem Gewühle zogen, eilte er auch, als ob er sich jeder Dankesäußerung entziehen wollte, davon. In geringer Entfernung, am Rande des Gebüsches, wendete er sich jedoch noch einmal zurück und rief, mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des innigsten Flehens: „Krasinsky! Gedenken Sie Ihrer Mutter!“ Dann verschwand er augenblicklich im Gesträuche.

Stanislaus war kaum von der wilden Aufregung

des Kampfes wieder zur Besinnung gelangt, als er voller Erstaunen ausrief; „Wieder der Unbekannte! Und wieder entzieht er sich meinem Danke!" Doch es war weder Zeit seinem unbekannten Retter, dessen Gesicht er nicht einmal gesehen, zu folgen, noch in Grübeleien zu versinken; auch hatte die Erinnerung an seine Mutter seinen wilden Kampfeseifer plötzlich abgekühlt, und er hielt sich jetzt verpflichtet von seiner Compagnie zu retten, was noch möglich war. Deshalb ließ er das Hornsignal zum Rückzug blasen und warf sich mit seinen Kameraden wieder in das Gehölz. Indessen war sein tapferer Angriff vom besten Erfolge gewesen; denn während er die Hochländer in ihrem stürmischen Vordringen aufhielt, hatten die Regimenter Uglitzk und Wladimir, die englische Garde zurückgehalten, und so hatte man Zeit gewonnen die Geschütze aus der Batterie zu retten. Nur zwei demontirte Belagerungskanonen, die man auch noch vernagelt hatte, fielen den Engländern in die Hände und es waren dies fast die einzigen Siegestrophäen welche in dieser mörderischen Schlacht von den verbündeten Heeren erobert wurden. Gleich darauf traten die Russen auf dem rechten Flügel und im Centrum ihren Rückzug in bester Ordnung an. Werfen wir nun auch noch einen flüchtigen Blick auf den linken Flügel des russischen Heeres, wo die Schlacht begann. Während im Centrum und auf dem rechten Flügel der russischen Armee der blutige Kampf sich erst entwickelte, tobte der Sturm in der linken Flanke immer fort und fort. Als Fürst Mentschikoff, um den Stand der Dinge in der Nähe zu beobachten, nach der oberen

Hochebene zurückkehrte, fand er zu seinem Erstaunen, daß die Franzosen, gedeckt durch eine Geschützlinie von wenigstens 40 bis 50 Kanonen, wieder in großen Massen gegen die Telegraphenhöhe vorrückten, von welcher sie schon einmal zurückgedrängt worden waren. Zugleich aber versuchten die Franzosen auch, durch eine dritte Division, die sie in's Gefecht gezogen hatten und im Vereine mit den dort schon kämpfenden Engländern das linke Centrum der Russen den großen kegelförmigen Berg hinauf zu treiben und so der am Rande der Bergwand aufgestellten Batterie in den Rücken zu kommen.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags und bis zum Einbruche der Dunkelheit blieben noch vier Stunden übrig. Aber schon fehlte es den Russen an frischen Kräften und der Fürst Mentschikoff mußte fürchten eine vernichtende Niederlage zu erleiden, wenn er den mit so großer Energie und Ueberlegenheit ausgeführten neuen Angriffen einen ernstlichen Widerstand entgegengesetzt hätte. Er traf deshalb auch hier in aller Stille die nöthigen Einleitungen zum Rückzuge, indem er allen noch beim Heere befindlichen Fuhrwerken und dem Troß der Armee den Befehl sendete, sich in der Richtung nach Baktschiserai zurückzuziehen. Zugleich aber sendete er die schon sehr durch die feindlichen Kugeln gelichteten Regimenter Thronfolger und Moskau nochmals in den Kampf, um dem bedrängten linken Centrum Luft zu machen und den Kampf auf diesem entscheidenden Punkte noch so lange hinzuziehen, bis die Artillerie geborgen war. Nicht minder bedenklich erschien der Stand der Dinge auf dem Plateau von Lukul. Das Dorf Lukul

selbst stand in hellen Flammen und beinahe nur sieben russische Bataillone der Musketier-Brigade, sollten dort 25 bis 30 feindlichen Schlachthaufen die Spitze bieten. Das Husarenregiment Weimar versuchte umsonst die erste französische Division von ihrem Umgehungsversuche zurückzuhalten, und nachdem dieses Manöver geglückt war, sahen sich die Russen genöthigt, den Verbündeten die ganze Telegraphenlinie preiszugeben. Unter dem Rande der oberen Hochebene unterhielt zwar die russische Infanterie noch ein Feuergefecht gegen die nachdringenden Franzosen, doch die vortrefflichen Scharfschützen der Letzteren verliehen ihnen ein so gewaltiges Uebergewicht über die Feinde, daß deren Salven mit jedem Augenblicke schwächer und unsicherer ertönten und es die höchste Zeit schien, sie zum Rückzuge zu commandiren. Dies geschah endlich auch hier, nachdem Centrum und rechter Flügel ihre rückgängigen Bewegungen schon angetreten hatten, gegen vier Uhr Nachmittags unter dem Schutze des Husarenregiments Weimar.

Der Fürst Mentschikoff hatte seine Stellung für so stark gehalten, daß er sie würde vier Wochen lang gegen die Verbündeten vertheidigen können, und doch war die Schlacht in vier Stunden verloren und der stolze Feldherr aus allen seinen Positionen herausgetrieben und zum Rückzuge genöthigt worden. Er hatte in seinem aristokratischen Hochmuthe den großen Fehler begangen, die Tapferkeit und Kriegskunst seiner Feinde zu gering zu schätzen und zu viel von der russischen Unbesiegbarkeit zu träumen. Er hätte sich sagen müssen, daß er es gerade mit den beiden gefährlichsten Feinden, die

ihm nur jemals gegenüber treten konnten, zu thun hatte. Die Franzosen bewährten sich als wackere Söhne der Helden von Austerlitz und die Engländer kämpften mit ihrer Ausdauer und ihrem zähen Muthe, der kein Hinderniß kennt, in der ihrer Nation eigenen zwar langsamen und bedächtigen, aber um so sicheren Weise. So ergänzten sich die hohen, militairischen Vorzüge Beider gegenseitig. Das Schlachtfeld gewährte einen wahrhaft grauenvoller Anblick. An einigen Stellen, wo der Kampf am härtesten gewüthet hatte, war der Boden förmlich mit Leichen und Verwundeten übersäet. Die Russen hatten augenscheinlich mehr verloren als die Verbündeten und die französischen Scharfschützen hatten sich vorzugsweise die feindlichen Officiere zu ihrem Ziele erwählt. Auch den Major Tuschkin hatte seine Todesahnung nicht betrogen, denn als sein Regiment, beim Verfolgen des sich zurückziehenden Feindes, unvorsichtiger Weise sich in die Schußlinie der feindlichen Schiffe wagte, schmetterte ihn einer jener furchtbaren Feuerbälle nieder, mit welchen die verbündete Flotte das Plateau überschüttete. Nicht weit von ihm fiel zu gleicher Zeit der Graf Galloschkin, von der Spitzkugel eines Scharfschützen durchbohrt, und so waren von den fünf Officieren, welche noch vor wenigen Tagen vor dem Kaffeehause in Sebastopol auf Sieg und langes Leben getrunken hatten, wobei ihnen sämmtlich die Gläser gesprungen, bereits zwei getödtet und der Dritte, Fürst Trubetzkoi tödtlich verwundet worden. Die Ufer der Alma waren rechts und links mit todten, englischen Gardisten und Musketieren bestreut, von welchen Viele

furchtbar verstümmelt waren. Einer der beiden gefangenen russischen Generale wurde erst am Morgen nach der Schlacht unter einem Soldatenmantel gefunden und zwar schwer verwundet. Neben ihm kauerte sein Sohn, gleichfalls aus mehreren Wunden blutend. Der Vater reichte dem englischen Soldaten, der ihn den Mantel nehmen wollte, gelassen seine goldene Tabatière hin, indem er aber vorher noch eine Prise daraus nahm. Nachdem er mit seinem Sohne hinweggebracht und ihre Wunden verbunden worden waren, sprach er den englischen Officieren seine Freude darüber aus: daß er seine Wunde von einem Gardisten empfangen habe, und nicht von einem jener Leute in bunten Weiberröcken, womit er die Bergschotten meinte. Mitten unter dem Jammergeschrei der Verwundeten und dem Todesröcheln der Sterbenden, konnten es doch die Franzosen nicht unterlassen, auch den Humor walten zu lassen. Kaum hatten die Zuaven das Plateau erstiegen, welches der russische Feldherr den Damen Sebastopols eingeräumt hatte um das Schauspiel der Schlacht wie aus einer ersten Rangloge zu genießen, so fanden sie zu ihrer größten Verwunderung die umhergestreuten Putzgegenstände, welche die flüchtende, weibliche Schaar in aller Eile zurückgelassen hatte und trieben allerlei Kurzweil damit, indem sie Pelerinen und Mantillen umhingen, die Putzhüte aufsetzten und in diesem seltsamen erbeuteten Costüm einen grotesken Tanz aufführten, zur großen Erheiterung ihrer Kameraden.

Die Schlacht an der Alma war jedenfalls ein Ehrentag für beide Partheien, denn auch die Russen hatten

sich tapfer geschlagen. Leider verstanden es aber die Führer der verbündeten Heere nicht den höchsten Gewinn aus ihrem Siege zu ziehen, der sich bei größerer Energie daraus ziehen ließ. Um sich die Thore von Sebastopol zu öffnen, was doch das Endziel der ganzen Expedition sein sollte, mußten die verbündeten Feldherrn das Heer Mentschikoffs vernichten, wozu sich ihnen in gewissen Momenten der Schlacht die beste Gelegenheit bot, und was, wenn sie nur alle ihre Kräfte eingesetzt und besonders die englische Cavallerie hätten operiren lassen, selbst noch während des Rückzugs der Russen bewirkt werden konnte. Unbegreiflich aber erscheint es, warum man die russische Armee ohne alle und jede Verfolgung vom Schlachtfelde abziehen, und ihnen gestattete wenige Meilen davon entfernt ein Lager aufzuschlagen, wo man sie drei Tage lang ganz unbeachtet ließ, ohne sie auch nur zu recognosciren, viel weniger anzugreifen. Es ist dies jedenfalls ein dunkler Punkt in der neuesten Kriegsgeschichte, und die Vermuthung, daß es gleich Anfangs nur auf einen Scheinkrieg abgesehen sei, schien dadurch ihre Bestätigung zu finden. Jeder Kriegskundige wird aber diese Unterlassungssünde einen groben Fehler nennen müssen, der sich als solcher auch späterhin bitter rächte, denn er kostete den Alliirten viele Tausende von Menschenleben. Freilich wollten Viele die unbegreifliche Unthätigkeit nach dem Siege mit der Krankheit des Oberfeldherrn der Expedition, Marschalls St. Arnaud entschuldigen, welche schon vor der Schlacht und während derselben sein Leben bedrohete; aber es scheint beinahe, als ob er geheime Instructionen gehabt

hätte, den Feldzug in der Krim nicht mit einem einzigen Schlage zu beendigen. Denn als er zwei Tage nach der Schlacht von seiner Krankheit gänzlich niedergeworfen, den Feldherrnstab in die Hände des Generals Canrobert niederlegte, worauf er am nächsten Tage seinen Geist aufgab, fuhr auch dieser fort das siegreiche Heer auf seinen Lorbeern ausruhen zu lassen und der Befehlshaber der Engländer, Lord Raglan, schien ihm auch vollkommen darin beizustimmen, obgleich zwei Divisionen seiner Truppen gar nicht am Gefechte Theil genommen hatten.

V

Die französische Batterie, welche der Capitain Hector de Beaumont commandirte, hatte sich ruhmvoll ausgezeichnet, und durch ihre treffliche Leitung und die unermüdliche Präcision ihrer Bedienung hauptsächlich zur Eroberung des Telegraphenhügels beigetragen. Sie hatte deshalb auch dort in der Nähe des Jägercorps von Vincennes, zu welchem sie gehörte, ihr Lager aufgeschlagen, sobald ihr Ruhe vergönnt worden war. Aber weder der Capitain noch sein treuer Freund der Oberbombardier Morand vermochten die ihnen nach einer so harten Anstrengung nothwendige Ruhe zu finden. Alle ihre Gedanken schweiften hinüber bis zu den Ruinen des Posthauses, wo sie ihr Theuerstes, ihre Geliebten gelassen hatten. Ueber die Sicherheit dersel-

ben fühlten sie sich durchaus nicht beunruhigt; denn der Ort, wo sie sich befanden, lag mehrere Stunden weit hinter der Schlachtlinie und es war kaum anzunehmen, daß sich feindliche Truppen dorthin verirren sollten. Auch durften sie dem Muthe und der Entschlossenheit der beherzten Marketenderin wohl vertrauen, daß sie sich, wenn es nur irgend möglich war, einer drohenden Gefahr würde entziehen und sich und die ihr anvertraute Favoritin schützen können. Doch hatte sich ihrer eine peinigende Sehnsucht bemächtigt, wenigstens Nachricht von ihren Lieben zu erhalten. Aber sie selbst konnten sich, nach kaum geschlagener Schlacht, keine Minute von ihrer Batterie entfernen, da sie jeden Augenblick den Befehl erwarten durften vorzurücken, um den Feind zu verfolgen. Endlich entschloß sich der Capitain, seinen Diener Jean Renard in sein Geheimniß einzuweihen, da er es ihm später, wenn er sich wieder mit Aminda würde vereinigt haben, nicht länger würde verhehlen können. Er wollte ihn augenblicklich nach den Ruinen des Posthauses senden, um Marion von ihrem Standpunkte zu benachrichtigen und ihr mitzutheilen, daß die Schlacht gewonnen und daß sie sich mit der schönen Circassierin wieder in die Nähe der Batterie wagen könne.

Jean Renard war ein ächter Pariser, und machte seinem Namen (Fuchs) alle Ehre, denn er war ungemein schlau, dabei aber beherzt und seinem Herrn mit unsterblicher Treue ergeben, weshalb auch dieser, der ihn oft geprüft hatte, ihm wohl vertrauen durfte. Da er selbst zärtliche Gefühle für die schöne Marketenderin

nährte, die aber freilich keine Erwiderung fanden, so empfing er den Auftrag ihr die Botschaft zu bringen und sie zur Armee zurückzuführen mit Freuden, und machte sich augenblicklich auf den Weg, nachdem er sich einen Säbel umgeschnallt und mit zwei kleinen Pistolen versehen hatte.

Als der Morgen graute, welcher den blutigen Schlachttag herauf führte, lag der Harems-Beamte Ismael noch immer festgebunden auf derselben Stelle im Gebüsche, wo ihn die Schwarzen zurückgelassen hatten. Es war während der Nacht kein Schlaf in seine Augen gekommen, er hatte aber auch keinen Versuch gemacht, sich aus seiner fatalen Lage zu befreien, sondern hatte sich, seinem fatalistischen Glauben getreu, mit dem Gedanken begnügt: Es ist Allah's Wille! Du sollst leiden! Und so litt er auch ganz geduldig die Pein, welche ihm die Banden verursachten, bis zum hellen Morgen. Ja, er hielt es selbst nach reiflicher Ueberlegung, für einen ihm sehr günstigen Umstand, daß die Schwarzen ihn auf solche Weise gemißhandelt und sich dann mit dem Eigenthum der Favoritin entfernt hatten. Er konnte sich jetzt selbst gegen seinen Gebieter von aller Schuld rein waschen und diese ganz allein auf die räuberischen Sclaven schieben. Er hatte sich auch schon ein ganz artiges Märchen erdacht, von einer furchtbaren Verschwörung, welche sie unter sich geschlossen, die schöne Aminda an die herumstreifenden Tartaren zu verrathen und ihre Entführung zu begünstigen, um sich später ihrer Koffer bemächtigen und damit flüchten zu können. Ja, er war sogar geneigt ihnen auch die Verbrennung des kostbaren

Zeltes aufzubürden, die er, wie er sich im Stillen eingestehen mußte, selbst durch seine Tabackspfeife ~~verschalten~~ verschuldet hatte. Dabei glaubte er, würde auch noch der Umstand zu seinem Gunsten sprechen, daß er seinen Padischah, vor dessen Abzuge aus dem Lager, dringend gebeten hatte, ihm zum Schutze der Favoritin eine kleine Abtheilung seiner Soldaten zurückzulassen, was Jener aber für unnöthig gehalten und deshalb verweigert hatte. Ismael blickte deshalb dem Aufgange der Sonne keineswegs so trostlos entgegen, als er sie hatte untergehen sehen, und harrte nun, mit seinem wahrhaft türkischen Phlegma in aller Ruhe der Dinge, die der junge Tag ihm bringen sollte.

Bald wurden auch die beiden Frauen wach und als sie bemerkten, daß man sie in die Sänfte eingeschlossen hatte, wurden sie sehr unruhig und riefen nach dem Sclaven und endlich auch nach Ismael. Dieser aber, der ganz in ihrer Nähe am Boden lag, vermochte ihnen nur durch ein unverständliches Grunzen zu antworten, da ihm der Mund noch verstopft war, und durch die Fenster der Sänfte bemerkten jetzt die Frauen seinen hülflosen Zustand. Da sie nirgends einen von den Schwarzen erblickten, ahnten sie endlich auch, daß während ihres Schlafes irgend ein neues Unheil vorgegangen sein müsse und trafen nun selbst Anstalten sich aus ihrem engen Gefängnisse zu befreien. Es gelang ihnen die obere Decke desselben zu öffnen und die Aeltern von Beiden, die ein scharfes Messer bei sich führte, stieg nun auf den Sitz, beugte sich aus der Oeffnung hinaus und durchschnitt die Stricke, mit welchen die

Sänfte umwunden worden war. Hierauf vermochten sie die Thür leicht aufzuschließen, und sahen sich bald befreit. Wenige Schnitte reichten auch hin die Bande zu lösen, mit welchen Ismael gefesselt war, und als er nun auch seine Zunge wieder befreit sah und auf seinen Beinen stand, waren seine ersten Worte: „Allah ist groß!" Dann theilte er seinen Leidensgefährtinnen sein ausgesonnenes Märchen mit und schilderte ihnen die Verschwörung der Schwarzen mit den düstersten Farben, wobei er die Freude hatte zu bemerken, daß sie seiner Erzählung, obgleich sie größtentheils auf Vermuthungen beruhete, den vollsten Glauben schenkten. Noch aber standen sie rathlos, was sie eigentlich beginnen sollten, da weder ein Sclave noch ein Maulthier mehr da war, um die Sänfte zu tragen, und die Frauen, an orientalische Bequemlichkeiten gewöhnt, keineswegs Lust hatten, zu Fuß zu wandern, als sie plötzlich menschliche Stimmen hörten, die sich in türkischer Sprache unterhielten. Schon in der nächsten Minute brachen auch Männer durch das Gebüsch, in welchen sie sechs Nachzügler des türkischen Heeres erkannten. Sie gaben vor, sich in der Gegend verirrt zu haben, als man sie ausgeschickt dürres Holz zu sammeln; doch eigentlich hatten sie sich absichtlich von ihrem Corps entfernt, um herumzuschweifen und tartarische Dörfer aufzusuchen, in der Absicht zu plündern. Sie schienen aber keine Beute gemacht zu haben und ihrer Aussage nach hatten die Tartaren in der ganzen Umgegend ihre Wohnungen verlassen und alles Werthvolle mit sich genommen. Da sie Ismael als einen Beamten ihres Padischah erkann-

ten, so bewiesen sie ihm eine gewisse Unterwürfigkeit, und dieser säumte nicht, sie von allen Unglücksfällen, welche ihn betroffen hatten, sogleich in Kenntniß zu setzen, wobei er es sich nicht versagen konnte, auch die schreckliche Geschichte von der Verschwörung seiner Schaar zu wiederholen. Sie hörten dieselbe auch nicht ohne Erstaunen und Theilnahme an, und versprachen ihm allen Beistand, den sie ihm zu leisten vermochten um so lieber, da sie hofften, der Padischah werde ihnen für diese Dienstwilligkeit, die sie seinem Beamten erwiesen, jede Strafe für ihre Entfernung vom Corps nachsehen. Es wurde nun beschlossen, daß sie abwechselnd die Frauen in der Sänfte tragen sollten und sobald dies geordnet war, brach man auf, um wieder zur türkischen Armee zu stoßen. Der Lagerplatz, wo die französische Armee während der Nacht bivouakirt hatte, wurde überschritten und so gelangte der kleine Zug endlich in die Nähe des abgebrannten Posthauses, wo man Halt machte, um sich eine kurze Ruhe zu gönnen. Ein einfaches Mahl von den wenigen Vorräthen, welche man noch bei sich führte, wurde eingenommen und da die Mittagssonne sehr warm schien, verfielen die Nachzügler bald in einen festen Schlaf, während sich auch die beiden Frauen in der Sänfte dem Schlummer überließen. Nur Ismael, obgleich er fast die ganze Nacht durchwacht hatte, konnte keinen Schlaf finden, denn so schön er auch sein Mährchen ersonnen, durch welches er alle Schuld von sich abwälzen zu können glaubte, so beunruhigte ihn doch der Gedanke, daß die Zornesausbrüche seines Gebieters, die er aus Erfahrung kannte, ihm gar nicht gestatten

würden zu Worte zu kommen, wenn er ganz allein mit den beiden Frauen zu ihm zurückkehrte. Da ihm nun die plötzlich aufsteigende Angst nicht ruhen ließ, so erhob er sich von der Stelle wo die Soldaten lagerten und ging wohl mehr aus Neugierde als in der Absicht Nachforschungen nach Aminda oder den Schwarzen zu halten, gerade auf die Ruinen des Posthauses zu. Das eigentliche Gebäude war in einen Trümmerhaufen verwandelt und die verkohlten Balken der Stallungen rauchten noch immer. Er betrachtete dies Alles aber mit ziemlicher Gleichgültigkeit nnd war eben im Begriffe nach seinem Lagerplatze wieder umzukehren, als ihm der Schuppen, welcher von den Flammen verschont worden war, in die Augen fiel. Zugleich aber drang auch das Geschrei eines Maulthieres in seine Ohren, welches hinter dem Schuppen hervorschallte. Betroffen blieb er stehen und lauschte. Das Geschrei erschallte nochmals nnd jetzt glaubte er deutlich die Stimme eines derselben Thiere zu erkennen, welche das Gepäck der Favoritin getragen hatten. Ein Strahl der Freude leuchtete aus seinen Augen, denn er hoffte die flüchtigen Schwarzen hier zu finden, die, wie er meinte sich in jenem Schuppen verborgen halten müßten, und die er nun zu überraschen gedachte, vielleicht gerade in demselben Momente, wo sie ihren Raub theilten. Schon stand er auf dem Sprunge eilig nach seinem Lagerplatze zurückzukehren und die Nachzügler zu seinem Beistande herbeizurufen, als ihm einfiel sich zuvor zu überzeugen, ob sich die räuberischen Flüchtlinge auch wirklich dort versteckt hielten! Mit zurückgehaltenem Athem und leisen

Schritten, jedes Geräusch vermeidend, schlich er zu dem Schuppen hin, dessen Thür von innen fest verschlossen zu sein schien, und suchte irgend eine Oeffnung, durch welche er hinein zu schauen vermochte. Er fand auch bald eine schadhafte Stelle in der Mauer, welche ihm einen Einblick in das Innere gewährte und was er jetzt sah, erfüllte ihn mit einem so freudigen Schrecken, der ihn beinahe zu Boden warf. Zu seinem größten Erstaunen sah er in einem Winkel des Schuppens die schöne Favoritin auf ihren eignen Polstern sitzend, vor sich ihre Koffer, die sie mit augenscheinlichem Wohlbehagen durchwühlte und allerlei kostbare Geschmeide und Putzgegenstände hervorzog, welche sie einer jungen französischen Marketenderin zeigte, die vor ihr am Boden knieete und alle die Herrlichkeiten lebhaft zu bewundern schien. Doch blieb die ganze Erscheinung dem Harems-Beamten ein unauflösliches Räthsel. Wie war sie hierher gelangt? Wie war sie zu ihren Koffern gekommen? Wie hatte sie sich mit der Marketenderin zusammengefunden, und wie sollte er sich die Vertraulichkeit deuten, welche zwischen Beiden zu herrschen schien? Wo waren die Schwarzen geblieben, von welchen sie doch wie er glaubte, ihr Eigenthum zurückerhalten haben müsse? Diese und andere ähnliche Fragen beschäftigten seinen eben nicht glänzenden Verstand, ohne daß er eine Lösung derselben zu finden vermocht hätte. Aber er mußte ja hier auch handeln und vermochte sich doch nicht zu entschließen, was er eigentlich beginnen sollte. Daß es Aminda wirklich sei, die er dort eben so gemüthlich erblickte, als ob sie in einem ihrer Prachtge-

mächer des Harems gesessen hätte, daran konnte er nicht zweifeln. Aber er konnte auch nicht glauben, daß sie sich ganz allein mit einer Marketenderin befände, mit welcher sie erst kürzlich zusammengetroffen sein konnte. Deshalb hielt er sich auch fest überzeugt, daß in einer dunkeln Abtheilung des Schuppens, die er nicht zu durchschauen vermochte, entweder seine entflohenen Schwarzen, oder andere Räuber, die sich ihrer bemächtigt hatten, versteckt liegen mußten. Den letzten Gedanken hielt er aufrecht, denn seine ganze Phantasie war nur von Kosacken und wilden Tartaren erfüllt und so hielt er es denn auch für wahrscheinlich, daß diese rauhen Söhne der Steppen sich zuerst Amindas bemächtigt und sie hierhergebracht, und daß dann später die flüchtigen Schwarzen während der Nacht in ihre Hände gefallen, welchen sie ihren Raub abgenommen hatten. Unbegreiflich aber erschien es ihm wieder dabei, daß sie so ehrlich gewesen waren, der Beraubten ihr Eigenthum zurückzuerstatten, und daß Aminda, obgleich sie doch die Gefangene der wilden Burschen war, sich in einer so ruhigen, gemüthlichen Laune befand. Daß sie aber selbst freiwillig und absichtlich aus seiner Obhut entflohen sei, um einem christlichen Geliebten zu folgen, das fiel dem guten Ismael gar nicht ein, denn er würde geglaubt haben, seine stolze Gebieterin selbst schon durch eine solche Vermuthung empfindlich zu beschimpfen. In der Ueberzeugung, daß sie nicht allein ohne männliche Bewachung sei, wagte er es auch nicht, sich ihr ganz allein zu nähern, doch da der nicht allzugroße Raum des Schuppens, der seinen Blicken ver-

borgen blieb, auch keine bedeutende Anzahl Tartaren oder Kosacken enthalten konnte, so faßte er wirklich so viel Muth einen Befreiungsplan für die vermeintliche Gefangene zu entwerfen, wobei er freilich hauptsächlich auf den Beistand der sechs Soldaten zählte, die zu ihm gestoßen waren.

Mit leisen Katzenschritten zog er sich wieder zurück und eilte nach dem Lagerplatze, wo er Alle noch in tiefem Schlaf versunken fand. Durch Rütteln und Schütteln weckte er die faulen Soldaten, rief auch die beiden Frauen in der Sänfte wach und nachdem er sie Alle um sich versammelt hatte, theilte er ihnen seine Entdeckung mit, daß er die verschwundene Favoritin gefunden habe. Die beiden Dienerinnen erhoben ein lautes Freudengeschrei, welches aufrichtig gemeint war, denn sie hingen wirklich mit großer Treue an ihrer Gebieterin, die sie immer gütig behandelt hatte. Die Soldaten nahmen jedoch Anfangs die Mittheilung mit weniger Theilnahme auf, und der Befreiungsplan Ismaels, in welchem sie natürlich die Hauptrolle spielen sollten, wurde mit großer Zurückhaltung von ihnen angehört. Erst als Jener ihnen begreiflich zu machen suchte, daß sie sich einer großen Pflichtverletzung gegen ihren Oberfeldherrn schuldig machen würden, wenn sie ihm ihren Beistand verweigerten, daß sie aber im Gegentheil auf eine reiche Belohnung zu rechnen hätten, wenn es ihnen gelänge die Favoritin ihres Gebieters den Händen der Feinde zu entreißen, fanden sie sich geneigter darauf einzugehen und erklärten sich endlich bereit, sich unter seine Leitung zu stellen. Der Plan,

welchen der Haremsbeamte entworfen hatte, war sehr einfach und lief auf einen plötzlichen Ueberfall hinaus. Sie sollten sich so geräuschlos als möglich bis zum Schuppen schleichen, dann die Thür erbrechen, hineinstürmen und Alles niedermachen was sich ihnen widersetzte. So glaubte er seine Herrin am leichtesten befreien und sich an den Räubern, die sie ihm entführt hatten, zugleich rächen zu können. Doch indem er sich eben eifrigst bemühete den Nachzüglern seine Instructionen zu ertheilen, erstarb ihm auf einmal das Wort im Munde, denn er wurde durch ein donnerndes Hurrahgeschrei unterbrochen. Aus einer mit Gebüsch bewachsenen Schlucht, die er gar nicht beachtet hatte, brachen plötzlich wohl an zwanzig donische Kosaken hervor, und ehe die Türken noch zur Besinnung gelangen konnten, sahen sie sich von ihnen umzingelt.

Gegen eine geringere Anzahl würden sich die türkischen Soldaten, schon um ihrem Nationalhasse zu genügen, tapfer vertheidigt haben, aber bei einer solchen Uebermacht, mehr als Drei gegen Einen, sank ihnen der Muth und da sie jeden Widerstand für vergeblich hielten, streckten sie die Gewehre. Auch Ismael dachte nicht daran einen Kampf zu beginnen, der nur mit seiner Niederlage enden mußte und gab sich gefangen. Jetzt wurden auch die beiden Frauen, die sich wieder in die Sänfte retirirt und dicht in ihre Schleier gewickelt hatten, von den Kosacken herausgezogen, die durchaus ihre Gesichter sehen wollten und allerlei Kurzweil mit ihnen trieben. Nachdem es ihnen aber gelungen war, sie nach heftigem Widerstande zu entschlei-

ern, wobei sich fand, daß sie weder jung noch schön waren, ließ man sie zwar in Ruhe, doch wurden sie gleichfalls zu Gefangenen erklärt. Sie mußten sich gefallen lassen hinter zwei Kosacken auf deren Pferde zu steigen, Ismael aber und die Soldaten wurden mit Stricken zusammen gekoppelt und sahen sich genöthigt, beinahe im Trabe gleichen Schritt zu halten mit den Rossen. Die Sänfte wurde zurückgelassen, nachdem man sie zertrümmert und Alles was irgend werthvoll daran war, davon abgerissen hatte. So ging es vorwärts und zwar nach Baktschiserai zu, indem man vorsichtig die Richtung vermied, welche die verbündeten Truppen eingeschlagen hatten.

Dies Alles war nur das Werk weniger Minuten. Doch war das wilde Hurrahgeschrei bis zu den Ruinen des Posthauses gedrungen und von Marion und Aminda vernommen worden. Die Erstere vermochte Anfangs einen heftigen Schrecken zwar nicht zu verbergen, doch gewann sie bald ihre Fassung wieder, schlich leise aus dem Schuppen hinaus und warf, hinter den Ruinen verborgen, forschende Blicke in die Umgegend. Der Lagerplatz der Türken war nicht weit entfernt und ihr scharfes Auge vermochte deutlich zu unterscheiden, was dort vorging. Sie erkannte die türkischen Soldaten, den Haremsbeamten und die beiden Frauen Amindas, aber sie erkannte auch die Kosackenhorde und sah deutlich wie diese Alle zu Gefangenen machte und fortschleppte. Damit schwand zwar ihre Angst vor einer unmittelbaren Gefahr, aber wenn sie auch diesen Feinden glücklich entgangen war, so konnten andere Horden herum

streifen und ihr sowohl, als der schönen Favoritin, ein ähnliches Schicksal bereiten, wenn sie ihr Versteck zwischen den Ruinen entdeckten. Sie kehrte deshalb eilig zurück zu ihrer Schutzbefohlenen und da diese der französischen Sprache ziemlich mächtig war, denn sie hatte sich im Harem des Pascha eine nicht gewöhnliche Bildung angeeignet, so vermochte sie sich leicht mit derselben zu verständigen. Sie erzählte ihr, was sie gesehen hatte und Amindas Angst steigerte sich dadurch so hoch, daß sie selbst vorschlug diesen abgelegenen unsichern Ort schleunigst zu verlassen und sich in die Nähe der Armee zu begeben. Marion war ganz damit einverstanden und rasch wurde Alles zur Fortsetzung des Marsches gerüstet. Die Koffer wurden wieder eingepackt, geschlossen und auf die Maulthiere geladen, das Pferd vor den Wagen gespannt, welcher in den Schuppen hinein gezogen worden war und in jenem dunkeln Raume stand, den Ismael mit seinen Blicken nicht hatte durchdringen können. Die schöne Favoritin legte überall mit Hand an wo sie konnte, denn die Angst hatte ihre vornehme Lässigkeit verscheucht und ihre Thatkraft aufgeregt, so daß bald Alles auf das Beste geordnet war. Die bepackten Maulthiere wurden hinten an den Wagen gebunden, Marion und Aminda bestiegen denselben, das kleine, muntere Pferd erhielt einen leichten Peitschenhieb und fort ging es in schnellem Trabe zu den Ruinen hinaus. Es hielt nicht schwer den Weg zu verfolgen, den die verbündete Armee eingeschlagen, denn diese hatte überall ihre dichten Fußtapfen und Räderspuren im Sande zurückgelassen, und so verfolg-

ten sie den Heerpfad wohl eine Stunde weit, ohne auf Menschen zu stoßen, denn die ganze Gegend schien wie ausgestorben.

Da ertönte der Kanonendonner und die Schlacht begann. Marion erkannte zwar, daß es die Flottengeschütze waren, welche zuerst ihre furchtbare Stimme erhoben, aber ihr Herz klopfte doch lauter, denn sie wußte, daß nun auch die Feldbatterieen ihre ehernen Bälle gegen einander austauschen würden, welche manches blühende Menschenleben vernichten mußten. Doch bemächtigte sich ihrer ein unwiderstehliches Verlangen, in die Nähe des Kampfes zu kommen, und als sie nach wenigen Minuten auch schon das Knattern des Pelotonfeuers vernahm, trieb sie ihr Pferd mit wildem Zurufe an. Auch in Aminda schien sich das kriegerische circassische Blut zu regen, denn sie schaute zuweilen mit hochgerötheten Wangen unter dem Verdecke des Wagens hervor und ließ ihren Feuerblick muthig über die Gegend streifen. Aber noch waren die leichten Rauchwolken des Kampfes nur in weiter Entfernung zu erblicken. Erst nach einer stundenlangen, raschen Fahrt bekamen sie die Reservecolonnen des rechten Flügels der französischen Armee zu Gesicht, aber zu ihrem Schrecken erkannte Aminda, daß dort auch mehrere türkische Regimenter postirt waren, und sie hegte gerechte Furcht, daß der Pascha selbst, oder einer seiner Officiere sie entdecken möchte. Wenn sie sich auch im Wagen selbst verbarg, so konnte sie schon durch die mit ihren Koffern beladenen Maulthiere verrathen werden. Sie theilte Marion ihre Besorgniß mit und bat sie flehend eine

andere Richtung zu nehmen. Diese war auch bereitwillig dazu, obgleich sie vermuthete, daß die Batterie, zu welcher sie gehörte, sich auf dem linken Flügel befand. Sie wagte es daher nicht einmal sich der Bagage zu nähern, welche sich noch in geraumer Entfernung hinter der türkischen Division befand, sondern lenkte ihr Pferd links, mehr dem Centrum zu, in der Richtung nach dem Dorfe Burliuk. Auf diesem Wege aber fielen sie einem zahlreichen Trupp englischer Nachzügler, bei welchem sich sogar ein Officier befand, in die Hände und bald sahen sie den Wagen angehalten und umzingelt. Hätte auch Marion nicht die französische Cocarde stolz an ihrem Hute getragen, so würden doch die Engländer schon an ihrem Costüm erkannt haben, daß sie dem französischen Heere angehörte. Doch ihr Erscheinen schien ihnen jedenfalls willkommen, denn sie waren marode und ihre Feldflaschen bereits längst geleert. Ungestüm schrieen sie nach Brandy und der Officier, welcher wahrscheinlich seine höhere Stellung dadurch andeuten wollte, forderte Rum oder Cognac. Anfangs schien die Marketenderin wenig Lust zu haben, ihre Vorräthe diesen Nachzüglern preiszugeben, da sie wußte, daß sie ~~auch~~ der Schlacht ihre Getränke an Würdigere würde verabreichen können, welche sich eine Erquickung im heißen Kampfe wohl verdient hatten. Sie stellte sich daher, als ob sie die Forderungen, die ihr in englischer Sprache zugerufen wurden, nicht verstanden hätte und gab durch Zeichen zu verstehen, daß man ihr Pferd loslassen solle, indem sie Eile habe und weiter fahren müsse. Allein die Engländern schienen

sie jedoch jetzt nicht verstehen zu wollen und wichen und wankten nicht, und da sie sogar drohende Geberden bemerkte, so holte sie ihr Fäßchen hervor, um nicht mit ihnen in Streit zu gerathen. Den Officier aber, der ein besonderes Gefallen an dem hübschen Mädchen zu finden schien uud der deshalb auch schon auf das Wagenrad gestiegen war, um sich zu ihr hinauf auf den Sitz zu schwingen, stieß sie ziemlich unsanft hinab, daß er mit einem grimmigen Fluche weithin taumelte. Aminda hatte sie einen Wink gegeben und diese hatte sich ganz im Hintergrunde des Wagens zusammengekauert und mit einem Tuche überdeckt, so daß Niemand ihre Anwesenheit ahnete. Das Fäßchen enthielt ungefähr gerade so viel Branntwein, daß sie jedem Nachzügler ein Glas davon einschenken konnte, und als dies geschehen war schraubte sie den Krahn zu und traf wieder Anstalt fortzufahren. Dies erregte aber den allgemeinen Unwillen der Soldaten, welche den Branntwein gut gefunden hatten und mit Ungestüm mehr verlangten, ohne daß sie an die Bezahlung der ersten Probe dachten, die sie bereits empfangen hatten. Mehr als Alle tobte aber der Officier, welcher sich, wie sich jetzt zeigte, auch in der französischen Sprache, wenn auch nur unvollkommen, verständlich machen konnte. Er forderte, indem er eine Fluth von Goddams hinzufügte, daß sie auch Alles was sie an Eßwaaren bei sich führe, herausgeben und überhaupt den ganzen Inhalt ihres Wagens seinen Leuten überlassen solle. Sie wendete, noch immer in höflichem Tone, dagegen ein, daß sie ihre Vorräthe für die Mannschaft der französischen Batterie,

zu der sie gehöre, aufbewahren müsse, daß die Soldaten auch keine Lust zu haben schienen ihr Getränk zu bezahlen, und daß sie ihre Waaren nur für Geld verabreichen könne. Dadurch schien aber der Officier auf's Neue empfindlich beleidigt zu werden, zog eine volle Geldbörse aus der Tasche, und indem er sie hoch empor hob, rief er mit höhnischem Lächeln: er hoffe mit diesem Golde sie und ihren ganzen Kram kaufen zu können. Ein wieherndes Gelächter der Nachzügler erschallte hierauf und der Zorn über diese neue Beleidigung röthete Marions Stirn. Doch noch immer ihre Ruhe bewahrend, hing sie den Zügel über den Arm, wendete sich nach dem Wagen zurück und zog aus einer Tasche, welche im Innern des Verdecks angebracht war, zwei zierliche Pistolen hervor, die sie augenblicklich spannte und in jede Hand Eine nehmend, vor sich hinhielt. Dabei rief sie furchtlos und in entschiedenem Tone: „So muß ich denn Gewalt mit Gewalt vertreiben! Den Ersten, der es wagt, meinen Wagen zu ersteigen, schieße ich nieder! Herr Lieutenant, Sie werden mich verstanden haben; verdollmetschen Sie Ihren Leuten meine Worte."

Doch war dies kaum nöthig, denn schon aus ihrer ganzen Haltung hatten die Engländer den Sinn ihrer Worte begriffen. Sie wichen zwar im ersten Augenblicke der Ueberraschung zurück, doch nur, um bald darauf ein wahres Wuthgebrüll auszustoßen. Einige zogen ihre Seitengewehre und schwangen sie drohend, während Andere sogar ihre Musketen auf die kleine Heldin anlegten, und unter gräßlichen Flüchen schwuren, sie mit

ihren Kugeln zu durchbohren, wenn sie es wagen würde zu schießen.

Doch Marion blieb ohne zu wanken, aufrecht in ihrem Wagen stehen, die Pistolen im Anschlage haltend, und wiederholte nochmals ihre Aufforderung, daß man sie frei und ungehindert ziehen lassen sollte, was aber nur wieder mit einem grimmigen Geschrei beantwortet wurde. Der Lieutenant forderte jetzt seine Leute förmlich zum Sturme auf und indem er sie in zwei Abtheilungen theilte, befahl er ihnen den Wagen vorn zu ersteigen und zugleich das Verdeck hinten zu erbrechen. Die arme Marketenderin erkannte, daß die Gefahr auf das Höchste gestiegen war, denn wurde sie von zwei Seiten angegriffen, so mußte sie doch erliegen, wenn sie auch von ihren Pistolen Gebrauch machte, und Aminda mußte entdeckt werden. Sie faßte daher den verzweifelten Entschluß, die Kette die man um sie gezogen hatte, zu durchbrechen, noch ehe es zum Angriffe käme. Kaum gefaßt, führte sie ihren Entschluß auch schon aus. Das Pistol, welches sie in der rechten Hand hielt auf ihren Sitz legend, ergriff sie die Peitsche, und indem sie ihrem Pferde einen kräftigen Hieb versetzte, schoß sie mit der linken das Pistol ab, daß die Kugel dem Thiere gerade zwischen den Ohren durchpfiff. Es bäumte sich hoch auf und um nicht von seinen Hufen getroffen zu werden, mußten es die beiden Soldaten, die es am Zügel hielten, loslassen. Sobald es sich aber nun frei fühlte, sprang es seitwärts von der Straße ab und sich in einen wüthenden Galopp versetzend, eilte es einem Abhange zu, mit einer

so rasenden Schnelligkeit, daß die angebundenen Maulthiere dem Wagen kaum zu folgen vermochten. Rohes Gelächter, wildes Geschrei und Flintenschüsse der Engländer folgten hinterdrein, so daß das scheu gewordene Thier nur noch mehr in Angst versetzt wurde. Es gehorchte dem Zügeldrucke seiner Herrin, dem es sonst gehorsam Folge leistete, nicht mehr, und alle Zurufe, alle Kraftanstrengungen es zurückzuhalten, blieben erfolglos. Schon sah Marion die drohende Gefahr fast unvermeidlich vor sich, mit ihrer Schutzbefohlenen und ihrem leichten Fuhrwerke in den Abgrund zu stürzen. Da faßte sie plötzlich den Entschluß mit ihrem zweiten Pistol das Thier, obgleich es ihr große Ueberwindung kostete, niederzuschießen, um ihr eigenes und Amindas Leben zu retten. Doch ehe sie noch diesen verzweifelten Vorsatz in Ausführung bringen konnte, trat ein Fall ein, welcher die Tödtung des Thieres unnöthig machte. In einer der vielen Vertiefungen, welche die Regenbäche ausgehöhlt hatten und die bis in den Abgrund hinab liefen, schlug der Wagen plötzlich um, weil eins der Vorderräder über ein aus dem Boden hervorstehendes Felsstück gegangen war, und die arme Marion wurde von ihrem Sitze herab in den Sand geschleudert. Nur einige Augenblicke lag sie betäubt, dann kehrte ihre Besinnung wieder zurück, sie versuchte es sich zu erheben. Es gelang; sie fühlte sich unverletzt, und jetzt nur an Aminda denkend, eilte sie auf den Wagen zu. Das Pferd stand jetzt, nagte aber noch immer zornig und schäumend am Gebisse. Entsetzen ergriff sie als sie einen Blick in den umgestürzten Wagen

warf, denn die Favoritin lag darin todtenbleich, regungslos, mit geschlossenen Augen. War sie todt oder nur ohnmächtig und wie sollte sie ihr im letzterem Falle Beistand angedeihen lassen, ohne ihre Gegenwart zu verrathen? Denn ihre Verfolger, die kein Auge von dem Wagen gewendet hatten, eilten jetzt schon mit lautem Triumphgebrüll herbei. In der nächsten Minute schon umringten sie aufs Neue den Wagen und schienen seinen ganzen Inhalt jetzt als eine sichere Beute betrachten zu wollen. Entschlossen und noch bebend vor Zorn und Schrecken, stellte sie sich vor die Oeffnung des Wagenverdecks, zog ihr zweites Pistol aus dem Gürtel und drohete wieder mit ernster, finsterer Miene den Ersten niederzuschießen, der sich ihrem Wagen nähern würde. Doch sie sah selbst wohl ein, daß die Ausführung dieser Drohung nur zu ihrem Verderben führen würde; denn sie konnte wohl Einen ihrer Gegner niederschießen, würde aber dann doch der Uebermacht der Uebrigen haben erliegen müssen. Unfehlbar wäre dies auch geschehen und auch zugleich die flüchtige Favoritin entdeckt worden, wäre nicht im Augenblicke der höchsten Gefahr Rettung erschienen. Ohne sich um ihre Drohung zu kümmern, hatte sich bereits der vorderste Trupp der herbeieilenden Soldaten auf den Wagen gestürzt und versuchte das Verdeck herab zu reißen, während zwei Andere die Marketenderin umschlichen und auf sie losstürzend, sie fest umklammerten. Es gelang ihr zwar noch ihr Pistol abzudrücken, doch die Kugel streifte nur das Ohr Eines ihrer Angreifer und sie sah sich hierauf auch ihrer letzten Waffe beraubt.

In demselben Augenblicke jedoch erschallte rascher Hufschlag von vielen Pferden ganz in der Nähe und eine gebieterische Stimme rief ein donnerndes „Halt!“

Die Soldaten und besonders der Officier, welcher auch bereits herbeigekommen war, prallten zurück, als ob sie ein Schreckgespenst gesehen hätten, denn ein noch ziemlich junger Mann in französischer Generals-Uniform, mit Sternen und Orden geziert und von einer zahlreichen Suite französischer und englischer Officiere gefolgt, sprengte im Carriere herbei und auf dem Schauplatze des Unheils angelangt, fragte er in scharfem Tone: „Was geht hier vor?“

Die Engländer standen wie verdutzt, salutirten militairisch und wagten nicht ein Wort hervorzubringen. Marion aber fühlte sich auch von neuem Muth belebt, sobald sie nur französische Uniformen erblickte und als sie in dem Fragenden den Prinzen Napoleon erkannte, welcher einen Theil der Armee commandirte, hielt sie sich bereits ihrer Rettung versichert. Furchtlos und doch nicht keck, sondern bescheiden und mit ihrem natürlichen Anstande, trat sie zu ihm hin, und indem sie in anmuthiger Weise die Hand zum militairischen Gruße an den Hut legte, berichtete sie ihm der Wahrheit gemäß, was vorgegangen war und wie sie von den Engländern bedroht und verfolgt worden sei, so daß sie sich zu ihrer Rettung habe ihrer Waffen bedienen und die Flucht ergreifen müssen, wobei sie beinahe den Tod gefunden und ihr Wagen umgestürzt sei. Der Prinz hatte ihr aufmerksam zugehört und als sie geendet hatte, wendete er sich zu einem höheren englischen Officiere, und sprach

zu ihm in ernstem Tone: „Sie haben gehört? Was sagen Sie dazu?“

„Wenn sich Alles so verhält, wie das Mädchen es berichtete —“ erwiderte der Engländer voll Entrüstung, —“ so haben diese Leute die schwerste Strafe verdient, den Officier dort nicht ausgenommen. Der junge Mensch scheint eins jener aristokratischen Muttersöhnchen zu sein, welcher sein Officierpatent zwar bezahlt, aber noch nicht verdient hat und sich einbildet, daß ihm die Uniform der Königin einen Freipaß bietet, zu allerlei Ausschweifungen. Sie werden sich auf der Stelle aufmachen, um Ihr Regiment aufzusuchen, welches in der Nähe des Flusses im Centrum stehen muß,“ wendete er sich hierauf zu dem Lieutenant, der vor Beschämung hätte in die Erde sinken mögen und seiner Anklägerin wüthende Blicke zuwarf. „Melden Sie sich dort sogleich als Arrestant,“ fuhr Jener fort, und ihr andern Bursche, folgt Eurem Lieutenant auf dem Fuße, und sobald Ihr Euer Regiment erreicht hat, übergebt Ihr Euch dem Profoße. Ich werde an Euern Regimentschef berichten und das Uebrige wird sich nach der Schlacht finden. Verlangen Ew. kaiserliche Hoheit noch eine andere Genugthuung für die Marketenderin Ihrer Armee?“

Der Prinz blickte Marion forschend an, welche die Frage des englischen Generals wohl verstanden hatte, und diese entgegnete sogleich: „Nein, mein Prinz, ich verlange keine Genugthuung, als daß mir diese ungalanten Bursche beistehen, meinen Wagen wieder aufzurichten, weil ich sonst hier nicht von der Stelle kann,

und daß sie mir dann so weit als möglich aus dem Wege gehen."

„Das soll geschehen!" erwiderte der englische Begleiter des Prinzen und gab den Nachzüglern Befehl den Wagen wieder aufzurichten, was sie auch rasch, wenn gleich nicht mit dem besten Willen thaten. Indessen hatte der Prinz Napoleon die beiden Maulthiere, welche die eleganten, mit rothem Maroquin bekleideten und reich verzierten Koffer Amindas trugen, scharf ins Auge gefaßt und rief verwundert: „Aber mein Kind, wie kommst Du zu dieser eleganten Bagage?"

„Die schönen Koffer gehören dem Capitain der Batterie zu welcher ich beordert bin, dem Herrn Vicomte Hector de Beaumonte. Er hat sie mir zur Bewachung anvertraut," entgegnete sie mit einem gewissen Stolze.

„Aha!" rief der Prinz lächelnd. „Also Eigenthum meines wackeren Beaumante? Die Koffer machen seinem Geschmack Ehre; sie sind elegant nach einem türkischen Muster gearbeitet. Wahrscheinlich hat er sie erst in Varna anfertigen lassen?"

„Ew. kaiserliche Hoheit haben es errathen," versetzte Marion lächelnd und im Stillen erfreut, daß ihre Nothlüge Glauben gefunden hatte.

Nachdem der Prinz noch einen mißtrauischen Blick auf die Nachzügler geworfen hatte, bot er der Marketenderin einen freundlichen Abschiedsgruß und ließ ihr eine seiner Ordonnanzen zurück, um sie zu einem französischen Reserve-Regimente zu bringen, welches nicht weit entfernt stand. Hierauf sprengte er mit seiner Suite fort, um seine Recognoscirung zu vollenden,

welche ihn zufällig auch gerade in diese Gegend geführt hatte.

Auch die Nachzügler mit ihrem Lieutenant verließen jetzt den Platz, Verwünschungen über die Marketenderin zwischen den Zähnen murmelnd, und wendeten sich in der ihnen angedeuteten Richtung dem Centrum zu.

Als sich Marion aber endlich allein sah, stieg sie schnell auf ihren Wagen um nach Aminda zu sehen und wurde freudig überrascht, als sie diese sitzend fand, und mit offenen Augen ihr entgegenlächelnd. Sie war nur ohnmächtig, doch auch sie fühlte sich unverletzt. Selbst der Wagen war unbeschädigt geblieben und so war der Unfall noch glücklich genug vorübergegangen. Die Marketenderin fühlte sich durch diese Ueberzeugung vollkommen wieder erheitert, und nachdem sie ihr Pferdchen geliebkost und mit einigen Stücken Zucker traktirt, auch der Ordonnanz einen frischen Trunk gespendet hatte, wurde die Fahrt fortgesetzt. Nach einer halben Stunde erreichten sie auch ein französisches Reserve-Regiment, wo Marion ihren Wagen in der Nähe der Bagage halten ließ. Bald darauf wurde das Dorf Burliuk gestürmt und von den Russen selbst in Brand gesteckt.

In einiger Entfernung davon aber, lag ein kleines einsam stehendes Landhaus, welches sich durch seine elegantere Bauart auszeichnete, auch von einem hübschen Garten umgeben war. Es blieb von den Flammen verschont, doch schien es verlassen zu sein, und Marion beschloß, nach einigem Nachdenken, dort Quartier zu suchen, um ihrer Schutzbefohlenen einen bequemeren

Aufenthalt bieten zu können, als ihr Wagen ihr gewähren konnte. Auch befürchtete sie, daß ihre Kameradinnen, welche sich bei der Bagage befanden, ihr sehr bald ihren Besuch abstatten und die Flüchtige entdecken würden. Deshalb trieb sie auch nach wenigen Minuten ihr Roß wieder an und fuhr geradesweges auf das kleine Landhaus zu. Kein menschliches Wesen war in der Umgebung desselben zu erblicken, und nachdem sie das Pferd angebunden hatte, wagte sie sich in das Haus hinein, um zu recognosciren. Zu ihrem größten Erstaunen fand sie das ganze Gebäude verlassen, doch noch überall vollständig meublirt, so daß es beinahe schien, als ob die Bewohner schleunigst die Flucht ergriffen hätten ohne nur das Geringste mit sich zu nehmen, oder sonst in Sicherheit zu bringen. Augenblicklich beschloß Marion diesen Umstand zu benutzen, ließ Aminda absteigen und führte sie in ein freundliches Cabinet, dessen ganze Ausstattung verrieth, daß es erst kürzlich von einer weiblichen Bewohnerin verlassen worden sein mußte. In einem angränzenden Zimmer befanden sich allerlei Toilettengegenstände und ein blendend weißes Bett, von welchem Aminda sogleich Besitz nahm, da sie sich durch Angst und Schrecken und die mancherlei Unbequemlichkeiten welche sie hatte erdulden müssen, außerordentlich erschöpft fühlte. Die Koffer wurden von den Packsätteln geschnallt und in das Cabinet getragen und erst als die rüstige Marketenderin ihr Pferd und die beiden Maulthiere in den Stall gezogen und mit Futter versehen hatte, gönnte sie sich selbst Ruhe, und setzte sich, nachdem sie die Hausthür verschlossen,

neben Amindas Lager, die sich anfing wieder wohler zu fühlen, hingestreckt auf die weichen Kissen.

Der Lärm der Schlacht donnerte indessen fort und fort, aber Niemand kam in die Nähe des einsamen Hauses und der immer weiter sich entfernende Schall der Geschütze und des Musketenfeuers verrieth deutlich, daß die Verbündeten im Vordringen begriffen waren. Das unglückliche Dorf war beinahe niedergebrannt und man konnte nur noch hier und da einzelne Flammen aus den Trümmern auflodern sehen.

Aminda war so erschöpft, daß der Schlummer sie übermannte; Marion aber suchte sich des Schlafs zu erwehren; damit sie nicht überrascht würden, wenn vielleicht Verwundete von der verbündeten Armee Einlaß in das Haus begehrten, oder die Bewohner desselben zurückkehrten. Sie erhob sich deshalb leise von ihrem Sitze, durchsuchte nochmals das ganze Haus und stieg jetzt auch bis auf den obersten Bodenraum hinauf. Plötzlich blieb sie vor einer Thür stehen, die zu einem Giebelzimmer führte, dessen kleine Fenster die Aussicht nach dem Schlachtfelde und dem brennenden Dorfe gewähren mußten. Zu ihrem größten Erstaunen hörte sie hinter dieser Thür einen nerverschütternden Klaggesang, von einer glockenreinen, schmelzenden weiblichen Stimme. Es lag eine tiefe Wehmuth, eine trostlose Hoffnungslosigkeit in diesen Tönen; sie klangen wie die letzten Seufzer einer in Verzweiflung Sterbenden, und doch auch wieder erhaben begeistert, wie die Weissagung einer Seherin. Die Marketenderin wurde lebhaft ergriffen von diesem Gesange, obgleich sie die

Worte desselben nur unvollkommen verstand, da sie der deutschen Sprache angehörte. Sie stand unbeweglich mit vorgebeugtem Körper und lauschte. Rührung und eine ihr selbst unbegreifliche Bangigkeit wechselten in ihrer Brust, und sie wagte nicht das leiseste Geräusch, aus Furcht, die Sängerin zu stören. Endlich schwieg der Gesang und kein Laut wurde mehr vernommen. Die Thür war mit einem Glasfenster versehen, und da Marion es wagte mit leisen Schritten näher zu treten, entdeckte sie, daß der Vorhang hinter dem Fensterchen etwas verschoben war, so daß er einen fingerbreiten Raum frei ließ, durch welchen man das ganze Zimmer überschauen konnte. Jetzt vermochte sie auch der Neugierde nicht länger zu widerstehen, legte ihr Auge an das Fenster und schaute hinein. Ein Ausruf des Grauens entfuhr ihr und sie wich unwillkürlich wieder zurück. Doch schon im nächsten Augenblicke fühlte sie sich aufs Neue angezogen und sich der furchtsamen Regung, die sie überwältigt hatte, schämend, schaute sie wieder hinein. Sie sah, am Fenster sitzend, eine jugendliche, hochgewachsene Frauengestalt, deren edles, engelgleiches Antlitz halb verhüllt war, durch die glänzenden dunkelbraunen Locken, welche in reicher Fülle aufgelöst, von ihrem Scheitel über ihre Schultern herabfielen. Aber dieses Antlitz, so schön es auch geformt war, entbehrte doch des schönsten Reizes, denn ihm mangelte die Farbe des Lebens, der lebendige Ausdruck. Die Leichenblässe, die es überzog, ließ es als eine Todtenmaske erscheinen, und selbst der starre, unverwandt in die Leere gerichtete Blick der dunkeln Augen

hätte kaum ein inneres Leben verrathen, wenn nicht zuweilen gleich einem Blitze aus finsterer Wolke, ein feuriger Strahl daraus hervorgeschossen wäre. Ihre zartgebildeten Hände, welche gefaltet im Schooße ruheten, entbehrten gleichfalls der rosigen Farbe und waren bleich, wie aus weißem Wachs geformt. Sie war in lange, weiße Gewänder gehüllt, und diese trugen noch mehr dazu bei ihr ein geisterhaftes Aussehen zu verleihen. Um ihre Stirn hatte sie den Dornenzweig einer wilden Rose, ohne Blüthen geschlungen.

Nach und nach gelang es Marion das Grauen, welches ihr der Anblick der seltsamen Erscheinung eingeflößt hatte, zu überwältigen, und bald wich ihre Furcht einer regen Theilnahme, denn obgleich die Züge der jungen Dame unbeweglich, wie aus Marmor gemeißelt, blieben, war doch der Ausdruck eines tiefen, entsetzlichen Leidens in ihnen nicht zu verkennen. Da nun Marion sie für die Herrin des Hauses, oder doch für ein Glied der Familie, welche dasselbe bewohnt hatte, hielt, so erachtete sie es auch für ihre Pflicht, sich ihr zu nähern, und wegen ihres unerbetenen Einzugs um Entschuldigung und zugleich um Erlaubniß zu bitten, bis zum nächsten Morgen, wo sich die Schlacht sicher entschieden haben mußte, mit Aminda, die sie für die Gattin eines französischen Officiers ausgeben wollte, hierbleiben zu dürfen. Kaum hatte sie diesen Entschluß gefaßt, als sie leise an die Thür klopfte. Da sie aber auf dies mehrmals wiederholte Zeichen keine Einladung zum Eintreten erhielt, öffnete sie die Thür und trat, alles unnöthige Geräusch vermeidend, in das kleine

Zimmer. Dieses war elegant, aber düster ausgestattet. Die Tapeten waren grau, die wenigen Meubeln von dem dunkelsten Jacarandaholze gearbeitet, und die Bettstelle war von Eisen, schwarz lakirt, und nur mit einer harten Matratze und einer einfachen wattirten Decke versehen. Die Bewohnerin des düstern Zimmers schien aber das Eintreten der Marketenderin gar nicht zu bemerken, denn ihr starrer Blick blieb unverwandt durch das Fenster auf den leeren Raum zwischen Himmel und Erde gerichtet. Auch nicht die leiseste Bewegung verrieth, daß ihre Sinne die Annähernng der Eintretenden wahrgenommen hätten und diese gerieth in Verlegenheit, auf welche Weise sie sich bemerkbar machen sollte. Endlich faßte sie ein Herz und begann mit klarer, verständlicher Stimme ihre Anrede. Ehe sie dieselbe aber noch vollendet hatte, wurde sie unterbrochen durch die mit dumpfer Stimme und einer gewissen Feierlichkeit ausgesprochenen Worte: „Der Nordstern wird erbleichen, aber noch nicht untergehen; der Halbmond wird glänzender emporsteigen und dann untergehen.“

Marion fühlte sich betroffen durch den prophetischen Ton, der in diesen Worten lag, doch begann sie nach einer Pause ihre Anrede aufs Neue, die aber eben so wenig zu den Ohren der jungen Dame zu dringen schien, denn diese fuhr noch immer ohne die leiseste Bewegung fort: „Der Nordstern wird erst später versinken, wenn das blutige Meer bis zu den Wolken emporsteigt und über ihm zusammen schlägt. Der Halbmond aber wird schon früher von gierigen Händen auseinander gerissen werden. Wehe! Wehe!“ Dann sprach

sie, in einer gefühlvolleren Bewegung, plötzlich auffahrend, weiter: „Du hast ihn gefunden, Vater — Du trägst ihn heim; ich sehe Dich — ich sehe ihn — mit der blutigen Rose auf der Brust. — Aber erhebe Dein graues Haupt — er wird leben — leben um seinen Irrthum zu erkennen.“

Marion konnte sich jetzt des Gedankens nicht mehr erwehren, daß sie einer Wahnsinnigen gegenüber stehe, und das Grauen, welches sie schon bei ihrem ersten Anblicke empfunden, kehrte jetzt mit doppelter Gewalt zurück, daß sie ihm nicht länger zu widerstehen vermochte, und eilig das Zimmer verließ. Ihr Besuch schien auch wirklich ganz unbemerkt geblieben zu sein, denn als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte und noch einmal von Außen durch das Fensterchen schaute, bemerkte sie, daß die Bewohnerin des kleinen Zimmers weder die Richtung ihres Blickes, noch ihre Stellung verändert hatte. Zusammenschaudernd floh sie die Treppe hinab. Sie war so sehr von einer ihr selbst unerklärlichen Furcht ergriffen, daß sie schon den Entschluß faßte Aminda zu wecken, wieder aufzupackeu und das unheimliche Haus eiligst zu verlassen. Sie eilte auch bereits nach dem Stalle, doch fand sie die Thiere dort so sehr erschöpft, und so gemüthlich der Ruhe pflegend, daß sie es nicht über sich gewinnen konnte, sie schon wieder aufzustören und zu neuen Anstrengungen zu zwingen. Deshalb begab sie sich auch ins Haus zurück, ihrem Entschlusse wieder entsagend und war eben im Begriffe sich zu Aminda zurück zu begeben, um sich

in deren Nähe auch selbst einige Ruhe zu gönnen, als laut und ungestüm an die Hausthür geklopft wurde.

Sie schrack zusammen und war unschlüssig, ob sie öffnen sollte oder nicht, und die Furcht, daß eine Rotte Nachzügler sich auch bis hierher verirrt haben könne, hielt sie zurück.

Wenige Augenblicke später aber, rief draußen eine gebrochene, fast athemlose, männliche Stimme wie verzweifelnd: „Um Gotteswillen! Constantia! Erwache aus Deinen Träumen! Komm herab und öffne schnell die Thür, oder ich muß erliegen unter der Last.“

Diese herzzerreißende Bitte erinnerte Marion plötzlich an die ihr bisher unverständlichen Worte der Dame: „Du hast ihn gefunden, Vater — Du trägst ihn heim — ich sehe Dich u. s. w.“ — Sie schienen ihr jetzt erst klar zu werden nnd ohne Zögern öffnete sie die Hausthür. Als sie hinausschaute, stellte sich ihr ein Anblick dar, der sie aufs Neue in Schrecken versetzte, ihr zugleich aber auch die innigste Theilnahme einflößte.

Ein starker, riesenhaft gebauter Mann trat ihr entgegen, der einen Jüngling in russischer Junkeruniform wie ein Kind auf seinen Armen trug. Der Aeltere war einfach gekleidet, wie ein wohlhabender Gutsbesitzer, trug aber einen bereits ergrauten, militairischen Bart. Auch sein Haupthaar, welches in dichten Locken unter einer Kappe von Seehundsfell herabfiel, war grau, sogar schon stark mit weiß gemischt, aber doch zeigte sein Gesicht eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen des Jünglings, den er in seinen Armen trug.

Dieser mochte kaum achtzehn Jahre zählen, war außerordentlich zierlich und zart gebaut, und in seinem Antlitze, welches eine wahrhaft weibliche Schönheit zur Schau trug, trat eine Aehnlichkeit mit der jungen Dame noch weit sprechender hervor, als mit den Zügen des Aelteren. Es war unschwer zu errathen, daß Beide Geschwister, und der bejahrte Mann ihr Vater sein mußte. Dieser hatte die Marketenderin kaum erblickt, und die Cocarde an ihrem Hute bemerkt, als er ihr, ohne das geringste Erstaunen zu äußern, sie in seinem Hause zu finden, in französischer Sprache zurief: „Oeffnen Sie mir rasch das Parterrezimmer rechts.“

Marion gehorchte mit der größten Bereitwilligkeit und bot mit lebhafter Theilnahme ihre Dienste an. Doch sie erhielt keine Antwort. Der Träger des Jünglings schien bereits gänzlich erschöpft; er legte seine Bürde auf ein eisernes Feldbett und sank dann an dem Lager auf seine Kniee nieder. Er drückte die herabhängende Hand seines Sohnes an seine zuckenden Lippen, ließ dann seine heiße Stirn darauf sinken und stöhnte tief und schmerzlich. In dieser Stellung blieb er mehrere Minuten lang, wie betäubt durch Erschöpfung und Gram. Endlich aber raffte er sich wieder empor, und die Hände ringend, schaute er sich trostlos um, und als er die Marketenderin erblickte, rief er ihr flehend zu: „Um Gottes Barmherzigkeit willen! Schaffen Sie mir einen Arzt! Mein Sohn stirbt!“

Marion fühlte sich durch die schmerzliche Scene, deren Zeugin sie war, so tief ergriffen, daß sie augenblicklich bereit war auf das Schlachtfeld zu eilen und

den ersten besten Arzt den sie dort erblickte, herbeizuholen. Doch kaum hatte sie sich nach der Thür gewendet, als sie auch erschrocken wieder zurückprallte, denn auf der Schwelle stand das weißgekleidete Fräulein, und rief mit einem freudigen Selbstgefühle und in sanftem, tröstendem Tone: „Wozu einen Arzt? Bin ich nicht hier?“

Des armen Vaters nachtumdunkeltes Antlitz klärte sich bei ihrem Anblicke plötzlich auf, und auf sie zueilend und sie an seine Brust ziehend, rief er vertrauungsvoll: „Gott sei gedankt, Du bist wach, Constantia. Eile, eile! Rette Deinen Bruder — erhalte mir meinen Sohn!

„Ich werde ihn retten, wenn Gott es will!“ entgegnete sie sanft und sich aus seinen Armen windend. Dann ging sie rasch auf das Lager zu, ergriff die Hand ihres Bruders und betrachtete ihn forschend mehrere Augenblicke lang. Ihr ganzes Wesen hatte sich wunderbar verändert. Ein unaussprechlicher Liebreiz hatte sich über ihr Antlitz verbreitet und milderte die starren Leidenszüge, welche sich darauf eingegraben hatten. Ein leichter Rosenschimmer färbte ihre bleichen Wangen; eine wahrhaft himmlische Sanftmuth strahlte aus ihren Augen, während zugleich ein Zug um ihre zusammengeklemmten Lippen eiserne Festigkeit verrieth. Nachdem sie den Jüngling, der offenbar schwer verwundet, regungslos ausgestreckt vor ihr lag, als ob ihm das Leben schon entflohen sei, mit inniger Theilnahme betrachtet hatte, zog sie aus einem schwarzen Kästchen, welches sie unter dem Arme trug, mehrere

chirurgische Instrumente und ein vollständiges Verbandzeug hervor und breitete Alles auf einem nahestehenden Tische aus. Dann warf sie Marion, deren Anwesenheit sie eben so wenig in Verwunderung zu setzen schien, als ihren Vater, einen freundlich bittenden Blick zu, wobei sie nur das einzige Wort flüsterte: „Wasser!“

Die Marketenderin hatte augenblicklich ihre Bitte begriffen und beeilte sich aus der Küche eine mit reinem Quellwasser gefüllte Schaale herbeizuholen. Indessen hatte Constantia die Brust ihres Bruders entblößt, wo sich eine gefährliche Schußwunde zeigte. Gleich dem geschicktesten Wundarzte untersuchte sie zuerst mit einer silbernen Sonde die schwere Verletzung, und obgleich Anfangs ihr Blick dabei von tiefer Betrübniß umschleiert war, schien doch endlich eine freudige Hoffnung daraus hervorzuleuchten. Ohne Säumen ergriff sie nun ein zangenartiges Instrument und brachte es mit sanfter Hand in die Wunde, um die Kugel herauszuziehen. Keiner ihrer zarten Finger zitterte dabei und mit einer fast unbegreiflichen Ruhe und Sicherheit führte sie die schwierige Operation glücklich aus. Sie hatte die Kugel erfaßt, hob sie vorsichtig heraus und ließ sie in das Kästchen fallen. Jetzt erst gab der Verwundete das erste Lebenszeichen von sich. Seine Brust hob sich unter einem tiefen Stöhnen, und freiere Athemzüge folgten, als ob er von einer erstickenden Last befreit worden sei.

„Wird er leben?“ fragte der Vater noch immer angstvoll jede ihrer Bewegungen verfolgend.

„Er wird leben! Gott will es!“ entgegnete sie

sanft und ruhig und fuhr fort die Wunde zu reinigen und mit einem Balsam zu versehen, worauf sie einen völlig kunstgerechten Verband anlegte.

„Mein Felix wird leben! Der Herr sei gelobt!" rief der Vater, in einen wahren Freudenjubel ausbrechend, den er aber nach einem Blicke auf die ruhige, beinahe feierliche Haltung seiner Tochter augenblicklich wieder unterbrach, und sich aufs Neue an dem Schmerzenslager seines Sohnes auf seine Kniee niederließ.

Da schlug dieser endlich seine Augen auf und ein schmerzliches Lächeln zuckte um seine Lippen, als er das Zimmer erkannte in welchem er sich befand, und sein erstes Wort war der Angstruf: „Wo ist meine Fahne?"

„Sie ist gerettet, mein Sohn!" entgegnete ihm der Vater, der sich unaussprechlich glücklich fühlte, den Ton seiner Stimme wieder zu hören. „Der Obrist Deines Regiments hat sie Dir selbst aus der Hand genommen als er Dich fallen sah, und hat sie treulich bewahrt für Dich. Ein Verwundeter, der neben Dir lag, hat es selbst gesehen und es mir berichtet."

Ein Lächeln der Befriedigung flog über das bleiche Antlitz des Jünglings, dann reichte er seinem Vater die Hand und winkte auch seiner Schwester mit einem bittenden Blicke, näher zu treten. Sie folgte auch seinem Winke ungesäumt, empfahl ihm Ruhe und flößte ihm durch einige tröstende Worte, die sie zu ihm sprach, Hoffnung auf seine Genesung ein. Mit der rührendsten Besorgniß aber wußte sie dann ihren Vater zu bewegen, sich in ein Nebenzimmer zurückzuziehen und dort der Ruhe zu pflegen, deren er nach der furcht-

baren Gemüthsbewegung, die er erlitten, so nothwendig bedurfte. Auch Marion gab sie einen freundlichen Wink sich zu entfernen, dem diese sogleich Folge leistete und so blieb sie mit dem kranken Bruder ganz allein.

VI

Der dunkle Schleier, welcher über die geheimen Ordres, die die Oberbefehlshaber der verbündeten Armee von ihren Regierungen erhalten hatten, ausgebreitet liegt, wird wohl nie gelüftet werden. Allgemein sprach sich jedoch im Heere die Verwunderung darüber aus, daß man die Vortheile, welche der Sieg an der Alma gewährte, nicht verfolgte, sondern in thatenloser Ruhe mehrere Tage lang das Schlachtfeld behauptete, ohne auch nur den Versuch zu wagen, die geschlagene russische Armee gänzlich zu vernichten, oder durch einen kühnen Handstreich die von Truppen entblößte Festung selbst zu nehmen.

Die Russen hatten sich auf ihrem Rückzuge von der Alma getheilt. Der Fürst Mentschikoff war mit der Hauptmacht seiner geschlagenen Armee in der Richtung von Baktschiserai abgezogen, und der Rest war nach der Mündung des Belbeck aufgebrochen, und hatte in der Nähe von Sebastopol ein Lager aufgeschlagen. Dorthin hatte sich auch Stanislaus Krasinsky mit seiner Compagnie gewendet, der es gelungen war, sich auf dem Marsche wieder mit den Trümmern ihres Regi-

ments zu vereinigen. Der Ruf der außerordentlichen Tapferkeit, durch welche diese Compagnie sich während der Schlacht ausgezeichnet, hatte sich bereits verbreitet, und überall, wo sie vor andern Truppentheilen vorüberzogen, wurden sie mit lautem Hurrahrufe begrüßt, ohne daß jedoch diese Beifallsäußerungen einen besondern Eindruck auf ihren kühnen Anführer, den Unteroffizier, Graf Krasinsky, auszuüben schienen. Bescheiden marschirte er in Reihe und Glied dahin, und sobald sie den bestimmten Lagerplatz erreicht hatten, meldete er sich beim Obristen seines Regimentes und stattete diesem getreulich, doch ohne seine eignen Thaten dabei besonders hervorzuheben, Bericht ab über die Theilnahme, welche die Compagnie an der Schlacht genommen hatte, von jenem Augenblicke an, als der letzte Offizier, Fürst Trubetzkoi, gefallen war. Der Obrist Raslow aber, ein noch ziemlich junger Mann, betrachtete den heldenmüthigen Unteroffizier mit neidischen Blicken, hörte seinen Bericht nur mit geringer Aufmerksamkeit an und entließ ihn hierauf mit einigen belobenden Worten, die aber in sehr kaltem Tone gesprochen wurden. Eine Stunde später aber übernahm ein Stabsoffizier, welcher die Schlacht ganz gemächlich aus der Ferne mit angesehen hatte, als Hauptmann das Commando der Compagnie.

Als am Abende desselben Tages Stanislaus mit seinem getreuen Dominik an einem und demselben Wachtfeuer beisammen lag, rief der Letztere nach langem Schweigen leise aus: „Unser neuer Hauptmann gefällt mir nicht.“

„Warum nicht?“ fragte Stanislaus, wie aus finsterm Hinbrüten erwachend, dagegen.

„Weil er ein gesticktes Vorhemd trägt, eine Busennadel und Ringe auf den Fingern;“ erhielt er zur Antwort. „Aus dem Tornister seines Burschen guckte ein Brenneisen hervor und als ich ihn fragte: ob das auch eine militairische Waffe wäre? schämte sich der Kerl ordentlich, als er mir vertraute, daß er seinen Herrn jeden Morgen die Locken kräuseln müsse, selbst im Lager.“

„Es verräth allerdings Eitelkeit, doch kann er trotzdem ein tapferer Mann und tüchtiger Offizier sein!“

„Hm! Sein Bursche meinte: er wäre nur tapfer gegen Frauenzimmer, und möchte lieber Rosenöl, als Pulver riechen.“

„Sein Bursche scheint mir ein unverschämter Patron zu sein; wir aber wollen über unsern neuen Vorgesetzten nicht eher urtheilen, als bis wir ihn im Feuer gesehen haben.“

Der Alte schüttelte unwillig den Kopf und fuhr dann fort: „Man kann zwar nicht wissen, was noch kommt, aber wenn er unser Hauptmann bleiben sollte, so würde Ihnen ein himmelschreiendes Unrecht geschehen.“

„Mir? Wie so?“

„Wie Sie auch noch fragen können? Haben Sie nicht die Compagnie geführt, als wir uns durch die Türken schlugen? Haben Sie nicht die Batterie gerettet, als Sie sich mit uns auf die schottischen Teufel in den Weiberröcken losstürzten? Haben Sie nicht die Compagnie zusammengehalten und sie wieder zum Regimente geführt? Wem gehört also das Commando der

Compagnie, als Ihnen? Ja, wenn noch Recht in der Welt zu finden wäre, müßten Sie unser Hauptmann sein, das sagen auch alle unsere Bursche."

„Ich geize nicht nach solcher Ehre und bin überhaupt noch mit mir selbst im Streit, ob ich überhaupt auch Recht gethan habe, mich an die Spitze der Compagnie zu stellen und eine so schwere Verantwortlichkeit zu übernehmen, da ich überhaupt diesen ganzen Krieg verwünsche, weil ich ihn für ungerecht halte."

„So dachte unser voriger Hauptmann, der Fürst Trubetzkoi gerade auch; aber trotz alledem fing er doch an lichterloh zu brennen, als es in die Schlacht ging, und ist gefallen wie ein echter Held. Es ist eine eigne Sache um die militairische Ehre, und ich kann manchmal gar keine Ehre darin finden, daß der Soldat auch in einem ungerechten Kampfe seinen Gegner, der ihn nie beleidigt hat, tödten oder sich selbst umbringen lassen soll; während es doch gewiß viel ehrenvoller wäre und viel christlicher, wenn der Soldat in solchen Fällen, vom General bis zum Trainknecht den Kampf verweigerte und seinen Herrschern sagte: fechtet Euern ungerechten Streit allein aus, wir wollen keine Blutschuld auf uns laden, um ungerechter Sache willen."

„Ei Alter, sprich das ja nicht laut aus; das sind ja revolutionaire Ideen. Aber Du hast ganz recht; etwas Wahres liegt darin und man erkennt es am Deutlichsten, aber auch am Schmerzlichsten, gerade nach einer blutigen Schlacht, wenn man die unglücklichen Opfer einer Herrscherlaune oder einer leidenschaftlichen Eroberungssucht, zu Bergen aufgethürmt, liegen sieht.

Wie viele Tausende nützliche Menschenleben sind heute grausam vernichtet worden, weil wenige Einzelne mit einander in einen Streit geriethen, der sich leicht mit Worten hätte ausgleichen lassen, wenn man nur Vernunft, Gerechtigkeit und die christliche Lehre hätte zu Rathe ziehen wollen. Aber das ist eben das Unglück, daß manche Herrscher sich einbilden, sie müßten eine ganz andere Moral, ein ganz anderes Christenthum haben, als sie ihren Völkern anbefehlen zu befolgen. Wenn ein anderer Regent ihnen Schaden zufügt, oder sich auch nur ihren Forderungen nicht beugen will, so halten sie sich für berechtigt, wohl gar verpflichtet, ihn mit Krieg zu überziehen und wissen ihr Beginnen auf alle Weise zu beschönigen, ja vielleicht gar durch das Christenthum zu rechtfertigen. Wenn aber ein armes, aller seiner heiligen Rechte beraubtes, durch die roheste Gewalt mit Füßen getretenes Volk, sich gegen seinen Unterdrücker empört, da wird es geschmäht, keins seiner Rechte wird ihm zugestanden, die herrlichen Worte, die gerade das Christenthum für Freiheit und Volksrecht und gegen die Tyrannei spricht, werden nicht anerkannt, und jeder Fürst hält sich berechtigt zu den grausamsten Mitteln zu greifen, um eine solche Erhebung zu vernichten. Das sind die gräßlichen Widersprüche in der Welt, die das wahre Heil der armen Völker nie zur wahren Blüthe kommen lassen."

„Das muß wahr sein!" bestätigte der alte Dominik, welcher die Worte seines Herrn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gehört hatte. „Aber was soll man thun dagegen, so lange die Völker so dumm sind, sich solche

Widersprüche ruhig gefallen zu lassen, und so lange sie nicht alle vereinigt auftreten wie ein Mann und verlangen, daß die Regierenden sollen keine andere Moral und kein anderes Christenthum haben, als die Regierten. Doch still davon! Es thut nicht gut unter diesen Stockrussen davon zu sprechen. So viel aber bleibt gewiß: es giebt keine Gerechtigkeit mehr in unserm Reiche, wenn man Sie nicht zu unserm Hauptmann macht, und so dumm und sclavisch auch die Bursche in unserer Compagnie sind, so glaube ich doch, daß sie toll werden und daß es nicht gut geht, wenn sie sich von dem geschniegelten Stabsoffiziere commandiren lassen sollen. Wie heißt er doch?"

„Graf Tortschin heißt er und gehört einer der altrussischen Familien an, welche die Kriegsparthei bilden und den ganzen Kampf eigentlich entzündet haben."

„Hm!" entgegnete der Alte, die Lippen höhnisch aufwerfend; „was ist wohl so ein russischer Edelmann gegen einen polnischen Grafen? Und mag er zehnmal zur Kriegsparthei gehören, so bleibe ich doch zehnmal dabei, daß er eher dazu paßt einen Ball zu arrangiren und sich im Tanze zu drehen, als eine Compagnie zu commandiren, und gegen einen Feind zu fechten. Ich sage Ihnen: es geht nimmermehr gut, wenn er unser Hauptmann bleiben sollte."

Stanislaus aber bemühete sich eifrig seinem alten Freunde und Diener die Versicherung zu geben, daß er durchaus nicht nach einem höheren Posten geize, und ermahnte ihn dabei ernstlich seinen ganzen Einfluß aufzubieten, die Compagnie ruhig zu erhalten und jede

Demonstration zu seinen Gunsten schon im Keime zu ersticken; weil sie ihm bei seinen Vorgesetzten mehr Schaden als Nutzen bringen würden. Der Alte sahe dies wohl ein und gab deshalb auch sein Versprechen, seinen Willen zu befolgen. Schon am Morgen nach dieser Unterredung aber erhielt das Regiment den Befehl, nach der Festung zurückzukehren, um dort neu organisirt zu werden, und eine Stunde später wurde der Marsch angetreten.

Wenige Tage später traf der Fürst Mentschikoff selbst in Sebastopol ein; während er seine Armee nun ganz nach Baktschisserai und Sympheropol zurückgezogen hatte. Die Alliirten, von welchen man sicher geglaubt hatte, sie würden die Festung von der Nordseite angreifen, gingen nach ihrer unbegreiflichen mehrtägigen Ruhe über das Thal der Katscha nach dem Belbeck, und statt sich nach den nördlichen festen Werken zu wenden, schwenkten sie östlich ab, und hielten sich dann südlich, wo sie den kleinen Hafenort Balaklawa am 26. Sept. erreichten. Ihr Marsch führte sie durch unwegsame Wälder und tiefe Thäler, welche sie passiren mußten, um den Rand des Amphitheaters zu erreichen, welches die Umgebung der Bai von Sebastopol bildet. Als ob gar kein Feind in der Nähe wäre, wurden sie auch nirgends gehindert oder angegriffen, und fanden in Balaklawa Verstärkungen, Proviant und Munition, welche in den letzten Tagen dort gelandet waren. Jetzt erst wurde es klar im Heere, daß die Oberbefehlshaber den ursprünglichen Feldzugsplan geändert, und die Nordseite der Festung aufgebend, die eigentliche Belagerung

derselben von der Südseite beschlossen hatten, was allerdings auch vortheilhafter erschien, weil sich den Verbündeten im Süden günstige Häfen zur Ausschiffung des Belagerungsgeschützes boten und die Festung überhaupt von dieser Seite weniger Widerstand leisten zu können schien, was sich freilich später als völlig unbegründet erwies.

Ein anderes dunkles Räthsel, dessen Lösung wohl auch der Zukunft schwerlich gelingen wird, liegt nun auch wieder darin, daß der Fürst Mentschikoff dieses Flankenmanöver ganz ungehindert geschehen ließ, als ob er aus gastfreundschaftlicher Höflichkeit den Verbündeten vollkommen frei gestellt hätte, sich selbst den ihnen am passendsten scheinenden Ort zu ihrer Lagerstätte und ihren Belagerungswerken auszusuchen. Es stand ihm eine starke Cavallerie zu Gebote, die nur zum Theil, und nur höchst unbedeutend in der Schlacht verwendet worden war, und die den Alliirten fast gänzlich fehlte; wie leicht hätte sich diese zur Beunruhigung des Feindes auf seinem kecken Marsche verwenden lassen; wie leicht konnten nicht der, nach der allerdings schwächeren Seite der Festung vordringenden Armee durch Scharfschützen und Artillerie, in den waldigen und gebirgigen Gegenden, die sie durchziehen mußte, bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt werden? Aber der russische Feldherr fühlte sich nicht veranlaßt, seinen Feinden auch nur ein Steinchen in den Weg zu werfen; er ließ sie ruhig ziehen, wohin sie wollten, gerade als ob es so verabredet gewesen wäre. Wenn sich ein Entschuldigungsgrund dafür angeben ließe, so könnte es kein Anderer

sein als ein höherer, geheimer Befehl, oder eine gänzliche Demoralisaton seines geschlagenen Heeres, welche ihm nicht gestattete, dasselbe wieder gegen den siegreichen Feind zu führen.

Auch in Sebastopol herrschte eine bedenkliche Stimmung unter den Truppen, denn es ließ sich nicht leugnen, daß sich ihrer durch den raschen Sieg der Feinde eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt hatte, die fast mit jeder Stunde durch die theils wahren, theils übertriebenen Gerüchte, von der Stärke und Wehrkraft des Feindes noch vergrößert wurde. Die fabelhaftesten Mittheilungen über ganz neu erfundene, unwiderstehliche und Alles vernichtende Belagerungswaffen der Feinde wurden verbreitet und geglaubt. Der russische Soldat ist in der Regel leichtgläubig, weil es ihm größtentheils an aller geistigen Bildung mangelt, und weil er absichtlich zu einer Maschine dressirt wird, welche weder einen eignen Willen, noch ein eigenes Urtheil haben soll. Dabei aber weiß er recht wohl, daß er durch seine Vorgesetzten fast nie die Wahrheit erfährt, über Alles was außerhalb seines Gesichtskreises vorgeht; weshalb er um so begieriger ist, sich durch Andere Nachrichten über öffentliche Ereignisse zu verschaffen, die dann um so lieber geglaubt wurden, eben weil sie aus fremdem Munde kamen, obgleich sie oft eben so wenig Wahrheit enthielten. Auch in der Compagnie des Regimentes Michael, welcher Stanislaus Krasinsky angehörte, herrschte eine niedergeschlagene, gedrückte Stimmung. Die Leute waren sich bewußt, ihre militairische Pflicht während der Schlacht an der Alma auf das Strengste erfüllt

und sich vielleicht von allen Truppentheilen am tapfersten gezeigt zu haben, und doch hatten sie, außer einer flüchtigen Belobung, die ihnen ihr Obrist im Vorbeireiten zu Theil werden ließ, auch noch nicht die geringste Anerkennung erhalten. Ja, sie betrachteten sogar die Zurücksendung des Regiments hinter die Festungsmauern, als eine Zurücksetzung, und würden, wenn sie die freie Wahl gehabt hätten, zehnmal lieber bei der Armee Mentschikoffs im freien Felde geblieben sein, wo sie sich freier im offenen Lager bewegen konnten und einen weit weniger beschwerlichen Dienst hatten. Dazu kam noch die Befürchtung, daß die Festung von der übrigen Armee und aller Zufuhr abgeschnitten werden könne; daß sie würden Hunger leiden müssen, und auf keine Hülfe ihrer Kameraden zu hoffen haben. Deshalb steckten sie auch ihre Köpfe zusammen, wo sie gingen und standen, und es bedurfte der ernstlichsten Ermahnungen Krasinsky's und Dominik's, um sie von lauter Kundgebung ihres Mißvergnügens zurückzuhalten. Der neueingesetzte Hauptmann hatte sich schon in den ersten Tagen durch sein hochmüthiges, übermäßig strenges, und doch zugleich in mancher Hinsicht weibisches Betragen verhaßt und lächerlich gemacht, und einem Premierlieutenant, welcher später ernannt wurde, war es eben so ergangen. Der Unteroffizier Krasinsky aber war ein Abgott der Compagnie geworden, weil man seiner tapfern Führung allein die Rettung der Compagnie zuschrieb, und allgemein war man darüber einig, daß man eine himmelschreiende Ungerechtigkeit begangen, weil man nicht ihn, sondern eine

Modepuppe, die noch nicht den geringsten Beweis von Tapferkeit abgelegt, zum Compagniechef befördert hatte.

Ein schöner Herbstmorgen breitete sich über Sebastopol aus und das Regiment Michael, welches durch Ersatztruppen aus der Festung so ziemlich wieder auf seine ursprüngliche Stärke gebracht worden war, hatte sich auf dem prächtigen, wohl über eine halbe Meile langem, Kai aufgestellt, um vor dem Oberbefehlshaber eine Parade zu bestehen. Als der Fürst Mentschikoff endlich mit seinem glänzenden Generalstabe erschien, wurde er von dem klingenden Spiel der Regimentsmusik empfangen, aber keiner der Soldaten öffnete den Mund zu der gewöhnlichen Begrüßung durch ein lautes Hurrah! Schon durch dieses Schweigen schien sich der stolze Fürst unangenehm berührt zu fühlen, und die belobende Rede die er an das Regiment hielt, wurde dadurch nur noch kürzer und kälter, als er vielleicht anfangs beabsichtigt hatte, und da er, wie wir schon bemerkten, überhaupt kein Redner war, welcher das Herz des gemeinen Mannes zu ergreifen wußte, so brachten auch jetzt seine Worte fast gar keinen Eindruck hervor und die düstre Stimmung im Regimente dauerte fort. Die Parade ging jedoch zur Zufriedenheit der Offiziere von Statten und erst nach Beendigung derselben spendete der Fürst den Soldaten ein wärmeres Lob und erklärte ihnen, daß sie zur Belohnung ihrer in der Schlacht an der Alma bewiesenen Tapferkeit das Band des Andreasordens an der Fahne tragen und daß die Compagnie, welche alle ihre Offiziere verloren und sich am meisten ausgezeichnet habe, zur Fahnen-Compagnie erhoben werden

solle. Dann rief er den Corporal Krasinsky vor die Fronte, und nachdem er seine Tapferkeit und Umsicht, die er bei Führung seiner Compagnie, zum Theil unter den Augen des Oberfeldherrn, an den Tag gelegt, öffentlich anerkannt hatte, ernannte er ihn zum zweiten Lieutenant in seiner Compagnie und versprach ihm, in seinem Berichte an das Kriegsministerium, seines ausgezeichneten Verhaltens noch besonders zu erwähnen.

Krasinsky hatte eine solche Belohnung kaum noch erwartet, und empfing sie kalt und ruhig, ohne besondere Darlegung einer freudigen Bewegung, und auch sein alter Diener Dominik zeigte eine unzufriedene, mürrische Miene; durch die Reihen seiner Kameraden aber, lief ein leises Gemurmel, wie ein dumpfes Grollen vor einem Sturme. Es blieb auch von dem Fürsten nicht unbemerkt und als er gleich darauf die gewöhnliche Frage an das Regiment stellte: ob irgend Jemand über Etwas zu klagen, oder etwas zu erbitten habe? Da trat fast die ganze Compagnie, welche der Fürst Trubetzkoi commandirt hatte, aus der Front hervor und bat einstimmig: der Fürst möge den Corporal Krasinsky zu ihrem Hauptmanne ernennen.

Diese unerhörte Bitte schien aber nicht allein alle Offiziere des Regimentes, sondern auch den Oberbefehlshaber in finsteres Erstaunen zu versetzen, und der Letztere erklärte kurz und entschieden: „Was fällt Euch ein, Leute? Das geht nicht an. Der Corporal Krasinsky ist belohnt worden durch Avancement. Ich kann ihn aber nicht mehrere Grade überspringen lassen; das wäre gegen alle hergebrachte Ordnung. Einen tüchtigen

Offizier habe ich zu Eurem Hauptmanne ernannt, und ich erwarte, daß Ihr ihm den strengsten Gehorsam leistet.“

Die Soldaten zogen sich, augenscheinlich wenig befriedigt durch diesen Bescheid, murrend zurück.

Mentschikoff aber winkte dem Obristen des Regiments näher zu ihm zu treten und sprach leise zu ihm: „Was soll das bedeuten Obrist? Sollte dieser Krasinsky anmaßend genug sein, die Leute zu dieser Bitte veranlaßt zu haben?“

„Man kann nicht wissen;“ erhielt er zur Antwort. „Er ist ein Pole und den Polen ist Alles zuzutrauen.“

„Hm!“ bemerkte der Fürst weiter. „Aber tapfer ist er, tapfer bis zur Bewunderung. Doch gleichviel! Das soll ihn nicht schützen im Falle er sich's einfallen ließe, Verschwörungen anzuzetteln. Lassen Sie ihn scharf überwachen und beim geringsten Zeichen der Untreue machen Sie ihn unschädlich. Sollten die Leute aber unruhig werden bis zur Meuterei, verfahren Sie mit der größten Strenge.“ Nach diesen Worten suchte er den Korporal Krasinsky mit seinen Blicken und bemerkte, daß dieser eben vor die Fronte getreten war, augenscheinlich in der Absicht, um Gehör bei dem Fürsten zu erlangen. Dieser gab ihm einen Wink, worauf er sich näherte und bescheiden zu ihm sprach: „Die ungehörige Bitte der Leute hat auch mich in Erstaunen gesetzt und um so unangenehmer berührt, da es den Schein haben könnte, als ob ich sie selbst dazu veranlaßt hätte. Um mich von diesem möglichen Verdachte zu reinigen, und zu beweisen, daß mir selbst der Wunsch eines Avancements fremd geblieben, bitte ich mich

in meiner gegenwärtigen Stellung als Korporal zu belassen."

Diese edelmüthige Entsagung fand jedoch keineswegs eine richtige Würdigung; denn der Funke des Mißtrauens war einmal in das Herz des Fürsten gefallen, und so fühlte er sich denn auch geneigt, die Bitte Krasinsky's für Trotz auszulegen, mit welchem er die Charge eines Lieutenants verschmähete, weil ihm der Hauptmannsrang nicht zu Theil geworden war. Deshalb entgegnete er auch ziemlich ungnädig: „Nichts da! Sie erhalten Ihr Offizier-Patent! Dabei bleibt es!"

Stanislaus bemerkte wohl, daß man ihn mit Mißtrauen betrachtete, aber zu stolz sich noch weiter zu vertheidigen, da man seinen einfachen Worten keinen Glauben zu schenken schien, trat er schweigend in die Front zurück.

„Lassen Sie ihn scharf beobachten;" flüsterte der Fürst dem Obristen zu; „er scheint mir jetzt beinahe selbst verdächtig. Als Korporal steht er in näherer Gemeinschaft mit den Leuten und kann in's geheim weit mehr auf sie einwirken. Als Lieutenant steht er ihnen aber ferner, muß sich an das Offiziercorps anschließen und kann leichter überwacht werden."

Die Parade war zu Ende und das Regiment marschirte in die Caserne zurück. Auf dem Hofe derselben wurde Krasinsky vom Doctor Heiter begrüßt, der hierauf mit ernster Miene zu ihm sprach: „Der Fürst Trubetzkoi wünscht Dich vor seinem Tode noch zu sprechen. Er liegt im Sterben."

Obgleich Stanislaus auf diese Trauerkunde vor-

bereitet war, so fühlte er sich doch dadurch erschüttert, und da er seines Dienstes entledigt war, so folgte er bereitwillig dem Freunde, der ihn nach seinem Lazarethe führte, wo dem Fürsten ein eignes Zimmer eingeräumt worden war. Sie fanden den Verwundeten sehr schwach, aber noch bei voller Besinnung.

„Ich will Abschied von Ihnen nehmen, Graf Krasinsky;“ sprach er, ihm matt die Hand reichend und ohne seine untergeordnete, militairische Stellung zu beachten. „Ich habe mit wahrer Freude gehört, daß Sie sich tüchtig gegen den Feind geschlagen, und meine wackere Compagnie von Vernichtung oder Gefangenschaft gerettet haben. Ich hoffe, man hat Sie würdig für Ihre Tapferkeit belohnt?“

„Ich bin zum Lieutenant befördert worden;“ entgegnete Stanislaus.

Ein bittres Lächeln schwebte um die Lippen Trubetzkoi's, und er erwiderte mißbilligend: „Nur zum Lieutenant? Man hätte Sie zum Hauptmanne machen sollen. Doch genug davon. Ich habe Ihnen Mittheilungen zu machen, die den militairischen Verhältnissen ferner liegen und da ich sie nur allein Ihnen zu vertrauen wünsche, so bitte ich Sie, lieber Doctor, uns kurze Zeit allein zu lassen.“

Der junge Arzt entfernte sich und der Fürst blieb mit Stanislaus allein.

„Ich weiß nicht;“ fuhr der Erstere langsam und mit Anstrengung die Worte zusammenreihend fort: „ob Sie jemals das Gefühl kennen gelernt haben, welches wir wahre Liebe nennen. So viele zärtliche Verhält-

nisse ich auch im Leben geschlossen, so habe ich dieses Gefühl doch nur ein einziges Mal empfunden, und zwar mit einer Allgewalt, die selbst hier auf meinem Sterbelager ihren Zauber auf mich übt. Ich werde kurz sein, denn meine Zeit ist gemessen. Es war ungefähr vor zwei Jahren, als ich den Obristen Alberti, einen gebornen Deutschen und einen der tüchtigsten Offiziere unsrer Armee, kennen lernte. Er war Wittwer und besaß einen hoffnungsvollen Sohn von sechszehn Jahren, welcher sich in der Junker-Akademie befand und eine um zwei Jahre ältere Tochter, Constantia, ein Musterbild von Herzensreinheit, geistiger Bildung und äußerer Schönheit. Sie war es, die den Götterfunken der wahren Liebe in mir entzündete, der noch jetzt in meinem brechenden Herzen flammt. Die kleine Familie lebte in Petersburg, wo sich das Regiment des Obristen befand, still und glücklich zusammen, und als es mir vergönnt wurde in ihren Kreis zu treten, fühlte ich mich so beseligt, als ob mir ein Paradies erschlossen worden wäre. Es schien als ob eine höhere Macht mich und Constantia für einander bestimmt hätte; denn wir hatten uns kaum gesehen, so schlugen auch unsere Herzen schon zusammen. Aber unser Glück war nur ein Traum von wenigen Monaten; denn als ich meinem Vater meine Liebe entdeckte und um seine Einwilligung zu unserer Verbindung bat, gerieth dieser in den heftigsten Zorn und schwur hoch und theuer mich zu verstoßen, zu enterben und zu verfluchen, wenn ich es wagen würde, diese Bitte noch einmal zu wiederholen. Der Obrist Alberti war ja nur von bürgerlicher Herkunft und ein

Mann von mäßigem Vermögen. Es wurde ihm von meinem Vater angedeutet, mir sein Haus zu verbieten und er mußte es thun, um der Ehre seiner Tochter willen, da jede Aussicht auf eine Verbindung zwischen uns geschwunden war. Ich aber wurde mit einem Auftrage der Regierung an unsere Gesandtschaft nach Paris gesendet, wo man mich mehrere Monate gleichsam in der Verbannung festhielt, bis ich Befehl erhielt, mich ohne Petersburg zu berühren, nach Warschau zu meinem Regimente zu begeben. Sobald ich dort eintraf, zog ich Nachrichten ein über den Obristen Alberti und seine Familie. Ich mußte Entsetzliches erfahren. Constantia war nach unserer Trennung in eine seltsame Nervenkrankheit verfallen, durch welche sie zuweilen in einen somnambulen Zustand versetzt worden, welcher nicht selten mit einer Lethargie endigte, die alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte in Erstarrung versetzte. Einer unserer jungen Wüstlinge, der Graf Tortschin, hatte davon gehört, und Constantia's Arzt war schwach genug gewesen, seinen Bitten nachzugeben und ihn bei ihr einzuführen, als sie sich gerade in jenem somnambulen Zustande befand. Ihr heller Blick schien auch wirklich sogleich einen gefährlichen Feind in ihm erkannt zu haben; denn sie zeigte einen heftigen Widerwillen gegen ihn und bat den Arzt, den Grafen nie wieder in ihre Nähe zu bringen. Dieser versprach es auch, aber Tortschin, der eine wahrhaft rasende, sinnliche Leidenschaft für Constantia gefaßt hatte, die ihn Ehre und Menschlichkeit vergessen ließ, hatte ihr Mädchen bestochen, welches ihn in das Zimmer ihrer Herrin ganz insgeheim

einließ, während diese sich gerade in ihrem lethargischen Zustande befand, der sie ihrer Besinnung beraubte und zu jedem Widerstande unfähig machte. Der Elende benutzte diesen hülflosen Zustand, um sie zu entehren. Indem sie in seinen Armen erwachte, gelangte sie auch zum Bewußtsein der ihr angethanen Schmach; sie stieß ihn mit Abscheu von sich und ihr Geschrei rief das ganze Haus herbei. Dem Grafen gelang es, durch die treulose Dienerin zu einer Hinterthür gezogen, wie ein Dieb zu entwischen. Der Obrist wüthete, er durchsuchte ganz Petersburg, um dem Niederträchtigen die wohlverdiente Züchtigung zu Theil werden zu lassen; doch dieser war aus der Residenz verschwunden; Niemand wußte wohin? Da wendete sich der beleidigte Vater an das Gericht, um den Verbrecher zur Strafe zu ziehen; doch der junge Graf hatte mächtige Verwandte, welche bereits einer Anklage vorgebaut hatten, und die Richter erklärten: sie könnten nichts weiter thun, als dem Angeklagten eine Geldbuße auferlegen, die der Entehrten zufließen solle. Mit Abscheu wies der beleidigte Vater diese noch beleidigendere Vermittelung zurück, und wollte seine Klage beim Kaiser selbst anbringen. Doch man hatte bereits Maßregeln getroffen ihm den Zutritt bei dem Monarchen, der sicher ein gerechtes Urtheil gesprochen hätte, zu wehren. Als er aber öffentlich bittere Aeußerungen darüber fallen ließ, wurde er verhaftet und bald darauf, wegen aufrührerischer Reden verabschiedet, zwar mit einer Pension, doch unter der Bedingung, sich augenblicklich aus Petersburg zu entfernen und sich mit seiner Tochter an einem

beliebigen Orte des Reiches, doch wenigstens hundert Werste weit von der Residenz, niederzulassen. Der wackere Mann verschmähete die Pension, raffte sein kleines Vermögen zusammen und verließ noch an demselben Tage mit seiner unglücklichen Tochter die Stadt. Sein Sohn aber durfte ihm nicht folgen; denn man hielt ihn gleichsam als Geißel für das ruhige Verhalten des Vaters in der Akademie der Junker zurück. Sobald ich wieder in Warschau eintraf und diese empörende Geschichte vernahm, war es meine eifrigste Sorge den schändlichen Ehrenräuber zu züchtigen, doch nie gelang es mir, seinen Aufenthalt mit voller Gewißheit zu erfahren und alle meine Briefe an ihn, die eine Ausforderung auf Leben und Tod enthielten, erhielt ich unerbrochen zurück, mit der Bemerkung: „Empfänger ist nicht gegenwärtig.“ Erst am Tage vor der Schlacht erfuhr ich, daß Graf Tortschin sich in Sympheropol, bei dem Generalstabe des Fürsten Mentschikoff, befinden solle und nur meine Verwundung hat mich bisher abgehalten, weiter nach ihm zu forschen. Eben so scheiterten auch alle meine Bemühungen in Erfahrung zu bringen, wohin sich der Obrist Alberti mit seiner Tochter gewendet hatte, und ich richte nun meine dringendste Bitte an Sie: meine Nachforschungen fortzusetzen und Constantia dies Päckchen entweder selbst zu übergeben, oder wenn Ihnen dies nicht möglich sein sollte, auf dem sichersten Wege zukommen zu lassen.“ Er zog ein versiegeltes Packet in Briefform unter seinem Kopfkissen hervor und übergab es ihm, indem er fortfuhr: „Es enthält mein Vermächtniß und ich hoffe, obgleich mein

Vater mir meinen heißesten Wunsch versagte, den ich jemals an ihn gerichtet; so wird er doch meinen letzten Willen ehren. Aber auch für Sie habe ich ein Vermächtniß! Ich vererbe Ihnen meine gerechte Rache an dem Elenden und ich bin überzeugt, Sie werden ihn so scharf züchtigen, wie er es verdient und wie ich es selbst gethan haben würde, wäre es mir nur gelungen, ihn schon früher aufzufinden. Haben Sie vielleicht schon von ihm gehört?"

„Allerdings;" entgegnete Stanislaus. „Er ist in unserm Regimente an Ihre Stelle getreten und mein Hauptmann geworden."

„Hauptmann meiner braven Compagnie?" rief Trubetzkoi schmerzlich und ein edler Unwille ließ auf Augenblicke eine leichte Röthe über sein bleiches Antlitz flammen. „Man hätte wahrlich keinen schlechteren Nachfolger für mich wählen können; denn es sollen ihm alle militairischen Kenntnisse mangeln und nur durch seine einflußreiche Verwandschaft ist es ihm gelungen, sich zum Generalstabe emporzuschwingen. Durch diesen fatalen Umstand aber werden Sie verhindert werden, mein Rachewerk zu übernehmen; denn als ihr Vorgesetzter würde er es Ihnen verweigern einen Zweikampf mit Ihnen auszufechten und nach den Kriegsgesetzen würden Sie sich noch eine harte Ahndung zuziehen, wenn Sie es wagten, ihn herauszufordern."

„Und doch werde ich das ehrenvolle Vermächtniß, welches Sie mir zugedacht haben, übernehmen und nach besten Kräften auszuführen suchen;" erwiderte Stanislaus entschlossen. „Ich werde mich sogleich darum bemühen

zu einem andern Regimente versetzt zu werden und ich denke: man wird es mir um so lieber bewilligen, da ich mir die Zuneigung meiner Compagnie in so hohem Grade erworben, daß man bereits angefangen hat mich mit Mißtrauen zu betrachten."

Statt aller Worte des Dankes reichte ihm der Fürst seine Hand und sprach: „Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht; Sie sind ein wahrer Edelmann. Erlauben Sie mir, daß ich Sie in den letzten Minuten, die mir noch vergönnt sind, Freund nenne. Ich bedaure es schmerzlich, daß wir uns nicht früher kennen lernten, unsere Herzen würden sich verstanden haben, obgleich Sie Ursache haben mögen, ein Feind meiner Nation zu sein."

„Ich bin kein Feind Ihrer Nation;" versetzte Stanislaus mit Wärme. „Ich bin nur ein Feind der Ungerechtigkeit und des despotischen Regierungssystems, unter welchem Ihre Nation eben so schwer leidet, als mein wackeres Polenvolk."

Beide schwiegen hierauf mehrere Minuten lang, bis der Fürst zuerst wieder begann: „Ich habe noch eine andere, vertrauliche Mittheilung in Ihren Busen niederzulegen und eine zweite Bitte daran zu knüpfen. Sie werden vielleicht gehört haben von dem Verhältnisse, welches mich in Warschau kurze Zeit mit der Generalin Tschernokoff verband, als es entdeckt wurde, den Befehl zuzog, mich ungesäumt hierher, auf den Schauplatz eines Krieges zu begeben, den ich als übereilt und ungerecht nie billigen konnte. Es war eine blinde Leidenschaft, zu der mich ihre Schönheit reizte; doch meine Herzens-

neigung vermochte ich ihr niemals zuzuwenden; denn ich bewahrte sie bis zu diesem Augenblicke meiner Constantia treu. Bald, nachdem ich Warschau verlassen mußte, starb ihr Gatte plötzlich, und dadurch frei geworden trieb sie die rasende Gluth, die sie für mich nährte, an, mir bis hierher zu folgen; nachdem sie in Petersburg die Einwilligung meines Vaters erschmeichelt hatte, mich mit ihr vermählen zu dürfen. In der Nacht vor dem Abmarsche unseres Regimentes aus dieser Festung nach dem Schlachtfelde, war sie hier eingetroffen und ließ mich sogleich aufsuchen und zu sich rufen. Ich folgte auch ihrem Rufe; doch die erste Unterredung, die ich mit ihr hatte, endete mit einer heftigen Scene, die durch den Befehl, den mir eine Ordonnanz brachte, unterbrochen wurde: mich ungesäumt nach dem Gouvernementspalaste zu begeben, wo der Oberbefehlshaber seine Ordres vertheilte. Ihr letztes Wort, das sie mir nachrief, war: „Geh' in den Tod!“ — Ihr grausamer Abschiedsspruch hat sich an mir erfüllt; denn ich zog in die Schlacht, um mir meine Todeswunde dort zu holen. Als ich meiner Sinne nicht mehr mächtig, vom Kampfplatze getragen wurde, erschien es mir wie im Traume, als ob ich sie an der Bahre, auf welcher ich ausgestreckt lag, vor mir knieen sähe. Der Arzt sagte mir später, daß es keine Sinnentäuschung gewesen, daß sich die Generalin Tschernokoff wirklich mit mehreren andern Damen auf dem Schlachtfelde befunden und mich erkannt habe, als man mich herbeigetragen. Sie ist auch später mehrmals bis in dies Lazareth eingedrungen, hat sich erboten bei mir zu wachen, mich zu pflegen;

doch der Arzt hat sie jedesmal entschieden zurückgewiesen und er erfüllte damit nur meine eigenen Wünsche, denn ich fühlte die Nähe meines Todes und hielt es für meine Pflicht, meine letzten Stunden ernsteren und würdigeren Gedanken zu widmen, als ihre Gegenwart mir vergönnt haben würde. So habe ich sie nicht wieder gesehen. Doch ich will nicht im Unfrieden von ihr scheiden; deshalb bitte ich Sie, morgen, wenn ich meinen letzten Kampf gekämpft, zu ihr zu gehen; ihr meine letzten Grüße zu bringen und ihr zu sagen, daß ich ohne Groll gegen sie und versöhnt mit ihr gestorben sei."

Tief bewegt versprach Stanislaus sich auch dieses Auftrags entledigen zu wollen, als ihr Gespräch unterbrochen wurde durch den Eintritt des Arztes, der Trubetzkoi meldete, daß ihn eine barmherzige Schwester zu sprechen wünsche.

Der Fürst blickte verwundert auf und schien wenig geneigt, den Besuch anzunehmen; denn er wußte, daß sich die barmherzigen Schwestern zwar mit einer beispiellosen Aufopferung der Pflege der Kranken und Verwundeten widmeten, daß aber auch Einige von ihnen von einem blinden, religiösen Fanatismus befangen waren, durch welchen sie die Leidenden, oft in ihren letzten Augenblicken, noch peinigten. Er glaubte deshalb auch, daß es vielleicht eine jener frommen Schwestern auch bei ihm auf eine sogenannte Seelenrettung abgesehen habe, und ihm durch fanatische Ermahnungen zur Buße die letzten Augenblicke verbittern wolle, und gab deshalb dem Arzte zu erkennen, daß er sie abweisen möge.

Doch dieser entgegnete: „Da ich diesen Bescheid

schon vorausgesehen, habe ich sie bereits abgewiesen; doch sie erwiderte mir mit einer unwiderstehlichen, sanften und wohllautenden Stimme: ich möchte Ihnen nur den Namen „Constantia“ nennen, dann würden Sie sie sicher vorlassen.

„Constantia!“ rief der Fürst freudig erschreckend und in großer Aufregung versuchte er es sich aufzurichten. Doch schwach sank er zurück und flüsterte dem Arzte zu: „Um Gotteswillen! Lassen Sie sie ein! Schnell! schnell!“

Der Arzt eilte hinaus. Trubetzkoi aber reichte Stanislaus seine Hand und sprach zu ihm: „Sie ist es! Es ist meine Constantia. Ich werde sie noch einmal sehen dürfen, um Abschied von ihr zu nehmen für dieses Leben, und es ist dies das höchste Glück, was mein Herz noch ersehnte. Geben Sie mir das Paquet zurück, ich kann es ihr jetzt selbst einhändigen und nun leben Sie wohl, mein Freund und nehmen sie den heißen Dank eines Sterbenden mit sich.“

Stanislaus trennte sich mit tiefer Rührung von dem Fürsten, der trotz mancher Fehler und Schwächen, doch den wahrhaften Edelsinn, der den Menschen der Gottheit nähert, treu bewahrt hatte. So wie er die Thür öffnete, trat ihm eine hohe Frauengestalt entgegen, in das schwarze Gewand der barmherzigen Schwestern gehüllt und tief verschleiert. Sie ging ernst grüßend an ihm vorüber und er verließ das Zimmer, von ernsten und trüben Gedanken erfüllt, die der Doctor Heiter nicht zu zerstreuen vermochte, der noch geraume Zeit plaudernd mit ihm im Vorsaale sitzen blieb.

Die fromme Schwester war indessen zum Lager des Sterbenden getreten und nachdem sie noch einmal rings umgeschaut, ob sie auch mit ihm allein sei, schlug sie den Schleier zurück, und unfähig sich länger aufrecht zu erhalten, sank sie auf ihre Kniee nieder. So ruhig und fest sie auch eingetreten war, so war doch, bei sei-seinem Anblicke, wie ein anschwellender Strom, der alle Dämme durchbricht, eine heftige Bewegung in ihr ausgebrochen, die zwar nur wenige Minuten dauerte, aber um so gewaltiger ihr Inneres durchwühlte. Hohe Schamröthe färbte ihre sonst so bleichen Wangen, als sie ihr Antlitz enthüllte; und es wieder in ihre Hände bergend, als ihre Kniee zusammenbrachen, rief sie unter leisem Schluchzen aus: „So siehst Du mich wieder, mein Feodor! Gemißhandelt — entehrt — einem frühzeitigen Tode geweiht!“

Aber auch in der Brust des Fürsten hatte die heftige Gemüthsbewegung alle Lebenskräfte, wie ein aufflackerndes Licht noch einmal entflammt, und im Tone des höchsten Entzückens rief er: „So sehe ich Dich wieder, meine Constantia und Gott sei gepriesen, daß ich Dich wieder sehe. Doch sprich nicht von Entehrung, Du bist rein, rein wie der Schwan, der sein Gefieder in die klare Fluth taucht, wenn ihn ein Bube befleckt hat, und nur um so reiner und glänzender daraus wieder hervorgeht. Du bist rein, wie die Sonne, die nur noch herrlicher leuchtet, wenn sie die schwarzen Wetterwolken durchbrochen hat. Drum still davon! Laß uns nicht mehr denken an die unselige Vergangenheit; laß mich in der letzten Stunde meines Lebens nur das Glück

der Gegenwart genießen, Dich zu sehen, Deine harmonische, trostreiche Stimme zu hören, auf Deine sanfte Hand mein müdes Haupt zu stützen, nnd Deine liebevollen Worte zu vernehmen, die kindlich fromme Gedanken in mir erwecken und mich einlullen werden, in den ewigen Schlaf, wie ein mütterliches Schlummerlied. Dank! Dank! Heißen Dank, daß Du gekommen bist, denn ich weiß, Du bist gekommen, mir in meinem Todeskampfe beizustehen und mir die Augen zuzudrücken."

„Du hast es errathen, Lieber;" entgegnete sie nach Fassung ringend; „aber bald möchte ich zweifeln, ob der Herr mir wird die Kraft dazu verleihen; denn ich fühle mich sehr schwach. Wohl hätte ich gewünscht, schon längst zu Dir eilen und Dich pflegen zu können, doch eine andere Pflicht hielt mich in meines Vaters Hause fest, bis jetzt. Am Tage der blutigen Alma-Schlacht sah' ich in meinen wachen Träumen nicht allein Dich fallen, mein theurer Feodor, sondern auch meinen armen Bruder Felix. Mein Vater brachte ihn vom Schlachtfelde nach Hause und da kein Arzt zu erlangen war und Gefahr im Verzug, da mußte ich ihm selbst den ersten Beistand leisten und ich durfte Tage lang nicht von ihm weichen, bis er ärztliche Hülfe erhielt, der ich ihn anvertrauen durfte. Da eilte ich hierher — ich wußte, daß Du Dich in guten Händen befandest — daß Du noch lebtest — o, ich sehe jetzt Alles, hell und mit offenen Augen, was mir früher in tiefe Nacht gehüllt war und wovon ich nichts ahnete. Deshalb wußte ich auch, daß Du Dich recht innig nach mir sehntest, und konnte selbst dem Verlangen nicht widerstehen, Dich

noch einmal zu sehen.“ Und die heftigen Schmerzen ihres blutenden Herzens gewaltsam unterdrückend, blickte sie lächelnd in sein brechendes Auge, mit dem innigen Ausdrucke unaussprechlicher Liebe. Ihm aber schien es, als ob dieser Blick, der Zauber dieses Lächelns, ein wunderbarer Balsam wäre, welcher augenblicklich seine Wunde heilen und ihn genesen lassen müsse. Doch gerade dies Gefühl des Wohlseins und der Wonne war das letzte Aufflammen seiner Lebenskraft und wenige Minuten später verdunkelte sich bereits sein Blick, und er war so matt geworden, daß er es kaum vermochte, ihre Hand noch an seine Lippen zu führen, während sie mit der Andern sein Haupt stützte.

„Bist Du noch bei mir, geliebte Constantia?“ flüsterte er dann leise und mühsam. „O, sprich zu mir; so lange ich Deine Stimme vernehme, glaube ich Engelsgesang zu hören und helles Licht zu sehen; doch wenn Du schweigst, wird es dunkel um mich und Bangigkeit senkt sich in mein Herz.“

Und sie sprach zu ihm, so liebreich und so sanft, wie zu einem Kinde. Keine Sylbe von weltlicher Liebe kam über ihre Lippen, aber mit wahrer Begeisterung pries sie die ewige Liebe, die bis über das Grab hinausreicht und von welcher sie eine Wiedervereinigung im bessern Jenseits hoffte. Ja sie glaubte an ein Jenseits, an Unsterblichkeit und persönliche Fortdauer; denn die wunderbaren Ahnungen, die ihr somnambuler Zustand oft in ihr hervorrief, hatten es ihr verheißen.

So drangen die begeisterten Worte aus ihrem Munde, nicht wie finstere Mahnungen zur Reue und

Buße, nein, wie liebliche, duftende Blumen, aus einem fernen, unbekannten Lande, welche die Seele erfüllten mit einem ahnungsreichen Drange zum Aufschwunge in die Unendlichkeit, und Hoffnungen hauchten in das brechende Herz.

Nur noch einmal erhob sich in seiner Brust das weltliche Verlangen und er flüsterte ihr seufzend zu: „O, Constantia! Könnt' ich doch leben an Deiner Seite, nur ein Jahr, nur einen Monat, nur eine kurze Woche —"

Doch sie unterbrach ihn sanft mit den Worten: „Verlange nicht, mein Feodor, was das urewige Wesen Dir versagt. Wie der große Geist, der über uns waltet, den Lauf der Welten regelt, hat er auch Dir Deinen Lauf zugemessen und bestimmt. Drum wende Deine Gedanken ab von dieser Welt und richte sie auf das große, weite All, welches vor Dir liegt; wo auch Du Deine ewige Heimath finden wirst; denn der Herr sagt: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen." Der seltsame Geist, der in mir erwachte, seit unserer Trennung, hat mich oft eingeführt in das wunderbare Land, das uns erwartet; er erhellte meinen Blick und ließ ihn in die Zukunft schauen und da sah ich Dich vorauswandeln auf dem dunkeln Todespfade, der zum ewigen Lichte führt; aber ich hörte auch bald den Ruf des Herrn, welcher mir gebot, Dir zu folgen. Drum bebe nicht zurück vor der Scheidestunde und schwinge Dich getrost empor. Die Menschen haben uns getrennt für eine kurze Spanne Zeit, unser allgütiger Vater, der Alles eint, wird uns wieder zusammen führen für alle Ewigkeit."

Trubetzkoi hatte ihren Worten gelauscht, mit einer Innigkeit und Zuversicht, wie er sie nie im Leben empfunden und ein wahrhaft himmlischer Trost war in sein Herz gezogen. Da fiel sein Auge auf die versiegelten Papiere, die ihm Stanislaus wieder zurückgegeben hatte, und indem er sie ihr darreichte, sprach er: „Nimm mein Vermächtniß Constantia. Ich wollte Dir es durch Freundeshand zustellen lassen und Du darfst es nicht verschmähen. Es sichert Dir das Vermögen, welches ich von meiner Mutter ererbte und über welches ich frei verfügen kann. Laß mich keine Fehlbitte thun; es ist die Letzte, die ich an Dich richte, und ich würde nicht ruhig sterben können, wenn ich Dich nicht vor Mangel geschützt wüßte.“

Sie nahm auch das Vermächtniß aus seiner Hand und versetzte schmerzlich lächelnd: „Ich will es auch nicht verschmähen; denn obgleich ich selbst keiner irdischen Güter mehr bedarf, so wird der blutige Krieg doch bald hier unzählige Wunden schlagen, wird Gattinnen zu Wittwen und Kinder zu Waisen machen und manchen Wohlstand in Armuth verkehren. Da wird es denn auch manche tiefe Wunden geben, und wenn sie sich auch nicht heilen lassen mit Geld, will ich doch versuchen ihren Schmerz damit zu lindern und will dies Alles thun in Deinem Namen, mein Feodor!“

Der Sterbende wollte noch sprechen; doch er vermochte es nicht mehr. Sein Auge hatte sich fast ganz verdunkelt, doch noch immer hielt er es fest geheftet auf Constantia's liebliches, bleiches Antlitz, welches ihm allein noch vorschwebte, wie ein Lichtpunkt in dunkler Nacht.

Der Todesschweiß perlte bereits auf seiner kalten Stirn und sanft trocknete sie ihn ab mit ihrem Tuche, und über ihre Lippen drangen noch immer Worte des himmlischen Trostes, um ihm den letzten Kampf zu erleichtern. Er hörte sie noch, und wenn er sie nicht mehr beantworten konnte, nahm er sie doch auf in seine sich losringende Seele, und er fühlte sich stark dadurch, die letzten Schauder des Todes zu bekämpfen.

Der Kampf war kurz; denn schon nach wenigen Minuten verschied er in ihren Armen und mit ihrem Namen auf seinen Lippen, den er mühsam und kaum hörbar flüsterte, erstarb auch sein letzter Athemzug.

Jetzt erst entströmten heiße Thränen ihren Augen und sie drückte einen leisen Kuß auf seine bleiche Stirn. Dann beugten sich ihre Kniee wieder und niedersinkend an seinem Lager, hob sie die gefalteten Hände empor, und betete mit der reinen Gluth einer Heiligen nur die wenigen Worte: „Nimm ihn gnädig auf, mein Herr und Gott!“

Ihre Thränen trocknend erhob sie sich wieder, und Todtenstille herrschte nun im Zimmer, als sie ihre Blicke unverwandt auf sein ruhiges, bleiches Antlitz richtete, welches kein Schmerz, kein krampfhaftes Angstgestöhn verzerrt hatte, im Hinscheiden. Doch da wurde sie durch ein lebhaftes Geräusch im Vorsaale unterbrochen, von eiligen Schritten — und rauschenden Gewändern. Sanft drückte sie die Augen des Hingeschiedenen zu und breitete dann ihr Tuch über sein kaltes, bleiches Angesicht aus, worauf sie sich selbst wieder mit ihrem Schleier verhüllte.

Indessen war die Thür beinahe mit Ungestüm geöffnet worden und eine Dame trat rasch und in großer Aufregung in das Krankenzimmer. Es war die junge, schöne Generalin Olga Tschernokoff, welche bisher alle Mittel umsonst versucht hatte, sich dem verwundeten Geliebten zu nähern; denn Doctor Heiter hielt die strengste Wache und hatte den gemessensten Befehl ertheilt sie jedenfalls abzuweisen, unter welchem Vorwande sie auch begehren möchte, ihn zu sehen. Jetzt aber war es ihr endlich gelungen den Vorsaal leer zu finden, da der junge Arzt, während Constantia sich bei seinem Patienten befand, plötzlich zn einem andern gefährlich Erkrankten abgerufen worden war, auch Stanislaus sich entfernt hatte, und die Wärter, welche sich fast stets im Vorzimmer aufhielten, in der Apotheke des Lazareths auf Bereitung von Arzeneien harrten. Die günstige Gelegenheit benutzend, war sie rasch und aufgeregt in das Zimmer getreten; doch als ihr erster Blick hier auf die barmherzige Schwester fiel, die mit aufgehobenem Arme ihr Ruhe zuwinkend, wie ein schützender Engel vor dem Entseelten stand, da bebte sie erschrocken zurück und stammelte: „Verzeihung fromme Schwester — ich muß den Fürsten sehen — ich fand keine Ruhe mehr, seitdem ich ihn verwundet wußte — die innigste Theilnahme trieb mich hierher —“

„Eine wilde Leidenschaft trieb Dich hierher!“ unterbrach sie Constantia streng. „Suche den Beweggrund nicht zu beschönigen. Du kommst zu spät, um sein Herz auf's Neue zu bestricken. Die eiskalte Hand des

Todes hat das unlautere Feuer, welches Du in seiner Brust zu entzünden wußtest, verlöscht für immerdar."

„Höre ich recht?" rief Olga mit bebender Stimme; „Sagtest Du, er sei todt? Das kann, das darf nicht sein! Er soll und muß leben, leben für mich."

Doch Constantia fuhr in feierlichem Tone fort: „Glaubst Du, daß Du der göttlichen Macht gebieten kannst, Dir ein Spielzeug Deiner Lüste nicht zu zerstören? Dein eitler Wunsch ist nur ein leerer Hauch gegen den Willen des Ewigen."

„Todt! Todt!" schluchzte Olga und ihre Kniee brachen zusammen und sie sank wie vernichtet am Sterbelager nieder.

Constantia zog das Tuch zurück und auf sein Antlitz deutend, sprach sie: „Schaue her, Unglückliche und lies in seinen lächelnden Zügen, daß kein irdisches Verlangen mehr seinen Geist beunruhigte, als er sich zum Himmel empor schwang. Dir wurde Zeit vergönnt zur Reue, benutze sie und versöhne Dich mit Gott!" Doch Olga schien ihre Worte nicht gehört zu haben, sie hatte nur einen entsetzensvollen Blick auf das kalte Leichenantlitz geworfen, und wie in einem Krampfanfalle wand sie sich laut schreiend am Boden, wobei sie die abgebrochenen Worte hervorstöhnte: „Todt — todt! Alles aus — jede Hoffnung verloren! Alles, was ich für ihn gethan habe — umsonst!"

„Lästere nicht, Unglückliche!" entgegnete ihr hierauf Constantia wieder in strengem Tone. „Ich weiß, was Du gethan hast! Ein schweres Verbrechen hast Du begangen, vor welchem Er zurückgeschaudert wäre. Nicht

für ihn, für Dich allein hast Du gefrevelt und die ungeheure, schwere Schuld auf Dein Gewissen geladen. Bürde ihm keinen Antheil an derselben auf und störe seine Ruhe nicht länger durch Deine eiteln Klagen."

Wie im Fieberfroste zusammenschaudernd, hatte sich Olga halb vom Boden erhoben, und betrachtete jetzt mit starrem Entsetzen die hohe dunkle Gestalt, die wie ein warnender Geist sich ernst und finster zu ihr niederbeugte. „Wer bist Du, Weib?" rief sie fast athemlos. „Was weißt Du von meiner Schuld? Soll ich glauben, daß Du in meiner Seele lesen kannst? Nimmermehr!"

Ich kann in Deiner Seele lesen!" versetzte Constantia fest und bestimmt. „Ja, ich habe gesehen in meinen wachen Träumen, mit meinem geistigen Auge, was Du der ganzen Welt verborgen zu haben glaubtest. Doch ich will diesen Ort nicht entweihen durch die Nennung Deines Verbrechens, gegen welches sich jedes edle Gefühl des Fürsten empört haben würde. Hätte er es auch nur geahnet, er würde Dich mit Abscheu von sich gestoßen haben."

„Und wenn er es geahnet hätte?" sprach Olga dumpf in sich hinein. „Er schied von mir im Zorn! Wenn er mit Verachtung gegen mich im Herzen gestorben wäre?" Und sie begann auf's Neue gegen sich zu wüthen, wie eine Rasende.

Die himmlische Milde aber, welche in Constantia's Herzen wohnte, ließ selbst für die Verbrecherin die zarte Blüthe des Mitleids gedeihen. Sie beugte sich sanft zu ihr nieder, strich ihr leise mit der Hand über die Stirn, und es schien, als ob eine magnetische Kraft

von ihr ausgeströmt wäre, und die wüthende Aufregung des Schmerzes beruhigt hätte. „Bereue!" rief sie ihr innig bittend zu; „und suche den himmlischen Vater zur Gnade zu bewegen, durch aufrichtige Buße. Wir werden uns wiedersehen, dann will ich Deine Beichte hören. Jetzt laß den Todten in Frieden schlummern."

Diese wenigen Worte schienen den furchtbaren Sturm in Olga's Innerem beschwichtigt zu haben. Sie gewann Kraft sich vom Boden aufzurichten und ließ sich fortführen, auf ihren Arm gestützt, wie ein willenloses Kind.

VII.

Im blendenden Glanze ihrer reichen Toilette wiegte sich die Generalin Tschernokoff, auf einer mit Sammet überzogenen Causseuse, und blätterte in einem kostbar eingebundenen Album, welches Erinnerungsblätter, nicht allein von ihren Freundinnen gewidmet, sondern auch von ihren Freunden, unter welchen sich auch manche ihrer wärmeren Verehrer befanden, enthielt. Wer sie vor wenigen Tagen an dem Sterbelager des Fürsten Trubetzkoi gesehen hätte, aufgelöst in Schmerz und Verzweiflung, der würde sie jetzt nicht wieder erkannt haben. Die eben so feierliche, als innige Aufforderung der barmherzigen Schwester Constantia, zur Reue und Buße, schien ihrem Gedächtnisse gänzlich entschwunden zu sein und der furchtbar erschütternde Eindruck, welchen der Tod des Fürsten Trubetzkoi in ihr hervorgerufen hatte,

war beispiellos schnell unter dem Einflusse neuer Hoffnungen und Wünsche und ihrer unersättlichen Genußsucht aus ihrer Brust gewichen. Die schöne Olga gehörte zu denjenigen weiblichen Charakteren, welche in der Freude, wie im Schmerz, der höchsten Aufregung fähig sind, doch jedes wahrhaft tieferen Gefühls entbehrend, bald darauf in die größte Gleichgültigkeit versinken, und ihre Gedanken kalt abwenden von dem Vergangenen, um sie mit um so heißerer Gluth auf das Zukünftige zu richten. Sie hatte den Fürsten, mit dem dämonischen Feuer, welches in ihr loderte, geliebt, und würde diese Flamme auch noch längere Zeit für ihn genährt haben, hätte nicht der Tod das Band, welches sie mit ihm verknüpfte, zerrissen. Um den Hingeschiedenen aber zu trauern und den Schmerzen um seinen Verlust eine bleibende Stätte in ihrem Herzen zu gönnen, hielt sie für eine unnütze Selbstpeinigung, für eine Verkürzung der Ansprüche, die sie an das Leben machte, welches sie nur aus dem Gesichtspunkte des Genusses betrachtete.

Deshalb war auch das Roth auf ihre Wangen wieder zurückgekehrt, keine Thräne netzte mehr ihr Auge, und die glühenden Strahlen ihrer Blicke schweiften wieder frei und mit dem Feuer des Verlangens umher. Nur zuweilen, wenn sie unwillkürlich an Trubetzkoi dachte, zeigte sich ein trüber Schatten auf ihrer Stirn, aber er glich nur jenen leichten Wölkchen, welche am heitern blauen Horizonte vorüberhuschen und durch die Macht der Sonnenstrahlen zerstreut werden. Indem sie ihr Album durchblätterte, stiegen mancherlei Erin-

nerungen in ihr auf, welche sie zerstreuten, indem sie nur die angenehmen und heitern festzuhalten suchte; doch bald warf sie das Buch von sich, ließ ihre Blicke umherkreisen und schien nach einer andern Unterhaltung zu suchen.

Endlich ergriff sie die silberne Klingel, die vor ihr auf dem Tische stand, und als auf den hellen Ton derselben ihr Mädchen herbeieilte, befahl sie ihr, Herrn Georgewitsch, ihren Secretair, herbeizurufen.

Wenige Minuten später trat der Erwartete ein, in seiner ernsten Haltung, wie gewöhnlich, und fragte nach ihren Befehlen.

„Ich habe Ihnen schon oft gesagt;“ entgegnete Olga mit dem sichtbaren Ausdrucke des Wohlwollens, „daß ich Ihnen keine Befehle zu ertheilen, sondern nur Bitten an Sie zu richten habe. Nehmen Sie Platz und lassen Sie uns zusammen plaudern. Sie sind mir noch immer eine Erzählung Ihrer Heldenthaten schuldig, die Sie als Volontair, während der Schlacht an der Alma, verübten. Lassen Sie hören; aber werfen Sie Ihre gewohnte, allzugroße Bescheidenheit bei Seite und entwerfen Sie mir ein recht treues Bild Ihres Kampfes mit den wilden Bergschotten, deren Costüm ich freilich nicht ganz decent, aber doch recht interessant finde.“

„Ich ersuche Sie, mir jede Mittheilung darüber zu erlassen;“ entgegnete Georgewitsch bescheiden. „Ich selbst erinnere mich nicht gern an jene Scenen des wilden Kampfes und möchte es beinahe bereuen, daran Theil genommen zu haben.“

Die Generalin warf ihm einen glühenden, viel-

sagenden Blick zu, welcher jedoch nicht verstanden zu werden schien, worauf sie mit sanfterer Stimme, die ein theilnehmendes Gefühl verrathen sollte, fortfuhr: „Warum so zurückhaltend, lieber Georgewitsch? Schon oft habe ich Sie recht dringend ersucht, mir Ihr ganzes Vertrauen zu schenken; aber noch niemals haben Sie sich geneigt gefunden meinen Wunsch zu erfüllen. Sie wissen, daß ich jetzt ganz allein in der Welt stehe, daß ich des Trostes, des freundschaftlichen Rathes mehr als je bedarf, und doch beharren Sie in Ihrer stillen Abgeschiedenheit, in Ihrem düstern Schweigen. Beunruhigt Sie irgend ein Kummer, warum öffnen Sie mir nicht Ihr Herz? Eine mitgetheilte Last trägt sich leichter und wir könnten es gegenseitig versuchen uns zu trösten und zu erheitern, da uns das Schicksal doch einmal zusammen geführt hat. Kommen Sie näher Freund, nehmen Sie Platz an meiner Seite, wir wollen uns recht vertraulich gegen einander aussprechen. Noch weiß ich eigentlich nichts von Ihnen, als Ihren Namen, und mein theilnehmendes Gefühl forderte mich längst auf recht viel von Ihnen zu erfahren, da Sie mir so nahe getreten sind. Erzählen Sie mir von Ihrer Familie, von Ihrem früheren Leben, Ihren Bestrebungen, Wünschen und Hoffnungen. Ich werde Alles mit Interesse vernehmen und dadurch veranlaßt werden, Ihnen ähnliche Eröffnungen zu machen.“

Georgewitsch hatte sinnend vor sich niedergeblickt und als er jetzt seine schwärmerischen Augen frei und offen zu ihr erhob, sprach er mit jenem edeln Freimuthe, welcher leider nur zu oft mißverstanden wird: „Was

ich Ihnen mittheilen könnte, aus meinem früheren Leben, ist so alltäglich, daß es Ihnen nur Langeweile erregen würde. Was ich Ihnen jedoch verschweigen muß, gehört nicht mir allein an, weshalb ich es in mein Inneres verschließen muß, wie ein anvertrautes Gut. Erlauben Sie daher, daß ich lieber von andern Dingen, als von meinen persönlichen Angelegenheiten mit Ihnen spreche.“

„Ah! Sie wollen mir entschlüpfen?“ erwiderte Olga, indem sie seine Hand ergriff und ihn neben sich auf die Causseuse niederzog. Aber das soll Ihnen nicht gelingen; denn Sie haben meine Neugierde — doch was sage ich? meine Theilnahme nur um so höher gespannt. Haben Sie mir doch eingestanden, wenn auch nicht mit klaren Worten, daß Sie ein Geheimniß in Ihrer Brust verborgen tragen. Fürchten Sie nun nicht, daß ich es Ihnen mit Gewalt entreißen will; doch ich würde es als einen Triumph betrachten, wenn es mir gelänge es Ihnen freiwillig zu entlocken.“

Wehmüthig lächelnd entgegnete Georgewitsch: „Das dürfte Ihnen schwerlich gelingen, Frau Generalin; so hoch ich auch die Mittel schätze, die Ihnen zu Gebote stehen ein armes Menschenherz in Versuchung zu führen. Für mich giebt es jedoch keine Lockungen, die mich bewegen könnten, an mir und Andern zum Verräther zu werden.“

„Um Gotteswillen!“ fiel ihm Olga in's Wort, plötzlich eine ernste Miene annehmend; „Sie verbergen doch kein politisches Geheimniß in Ihrer Brust?“

Der Secretair verneinte ernst und ruhig und sich

wieder erhebend, als ob es ihm peinlich sei an ihrer Seite zu sitzen und sich von ihr ausforschen zu lassen, sprach er: „Es wird mich schmerzlich berühren, von Ihnen vielleicht für undankbar gehalten zu werden; aber Verhältnisse, die ich nicht zu ändern vermag, zwingen mich Sie um Entlassung aus meiner gegenwärtigen Stellung zu bitten. Nehmen Sie aber zugleich die Versicherung, daß auch nicht der geringste Grund der Unzufriedenheit mich dazu bestimmt, und daß ich es stets dankbar anerkennen werde, daß Sie mir durch die Aufnahme in Ihr Gefolge die günstigste Gelegenheit boten, die weite Reise, von St. Petersburg bis hierher, in der angenehmsten Weise, zurückzulegen. Soll ich Ihnen offen gestehen, was mich forttreibt, so will ich Ihnen bekennen, daß ich mir hier selbst nicht genüge; da die geringe Beschäftigung, die Sie mir übertragen, durchaus in keinem Verhältnisse steht, zu den Vortheilen, die mir mein Amt gewährt. Ich sehne mich nach einem thätigeren Leben und möchte meine Kräfte, so schwach sie auch sein mögen, gern der leidenden Menschheit widmen; denn die Reichen und Glücklichen finden mehr dienstwillige Hände als sie brauchen; während der Arme und Leidende oft vergebens nach einer hülfreichen Hand seufzt.“

Olga hatte mit immer steigendem Erstaunen seiner Rede gelauscht und die Sonnenstrahlen der Freundlichkeit, die ihr Antlitz erheitert hatten, verschwanden immer mehr. Sie konnte sich allerdings des Vorwurfs der Undankbarkeit gegen den jungen Mann nicht erwehren, den sie, ohne ihn näher zu kennen, nur durch sein un-

gemein einnehmendes Aeußeres bestochen, in ihre Umgebung gezogen hatte, unter so außerordentlich günstigen Bedingungen, als hätte sie die wichtigsten Dienste von ihm erwartet. Als sie sich längere Zeit in Petersburg aufhielt, um den alten Fürsten Trubetzkoi für sich und ihre Pläne zu gewinnen, hatte sie mit ihm dasselbe Hotel bewohnt, und war zuweilen im Garten desselben mit ihm zusammen getroffen. Seine stets gewählte und geschmackvolle Kleidung, der sichere, graziöse Anstand in allen seinen Bewegungen, verriethen ihr bald den gebildeten Mann; so daß sie sich gern in ein Gespräch mit ihm einließ, welches eine Annäherung zwischen Beiden vermittelte und das Verhältniß herbeiführte, in welchem er sich gegenwärtig zu ihr befand. Er hatte vorgegeben, daß er sich in der Residenz mit schönwissenschaftlichen Studien beschäftigt habe, die jedoch seine Mittel ihm nicht erlaubten weiter fortzusetzen, weshalb er sich um irgend eine Privat-Anstellung bemühen müsse. Doch hatte er den größten Theil seiner Zeit, wohl weniger den Studien, als ritterlichen Uebungen und militairischen Exercitien zugewendet, als ob er Willens gewesen wäre sich auf den Eintritt in die Armee vorzubereiten. Unermüdlich hatte er sich mit Reiten, Fechten, Voltigiren und mit Schießübungen beschäftigt, und es auch in allen diesen Künsten in unglaublich kurzer Zeit, zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht, die ihn der Generalin nur noch interessanter machte, obgleich sie damals noch nicht daran dachte, ihn durch ein wärmeres Gefühl, als das eines unzweideutigen Wohlwollens auszuzeichnen. Er aber hatte sich ihr wohl hauptsächlich

aus dem Grunde genähert, weil sie ihm mitgetheilt hatte, daß sie entschlossen sei sich nach dem Kriegsschauplatze zu begeben, welcher gerade auch das Ziel seines Strebens bildete. So war er als Secretair in ihr Gefolge eingetreten und sie hatte ihm zugleich das Amt eines Reisemarschalls anvertraut und ihn zu ihrem Gesellschafter erhoben. So lange sie nun noch durch die Sehnsucht beschäftigt wurde, den geliebten jungen Fürsten Trubetzkoi wieder zu sehen und dabei die sichere Hoffnung nährte seine Gattin zu werden, erfreute sie sich des Umganges mit ihrem Secretair, ohne zärtliche Absichten und Wünsche zu hegen. Als jedoch schon das erste Wiedersehen ihres Geliebten Veranlassung zu jener heftigen Scene gab, und die gleich darauf folgende, lebensgefährliche Verwundung desselben ihr eine ewige Trennung von ihm in Aussicht stellte, da begann sie schon innigere, heißere Blicke auf ihren jungen Hausgenossen zu werfen und schien jetzt erst seine Schönheit vollkommen zu würdigen. Als sie nun nach dem Tode des Fürsten, sich so ganz vereinsamt fühlte in der kriegerischen Stadt, beschloß sie ihrem Herzen eine neue Beschäftigung zu geben, damit der Quell ihrer Schmerzen um so schneller versiegen möge. Gewohnt diejenigen Männer, die sie durch ihre Gunst zu beglücken beschlossen hatte, augenblicklich bereit zu sehen ihr die glühendsten Huldigungen darzubringen, hatte sie gehofft, daß auch ihr Secretair auf den ersten Wink zu ihren Füßen liegen würde, um sich die Sclavenkette, die sie ihm zugedacht hatte, überwerfen zu lassen. Sie würde ihm dabei auch gern einige Blödigkeit verziehen haben und fühlte sich

deshalb um so empfindlicher in Erstaunen gesetzt und gekränkt, als er, zwar in der höflichsten Weise, aber doch sehr entschieden, seine Entlassung von ihr forderte, und dabei deutlich genug zu verstehen gab, daß er die Gefühle, welche sie ihm weihen wollte, keineswegs zu theilen beabsichtigte.

Hohe Röthe trat auf ihre schöne Stirn und ein finsterer, zorniger Blick ruhete auf seiner zierlichen Gestalt, als sie ihm entgegnete: „Es kann Ihr Ernst nicht sein, mich gerade jetzt zu verlassen, hier in diesem vom wilden Kriegssturme umtosten Orte, wo ich rath- und hülflos stehe, ohne Freunde und Bekannte. Ich hatte sicher darauf gerechnet, daß Sie mich wieder zurückbegleiten würden nach St. Petersburg und ich müßte Sie wirklich für undankbar halten, wenn Sie sich im Ernst von mir trennen wollten."

Georgewitsch gestand ein, daß er leider diesen Vorwurf verdiene; aber obgleich er eine gewisse Verlegenheit nicht zu verbergen vermochte, wiederholte er doch seinen Entschluß mit einer Festigkeit, welche ihren Unmuth nur noch erhöhete, und sie war eben im Begriffe eine heftige, bittere Entgegnung auszusprechen, als die Thür sich öffnete und ihre Kammerzofe meldete, daß der Lieutenant, Graf Krasinsky, vom Regimente Michael, sie um eine Unterredung bitten lasse.

„Graf Krasinsky?" rief sie, unangenehm berührt durch diese Unterbrechung und ihr schönes Haupt stolz erhebend. Der Name klang ihr bekannt, doch konnte sie sich nicht gleich besinnen, bei welcher Gelegenheit sie ihn erst kürzlich gehört hatte.

Der Secretair Georgewitsch war sichtbar erbleicht, sobald jener Name genannt wurde und nachdem er einen unruhigen Blick nach der Thür geworfen hatte, wendete er derselben den Rücken und bat seine Gebieterin, sich durch das Nebenzimmer entfernen zu dürfen. Seine seltsame Bewegung war ihr entgangen und durch eine Neigung ihres Hauptes gewährte sie seine Bitte und fügte die Worte hinzu: „Entfernen Sie sich nicht aus dem Hause; denn ich habe noch mit Ihnen zu sprechen, sobald ich wieder allein sein werde.“

In demselben Augenblicke, als sich Georgewitsch hierauf durch das Nebenzimmer entfernte, trat Stanislaus Krasinsky durch die Hauptthür ein. Die neue Lieutenants-Uniform, die er angelegt hatte, kleidete ihn vortrefflich und hob nicht allein seine edeln Körperformen vortheilhafter hervor, sondern gewährte auch eine größere Uebereinstimmung mit dem wahren Adel seiner Gesichtszüge und seiner edeln Haltung, als es die grobe Hülle des gemeinen Soldaten vermocht hatte. Er kam in der Absicht den Auftrag, welchen ihm der sterbende Fürst Trubetzkoi gegeben hatte, zu erfüllen, und begann mit einer Entschuldigung, daß dies erst jetzt, nach Verlauf mehrerer Tage geschehe, indem ihn die dringendsten Dienstgeschäfte bis jetzt davon abgehalten hätten.

Die Unterredung mit ihrem Secretair hatte die leichtsinnige Stimmung, mit welcher sie die Trauer niedergekämpft, schnell aus ihrer Brust verscheucht, und die düstern Wolken auf ihrer Stirn, in Verbindung mit der finstern Miene, welche dem heitern Lächeln gefolgt war, konnten wohl für den Ausdruck eines Trübsinns

gelten, welcher nach dem schweren Verluste, der sie betroffen hatte, natürlich erscheinen mußte. So hatte sie Stanislaus zu finden erwartet, und obgleich er ihre Handlungsweise keineswegs billigen konnte, so vermochte er ihr doch, da er sie anscheinend so unglücklich sah, sein herzliches Mitgefühl nicht zu versagen. Er theilte ihr deshalb auch mit der zärtesten Schonung und mit einer offenen, innigen Theilnahme die letzten Grüße des Fürsten mit, und seine Versicherung, daß er ohne Groll gegen sie und versöhnt mit ihr aus der Welt geschieden sei.

Olga war erfahren genug in der Verstellungskunst, vielleicht wurde sie auch wirklich von einer Rührung durchschauert, so daß sie einen Ausbruch des Schmerzes zu erkennen gab, welcher durchaus nicht erkünstelt schien. Sie wollte sprechen, aber ein lautes Schluchzen erstickte ihre Stimme, und als sie auf Augenblicke das Tuch zurückzog, welches ihr schönes, schmerzbewegtes Antlitz verhüllte, perlten helle Thränen in ihren Augenwimpern. Durch diesen Thränenschleier warf sie aber verstohlene Blicke auf den jungen Mann, der mit so viel Gefühl zu ihr gesprochen hatte, und sie fühlte sich durch seine imponirende Schönheit beinahe eingeschüchtert. Es schien ihr, als ob sie nie einen edleren Ausdruck gesehen, als in den Zügen seines Gesichts, die ihr auch so bekannt erschienen, als ob sie sie erst kürzlich erblickt hätte, obgleich sie nicht erinnern konnte wann und wo?

Der Dank, den sie ihm für seine zwar traurige, doch gewissermaßen auch wieder beruhigende Botschaft spendete, wurde mit großer Wärme ausgesprochen, ob-

gleich mehrmals von lautem Schluchzen unterbrochen. Zugleich ließ sie aber auch die herzzerreißendsten Klagen laut werden, daß sie nun ganz verlassen in der Welt stehe, keinen Freund, keine Freundin besitze, deren Rath sie beanspruchen, welchen sie vertrauen könne.

Um nicht unhöflich zu erscheinen, mußte Stanislaus eine Antwort darauf geben, und um das Mitgefühl, welches er ihr zugesichert hatte, zu bewähren, mußte er ihr das Anerbieten stellen, sich ihrer in ihrer verlassenen Lage annehmen zu wollen. „Das Vertrauen, mit welchem mich der sterbende Fürst beehrte;“ sprach er zu ihr; „berechtigt mich zu diesem Anerbieten; denn es konnte des Sterbenden Wille nicht sein, mich mit seinen letzten Grüßen an Sie zu beauftragen, um Ihnen dann, unbekümmert um Ihr ferneres Schicksal, den Rücken zu wenden. Hat er es auch nicht mit klaren Worten ausgesprochen, so hat er es doch gewiß gewünscht, daß ich Ihnen meine Dienste anbieten soll, für die Zeit Ihrer Trauer. Gebieten Sie deshalb über mich.“

Ein flammender Blick, den sie ihm zuwarf, sprach ihren Dank noch feuriger aus, als die Worte, die sie zu ihm sprach, wobei sie ihm die Versicherung ertheilte, daß sein edles Anerbieten ihr den ersten Trost gewähre, seit dem Hinscheiden des Geliebten; denn sie fühle doch nun, daß sie nicht ganz verlassen stehe, daß ein Freund des edeln Verewigten ihr nahe bleiben wolle, um sich ihrer anzunehmen. Aber Stanislaus ahnete nicht wie theuer ihm sein menschenfreundliches Anerbieten zu stehen kommen würde, denn mit dieser ersten Unterredung begann auch die schöne Wittwe schon ihre Netze um ihn

zu spinnen. Noch ließen ihn zwar ihre Reize kalt, aber er bedachte nicht, daß es für jeden jungen Mann, selbst wenn schon eine Liebe in seinem Herzen wohnt, eine harte Versuchung ist, die Rolle eines vertrauten Freundes und Trostspenders bei einer jungen, schönen und trauernden Wittwe zu übernehmen. Er glaubte es nicht ausschlagen zu dürfen, sich auf ihre Bitten bei ihr niederzulassen und um sie nicht zu kränken, wagte er es nicht seine Hand von ihr zurückzuziehen, als er sie wie im Ueberwallen eines lebhaften Dankgefühls von den ihrigen ergriffen fühlte, und so fand er sich immer traulicher zu ihr hingezogen, wie dies in der Regel der Fall ist, wenn man einer schönen Trauernden seine innige Theilnahme schenkt.

Sie ließ endlich ihre forschenden Blicke mit einem wehmüthigen Lächeln auf ihm ruhen und bat ihn, ihr Gedächtniß zu unterstützen, denn sie sei überzeugt, ihn kürzlich erst gesehen zu haben und könne sich doch nicht entsinnen, wo und bei welcher Veranlassung dies geschehen sei?

„Es thut mir leid;“ entgegnete Stanislaus, „daß die Veranlassung unserer ersten Begegnung eine höchst traurige war, und mir zugleich die unangenehme Pflicht auferlegte, mich Ihren Wünschen widersetzen zu müssen. Wir sahen uns zuerst in der Nähe des Schlachtfeldes an der Alma, als ich eben unsern verwundeten Capitain, den Fürsten Trubetzkoi, einem Arzte übergab, um weiter für ihn zu sorgen, nachdem wir ihn aus dem Getümmel des Kampfes gerettet hatten. Ich commandirte als Corporal die Compagnie, welche alle ihre Offiziere verloren

hatte, und durfte mich Ihren Wünschen, den verwundeten Fürsten in Ihre Obhut zu nehmen, leider nicht willfährig zeigen.“

Jetzt schwebte die ganze Scene wieder lebendig vor Olga's Augen, und es bedurfte keiner weiteren Andeutung, um ihre Erinnerung zu wecken. Zugleich aber fühlte sie sich auch beschämt, als sie der offenbar beleidigenden Behandlung gedachte, welche sie dem Corporal Krasinsky bei jener Gelegenheit hatte zu Theil werden lassen. Mit der Miene einer schmerzlich Bereuenden bat sie ihn um Verzeihung, nahm aber auch zugleich den Vortheil wahr, der sich ihr dabei darbot, indem sie ihm, gleichsam um ihren Fehler zu verbessern, eine um so lebhaftere Aufmerksamkeit und Achtung widmete.

Auch war, nachdem Stanislaus erklärt hatte, daß er ihr nie, wegen ihrer Aeußerungen, die sie in der Aufregung des Schmerzes ausgestoßen, gezürnt, also auch nichts zu verzeihen habe, die Unterhaltung eine lebendigere und vertraulichere geworden, und hatte wohl bereits eine Stunde lang gedauert, als sich der junge Lieutenant erst wieder erhob und verabschiedete. Doch entließ sie ihn nicht, bis er versprochen hatte seinen Besuch recht fleißig zu wiederholen.

Als sie sich aber allein befand, erschien sie wieder wie umgewandelt. Jede Spur von Schmerz und Trauer war aus ihren Zügen verschwunden, und aus ihren dunkeln Augen, welche keine Thräne mehr verschleierte, blitzte wieder der unheimliche Strahl einer wilden Leidenschaft, eines glühenden Verlangens, hervor. Dieses Feuer aber, welches verzehrend in ihrem hochwallenden

Busen emporloderte, hatte Stanislaus unwissentlich in ihr entzündet. Zurückgelehnt in die Causseuse, mit halbgeschlossenen Augen und lächelndem Munde, stellte sie Vergleichungen an zwischen den mehr weiblichen Reizen ihres Secretairs und der kraftvollen, männlichen Schönheit des Lieutenants, welche entschieden zu Gunsten des Letzteren ausfielen, wobei sie diesem auch noch ein bedeutendes Uebergewicht durch seine hochgräfliche Geburt zugestand. Hatte ihr leicht entzündliches Herz aber einmal eine solche Wahl getroffen, so ließ sie auch kein Mittel unversucht sich des Gewählten ganz zu bemächtigen, und so waren auch schon von jenem Augenblicke an alle ihre Gedanken lebhaft mit dem Plane beschäftigt, den jungen Grafen Krasinsky zu ihrem Sclaven zu machen. Der arme Georgewitsch aber, war plötzlich so tief in ihrer Gunst gesunken, daß sie ihm, als er später wieder zu ihr eintrat, mit kaltem Hohne den Bescheid gab, daß sie ihn durchaus nicht hindern wolle, sich der leidenden Menschheit zu widmen und deshalb auch gegen seine Entlassung nichts einzuwenden habe.

War es nun der verletzende Ton, in welchem sie diese Worte zu ihm sprach, oder ein anderes Gefühl, welches sich plötzlich seiner bemächtigte — kurz, Georgewitsch schied in großer Aufregung von ihr und verließ wenige Minuten später schon ihr Haus.

Stanislaus kehrte mit seltsamen Gefühlen in die Caserne zurück, in welcher sein Regiment lag. Er hatte geglaubt, in der Generalin Tschernokoff eine Kokette gewöhnlichen Schlags zu finden, und war durch ihre Verstellungskunst so getäuscht worden, daß er ihr wirk-

lich ein innigeres Gefühl zutraute und sich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte. Ihre blendende Schönheit, welche sie mit dem Schleier einer wahren Trauer zu umhüllen gewußt hatte, konnte zwar die Treue, welche er seiner ersten und einzigen Liebe bewahrte, nicht erschüttern, doch hatte sie sein Herz doch wenigstens in soweit bestochen, daß er ihre Vergehungen und Schwächen milder richtete, und den Fürsten Trubetzkoi zu entschuldigen begann, daß er sich hatte hinreißen lassen ihr seine Huldigungen darzubringen, obgleich sie durch ein eheliches Verhältniß bereits gebunden war. Er gestand sich selbst ein, daß er ihr seine lebhafte Theilnahme nicht versagen könne, war jedoch fest entschlossen sich mit ihr in keine innigere Verbindung einzulassen, als wozu er sich durch Annahme des Auftrages, den ihm der Sterbende ertheilt hatte, verpflichtet fühlte. Deshalb fühlte er sich auch durch die Unterredung, die er mit ihr gehabt, auf das Angenehmste angesprochen, doch keineswegs in seinem Innern beunruhigt.

Als er in den weiten Hof der Caserne, der rings mit hohen Mauern umschlossen war, eintrat, schallte ihm ein tobender Lärm von zornigen Stimmen entgegen, und es drangen meuterische Ausrufungen an sein Ohr, die ihn in Besorgniß versetzten, welche immer höher stieg, als er bemerkte, daß sie von seiner Compagnie ausgingen, welche unter Gewehr im Hofraume aufgestellt war. In einiger Entfernung sah er den neueingesetzten Capitain, Graf Tortschin stehen, bleich, mit sichtbar verhaltener Wuth, den gezogenen Degen in der Hand und umgeben von den übrigen Offizieren.

Was Stanislaus längst schon befürchtet hatte, war zur Wahrheit geworden. Die Compagnie hatte dem Capitain, welcher gleich bei seinem ersten Auftreten sich unbeliebt gemacht, und später durch die maßloseste Strenge und durch allerlei Quälereien im Dienste, geradezu verhaßt geworden war, den Gehorsam verweigert. Er hatte sie verurtheilt drei Stunden lang zur Strafe im Casernenhofe zu exerciren, weil einige seiner Leute ihm am vergangenen Abende nachgerufen hatten: „Manschetten-Capitain!“ Im Dunkeln war es ihm nicht möglich gewesen, die Schuldigen zu entdecken und als er am nächsten Morgen die Compagnie aufmarschiren ließ, um Untersuchung zu halten, leugneten Alle und Keiner verrieth den Andern. Es beliebte darauf dem Capitain, für das Vergehen Weniger Alle büßen zu lassen und deshalb befahl er ein dreistündiges Strafexerciren, dem sich aber die ganze Compagnie widersetzte, indem sie dem Commandoworte ihrer Vorgesetzten keine Folge leistete, und erst in ein dumpfes Murren, dann aber gar in laute, wilde Ausrufungen und Drohungen ausbrach.

Gerade in diesem Momente trat der Lieutenant Krasinsky in den Hof ein und kaum hatten ihn seine Leute erblickt, als sie ihm ein donnerndes Hurrah! entgegen brüllten, welches ihn auf das Unangenehmste berührte; denn es konnte den Anschein haben, als sympathisire er mit den Meuterern und habe sie zu ihrer Widersetzlichkeit veranlaßt. Er gebot ihnen deshalb auch, mit einer Strenge, welche er nur selten anwendete, Schweigen und verbat sich sehr energisch, für jetzt und in Zukunft, alle ähnlichen Demonstrationen zu seinen

Gunsten. Dann trat er zu den Offizieren und fragte nach der Ursache dieser aufrührerischen Bewegung, denn die Vorgänge, durch welche sie hervorgerufen worden, waren ihm unbekannt geblieben. Die Lieutenants aber wendeten sich von ihm ab, ohne ihm zu antworten; der Capitain jedoch trat auf ihn zu, maaß ihn mit zornfunkelnden Blicken und sprach zu ihm: „Sie fragen noch? Und doch sind Sie es ganz allein, der mir meine Compagnie verdorben in Grund und Boden und mir die Leute abspenstig gemacht hat.“

Stanislaus zuckte zusammen, als er diesen schweren Vorwurf vernahm, als ob er eine Wunde erhalten hätte; allein er bedachte noch zeitig genug, daß er sich gegen seinen Vorgesetzten keine harte Entgegnung erlauben dürfe, und erwiderte deshalb, wenn auch mit bebender Stimme, doch in bescheidenem Tone: „Darf ich um nähere Erklärung der Thatsachen bitten, auf welche Sie den ungerechten Vorwurf, den Sie mir machen, begründen?“

„Nein, das dürfen Sie nicht bitten, Herr Lieutenant!“ schrie ihm Tortschin zu, in den heftigsten Zorn ausbrechend. „Sie haben keine Erklärung von mir zu fordern und wenn ich Ihnen Vorwürfe mache, so haben Sie sie schweigend hinzunehmen und dürfen sich überzeugt halten, daß ich sie jederzeit zu begründen wissen werde; aber wahrlich nicht gegen Sie, sondern gegen meine Vorgesetzten.“

„Dann freilich bleibt mir nichts übrig;“ antwortete Stanislaus; „als mich bei dem Chef unseres Regimentes zu beschweren und eine förmliche Untersuchung des mir angeschuldigten Vergehens zu beantragen.“ Er zog sich

hierauf von der Offiziergruppe, unter welcher sich kein Einziger befand, den er bisher eines vertrauteren Umganges gewürdigt hatte, zurück, blieb aber in der Nähe stehen, um das Ende der drohenden Bewegung abzuwarten.

Der Capitain trat jetzt vor, und nachdem er die Leute mit den rohesten Schimpfreden gescholten hatte, befahl er ihnen augenblicklich die Waffen niederzulegen und sich von den Sergeanten und Corporalen, welche an der Widersetzlichkeit keinen Theil genommen hatten, als Arrestanten hinwegführen zu lassen. Doch vergeblich wiederholte er seinen Befehl, kein Einziger leistete ihm Folge.

Zähneknirschend trat er zu den Offizieren zurück, und Stanislaus, welcher wohl einsah, daß jetzt strengere, gewaltsame Maßregeln gegen die Meuterer, unter welchen sich jedoch so viele brave, tapfere Soldaten befanden, ergriffen werden würden, vor welchen er sie gerne bewahren wollte, trat jetzt wieder näher zu Tortschin und sprach bescheiden zu ihm: „Erlauben Sie, Herr Capitain, ehe Sie zum Aeußersten schreiten, daß ich ein paar Worte zu den Leuten spreche; vielleicht gelingt es mir sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen.“ Doch in seinem Eifer Unheil zu verhüten, hatte er nicht daran gedacht, daß er seinen Vorgesetzten empfindlich beleidigte, indem er sich eine größere Gewalt über die Compagnie zutraute, als Jener selbst genoß. Und Tortschin fühlte sich auch wirklich so schwer dadurch beleidigt, daß er ihm einen wüthenden Blick zuwarf, und ihm schäumend vor Zorn, zurief: „Wagen Sie es nicht, sich in meine Angelegenheiten zu mischen und bilden Sie sich nicht ein, daß

ich Ihres Einflusses bedarf, um meinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Ich werde meinen Willen durchsetzen und müßte ich die ganze Compagnie füseliren lassen."

In demselben Augenblicke öffnete sich ein großes Flügelthor der Caserne, und ein ganzes Bataillon des Regiments Michael, welches sich in den beiden großen Exercierſälen versammelt und aufgestellt hatte, marschirte unter Trommelschlag, und mit dem Obristen Raslow an der Spitze, heraus und umzingelte die meuterische Compagnie. Sobald „Halt!" commandirt worden war, ließ der Obrist laden und die Gewehre wieder aufnehmen. Dann befahl er den Widerspenstigen die Waffen niederzulegen und sich ohne den geringsten Widerstand arretiren zu lassen.

Einige Augenblicke lang herrschte Todtenstille im weiten Kreise; aber die rebellische Compagnie war offenbar eingeschüchtert, und kein Einziger wagte es, sich gegen die Uebermacht aufzulehnen, die ihnen drohend gegenüber stand. Zuerst legten Einzelne ihre Muskete und ihr Seitengewehr nieder, dann folgten Mehrere und endlich Alle diesem Beispiele der Unterwerfung, und wenige Minuten später ließen sie sich sämmtlich in kleinern Abtheilungen abführen, um in die Gefängnisse eingesperrt zu werden und einem schwereren Strafgerichte entgegen zu sehen.

Trotz der strengen Mannszucht, finden solche Meutereien in der russischen Armee nicht so selten statt, als man vielleicht glauben möchte; doch werden sie fast immer durch gewaltsame Maßregeln unterdrückt, ehe sie zum Ausbruche kommen, und durch die härtesten Strafen geahndet.

Nachdem Alles vorüber und die Ruhe wieder hergestellt war, näherte sich der Lieutenant Krasinsky dem Obristen und bat um eine kurze Unterredung. Sie wurde ihm bewilligt und er brachte, der Wahrheit gemäß, seine Beschwerde gegen den Capitain Tortschin vor, in Betreff der harten Vorwürfe, die er von diesem hatte erdulden müssen, und ersuchte um ein Kriegsgericht, vor dem er sich rechtfertigen könne.

Mit mißtrauischer Miene hörte ihn der Obrist an und erklärte ihm dann kalt: er möge seine Beschwerde vor demselben Kriegsgerichte vorbringen, welches zur Verurtheilung der Meuterer niedergesetzt werden würde. Dann wendete er ihm den Rücken zu und führte sein Bataillon in die Caserne zurück.

Durch diesen Vorfall waren die Dienstverhältnisse Krasinsky's, welche sich eben erst durch seine Erhebung zum Offizier aufgeklärt hatten, wieder bedeutend getrübt worden; ja, er konnte es sich nicht verhehlen, daß ihn wieder neue Gefahren umringten. Schon längst hatte er bemerkt, daß seine Kameraden vom Offizier-Corps sich theils mißtrauisch von ihm zurückzogen, sich theils ihm nur näherten, um ihn auszuforschen, oder alle seine Schritte zu bewachen. Deshalb hatte er sich auch vorgenommen sich ganz zurückgezogen zu halten, doch sein ganzes Thun und Treiben offen darzulegen, um dem Verdachte zu begegnen, daß er Heimlichkeiten verberge. Da sich die Soldaten der Compagnie, zu welcher er gehörte, in Arrest befanden, so war er auch mehrere Tage lang fast von allen Dienstgeschäften befreit, und da er wenig Neigung fühlte sich den Trinkgelagen und

der dabei herrschenden lärmenden und wenig geistreichen Unterhaltung seiner Kameraden anzuschließen, glaubte er den Ueberfluß seiner Mußestunden nicht besser benutzen zu können, als wenn er einen Theil derselben der Generalin Tschernokoff widmete. Schon in den nächsten Tagen hatte er seine Besuche häufiger bei ihr wiederholt, als es die gesellschaftlichen Formen eigentlich erlaubten; doch glaubte er dieselben unter den besondern Umständen, die ihn zu ihr geführt, nicht so genau beobachten zu dürfen. Sie stand ja fremd, einsam und verlassen in der belagerten Festung, und es erschien ihm nur als eine Pflicht der Humanität, sich ihrer anzunehmen und die düstern Trauergedanken, in welche er sie versenkt glaubte, durch eine erheiternde Unterhaltung von ihr abzulenken.

Sie empfing ihn auch stets mit der größten Freundlichkeit, und wußte ihm ihre Dankbarkeit für die Aufmerksamkeit, die er ihr widmete, nicht lebhaft genug auszudrücken; ja, sie gestand ihm offen ein, daß seine Gegenwart stets einen beruhigenden Eindruck auf sie ausübe, und daß seine herzlichen Trostesworte bereits die düstre Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigt, zerstreut, und in eine mildere Trauer verwandelt hätten. Mit einer seltenen Verstellungskunst wußte sie den sonst so scharfblickenden, jungen Mann zu täuschen, und indem sie ihn wiederholt bat, sie wie eine unglückliche Schwester, welcher das Schicksal eine schwere Wunde geschlagen habe, zu betrachten, gab sie sich zugleich das Recht, einen vertraulicheren Ton gegen ihn anzuschlagen, in welchen er bald unwillkürlich mit einstimmte, weil

er ihn für ungekünstelt hielt. Sie erinnerte sich in Warschau mit seiner Mutter in Gesellschaften zusammengetroffen zu sein, und da sie wußte, daß er diese mit wahrhafter Begeisterung liebte und verehrte, erschöpfte sie sich im Lobe derselben, und suchte ihn dadurch zu Mittheilungen aus seinem Familienleben zu verleiten, was ihr auch gelang. Denn er hatte ja in seiner neuen Lebensstellung, außer seinem Freunde, dem Doctor Heiter und seinem alten Dominik, noch Niemand gefunden, mit welchem er über seine eignen Angelegenheiten ein vertrauliches Wort hätte wechseln können. So erfuhr sie denn auch bald, wenigstens andeutungsweise die Ursache, die ihn in seine gegenwärtige Lage versetzt und auf den Kriegsschauplatz geführt hatte und ihr speculativer Geist wußte auch sogleich diese Mittheilung für die Förderung ihres Planes, ihn gänzlich an sich zu ziehen, zu benutzen. Als Gattin eines Generals war sie mit den militairischen Verhältnissen ihres Vaterlandes ziemlich vertraut und konnte leicht ermessen, daß er sich in seiner gegenwärtigen Lage nicht wohl fühlen könne, daß er die Fesseln eines Subalterndienstes und das Mißtrauen, das ihn von allen Seiten umgab, schmerzlich empfinden müsse. Deshalb beschloß sie auch ihren ganzen Einfluß aufzubieten, dessen sie sich als Wittwe eines sehr geachteten Generals und als schöne Frau bewußt war, um ihn aus seiner untergeordneten Stellung zu einem höheren militairischen Grade zu erheben, und das auf ihm lastende Mißtrauen möglichst zu verscheuchen. Sie glaubte dadurch nicht allein seine Dankbarkeit, sondern auch noch ein heißeres Gefühl für sich zu

erwecken, und zugleich in den Augen der Welt ihre Wahl zu rechtfertigen, die sie durchaus nicht zu verhehlen gedachte, die aber, so lange Krasinsky einfacher Lieutenant blieb, doch von vielen Seiten Mißbilligung gefunden haben würde.

So plauderten sie oft zusammen, bis zu später Abendstunde, welche freilich kaum schicklich erschien zu den Besuchen eines jungen Mannes, bei einer ganz alleinstehenden jungen Wittwe, wenn sie nicht ein innigeres Band verknüpfte. Oft aber, wenn er das Hotel verließ, bemerkte er die Gestalt eines jungen Mannes, welcher in einen Mantel gehüllt, vor dem großen Thorwege schon seit geraumer Zeit auf und nieder gegangen war, und regelmäßig beim Heraustreten Krasinsky's sich seufzend abwendete und in einer nahegelegenen Straße verschwand. Der Letztere aber achtete wenig auf ihn und begab sich gewöhnlich in tiefe Gedanken verloren, in seine Kaserne zurück.

Bis jetzt hatte sich die Generalin Tschernokoff von der höheren Gesellschaft Sebastopols entfernt gehalten, obgleich sich mehrere ihr befreundete Familien dort befanden. Nun aber trat sie aus ihrer Zurückgezogenheit heraus und stattete Visiten ab in mehreren angesehenen Häusern, deren Besitzer größtentheils höhere Militairchargen bekleideten. Doch fand sie nicht überall eine günstige Aufnahme; denn das Gerücht ihres Verhältnisses mit dem Fürsten Trubetzkoi hatte sich auch bis hierher verbreitet, und ihr plötzliches Erscheinen in der belagerten Festung wurde als unleugbare Bestätigung betrachtet. Nur in dem Hause des Generals Miloffsky

fand eine Ausnahme statt; denn dieser alte Krieger hatte Olga als Kind gekannt und sie war mit seiner einzigen Tochter, die sich bei ihm befand, mehrere Jahre lang in einem Institute erzogen worden, wo Beide eine innige Freundschaft geschlossen hatten, die sich länger, als in der Regel Mädchenfreundschaften dauern, erhielt, da ihre Charaktere, Neigungen und Ansichten mit einander übereinstimmten. Der General aber, der sich ganz von seiner Tochter leiten ließ, konnte ihr gerade in der Ausführung ihres Planes, in Bezug auf Krasinsky am meisten nützen, da er Chef der Division war, zu welcher das Regiment Michael gehörte, und sie säumte auch nicht, theils durch directe Ansprache, theils durch seine Tochter, ihn für ihre Wünsche geneigt zu machen.

Indessen war die Voruntersuchung beendet und das Kriegsgericht zusammen getreten, um über die rebellische Compagnie abzuurtheilen. Man glaubte, mit der größten Strenge verfahren zu müssen, weil man sich im Kriegszustande befand, wo ein böses Beispiel die übelsten Folgen für die ganze Armee nach sich ziehen konnte; denn schon nach der Schlacht an der Alma waren die deutlichsten Zeichen der Demoralisation unter manchen Truppentheilen an das Licht getreten. Der Spruch des Kriegsgerichts lautete deshalb auch hart genug. Drei der Rädelsführer wurden zum Erschießen, zwanzig Andere zu harten Prügelstrafen verurtheilt und von den Uebrigen die Meisten unter Straffectionen gesteckt; der Compagnie aber wurde die Fahne wieder abgenommen, die ihr zum Lohne ihrer Tapferkeit zuerkannt worden war. Hierauf wurde es dem Lieutenant Stanislaus

Krasinsky gestattet, seine Klage gegen die Beschuldigungen, mit welchen ihn sein Capitain belastet hatte, vorzubringen und sich zu vertheidigen. Er that es mit der ruhigen Würde, welche ihm seine Unschuld verlieh und in so überzeugender Weise, daß die militairischen Richter, obwohl ihm kein Einziger derselben gewogen war, seine Schuldlosigkeit anerkennen mußten, da sich auch in der über die Soldaten verhängten Untersuchung nicht das Geringste gegen ihn ergab, was jene Beschuldigungen hätte rechtfertigen können. Doch mußte er sich mit der zweifelhaften Genugthuung begnügen, daß der Capitain Tortschin, welcher fast lauter Freunde unter den Beisitzern des Gerichts zählte, einen leichten Verweis erhielt, weil er die Beschuldigungen zwar voreilig ausgesprochen, aber doch durch seinen anerkannten Diensteifer zu entschuldigen sei. Die dringende Bitte, welche Stanislaus hierauf an das Gericht stellte, zu einem andern Regimente versetzt zu werden, wurde ihm jedoch entschieden verweigert. Der Capitain Tortschin aber warf ihm, als er sich hierauf entfernte, einen hämischen drohenden Blick nach, welcher es deutlich genug ausdrückte, daß er sich zu rächen wissen werde. Denn er fand sich nicht allein durch den, wenn auch leichten, Verweis empfindlich berührt, sondern hatte auch noch eine andere Ursache den jungen Polen zu hassen. Während der Fürst Trubetzkoi sein geheimes Verhältniß mit Olga geknüpft hatte, hatte auch er in Warschau eine glühende Leidenschaft für die schöne Frau gefaßt; doch waren seine Huldigungen stolz zurückgewiesen worden. Jetzt, seitdem sie sich in Sebastopol befand, hatte er es

noch nicht gewagt sich ihr wieder zu nähern, hatte aber zu seinem größten Mißvergnügen erfahren, daß der Lieutenant Krasinsky bei ihr ein- und ausgehe und allgemein für ihren begünstigten Liebhaber gelte.

Wenige Tage, nachdem das Kriegsgericht sein Urtheil über die Meuterer gesprochen hatte, wurde Stanislaus überrascht durch die Ordre: sich zu einer bestimmten Stunde zu seinem Divisionschef, dem General Miloffsky zu begeben, der ihn zu sprechen wünsche. Sein Erstaunen stieg aber noch höher, als ihn dieser Vorgesetzte, der noch nie ein Wort mit ihm gewechselt, auf das Freundlichste empfing und ihm anzeigte, daß er zum Regimente Minsk versetzt werden solle, und zwar, als Premier-Lieutenant. Es war ihm unbegreiflich, wie der General veranlaßt worden sein konnte, aus eignem Antriebe seinen sehnlichsten Wunsch zu gewähren, dessen Erfüllung ihm sowohl sein Obrist, als die Beisitzer des Kriegsgerichts so entschieden abgeschlagen hatten. Doch äußerte er seinen Dank lebhaft und entfernte sich bald darauf freudig bewegt. Als er jedoch vor dem reizenden Gärtchen, welches sich vor dem Hause des Generals befand, vorüberging, trat Olga aus der Veranda hervor, am Arme ihrer Freundin, der Tochter des Generals, und winkte ihm einzutreten. Er folgte ihrem Winke auch bereitwillig, um ihr die glückliche Botschaft mitzutheilen, die er so eben erhalten hatte; doch zu seiner größten Verwunderung mußte er erfahren, daß sie bereits von Allem unterrichtet sei; denn ehe er noch den Mund öffnen konnte, brachte sie ihm schon ihre Glückwünsche dar, zu seiner Versetzung und Rangerhöhung

und es bedurfte jetzt keiner Anstrengung seines Scharfsinnes mehr, um zu errathen, daß er ihrer Verwendung die günstige Aenderung seiner drückenden Verhältnisse zu danken habe. Seine Freude wurde dadurch allerdings etwas getrübt, und eine gewisse Beschämung bemächtigte sich seiner; denn sein edler Stolz fand sich verletzt durch den Gedanken, sich durch weiblichen Einfluß empor gehoben zu sehen. Da er sich indessen überzeugt hielt, daß Alles was Olga für ihn gethan, in der besten Absicht geschehen sei, um die freundliche Theilnahme, die er ihr gewidmet, zu erwidern; so hielt er sich auch verpflichtet, die unangenehmen Gefühle, die sich durch diese Entdeckung in ihm regten, zu unterdrücken und ihr in der wärmsten Weise seinen Dank auszusprechen. Sie lehnte diesen zwar mit einem bezaubernden Lächeln ab; doch widersprach sie mit keiner Sylbe seiner allerdings richtigen Vermuthung, daß sie ihm als Fürsprecherin beim Generale gedient habe.

Wenige Tage nach diesem Ereignisse, als er bereits in das Regiment Minsk eingetreten war, wo er eine freundlichere Stellung und angenehmere kameradschaftliche Verhältnisse fand, weil sich unter den Offizieren mehrere Polen befanden, die ihn herzlich unter sich willkommen hießen; begab er sich in das Quartier seines vormaligen Capitains, des Grafen Tortschin und ließ ihn um eine Unterredung unter vier Augen ersuchen.

Der Graf empfing ihn mit jener kalten, hämischen Höflichkeit, welche oft mehr beleidigt als Grobheit, und ehe Jener noch sein Anliegen vorgebracht hatte, rief er ihm schon entgegen: „Ich kann mir schon denken, was

Sie zu mir führt. Sie betrachten den Verweis, der mir ertheilt wurde, und den ich in der That bereits abgeschüttelt habe, nicht für genügend und kommen vielleicht in der Absicht, eine andere Genugthuung von mir zu fordern, da Sie nicht mehr im Regimente Michael dienen. Doch machen Sie das mit dem Kriegsgerichte aus; denn ich sage Ihnen im Voraus, daß ich mich auf nichts einlassen werde."

„Sie werden sich auf das, was ich von Ihnen zu fordern habe, einlassen müssen;" entgegnete Stanislaus ruhig, aber entschieden. „Auch befinden Sie sich in einem Irrthume, wenn Sie glauben, ich käme in meinen eignen Angelegenheiten zu Ihnen. Die Beleidigung, welche Sie mir durch Ihre unwahren Beschuldigungen zuzufügen gedachten, konnten mich schon deshalb nicht treffen, weil ich eben vom Lager eines Sterbenden kam, der mir die Versicherung gab, daß Sie Ihre eigne Ehre bereits mit Füßen getreten hätten."

„Sie wagen es, hierher zu kommen, um mich zu beleidigen?" fuhr der Capitain auf.

„Ich glaube nicht, daß ich etwas dabei wage;" sprach Stanislaus in seinem gemessenen, nachdrücklichen Tone weiter. „Der Sterbende war der Fürst Trubetzkoi und er beehrte mich mit einem heiligen Vermächtnisse, indem er mich beauftragte Genugthuung von Ihnen zu fordern, für eine ehrlose, feige, niederträchtige Handlung, durch die Sie Ihren Adel geschändet und sich zum niedrigsten Verbrechen herabgewürdigt haben. Ich brauche Ihnen nur den Namen Constantia Alberti zu nennen —"

„Constantia Alberti!“ unterbrach ihn Tortschin erbleichend und wankte mehrere Schritte zurück. Dieser Name schien einen niederschmetternden Eindruck auf ihn hervorgerufen zu haben, denn er mußte sich mit den krampfhaft geballten Fäusten auf einen Tisch stützen, der ihm zur Seite stand. „Und was wissen Sie von diesem Märchen?“ fuhr er, indem er nach Fassung rang, mit bebender Stimme fort.

„Ein so edler Mann, wie der Fürst Trubetzkoi war;“ erwiderte Stanislaus mit einem Blicke der Verachtung auf seinen Gegner; „pflegt in seiner Sterbestunde keine Märchen zu erzählen. Deshalb bemühen Sie sich nicht eine Thatsache zu leugnen, die zum Himmel schreit.“

Es war indessen dem Capitain wirklich gelungen, seine Fassung wieder zu gewinnen und mit einem Ausdrucke des Hohnes in seinen Zügen, durch den er den jungen Mann zu einer übereilten Handlung des Zornes hinzureißen gedachte, welche ihm einen Vorwand verleihen sollte, ihn auf der Stelle verhaften zu lassen, versetzte er: „Sie scheinen auf dem besten Wege zu sein, sich vor dem ganzen Offiziercorps lächerlich zu machen, indem Sie sich zum Ritter der unglücklichen, hinterlassenen Geliebten des Fürsten Trubetzkoi aufwerfen, deren Zahl Legion sein soll. Mir scheint, Sie hätten bereits genug zu thun, mit den Aufmerksamkeiten, die Sie der Generalin Olga Tschernokoff widmen, und Sie brauchten sich wahrlich nicht auch noch um die überspannte Geisterseherin Constantia zu kümmern.“

Diese Worte erregten allerdings einen Sturm des

Zornes in Krasinsky's Brust und hätte er dem hämischen Lästerer frei, ohne die Fesseln der militairischen Subordination gegenüber gestanden, hätte er ihn wahrscheinlich niedergeschlagen. So aber unterdrückte er gewaltsam die aufgährende Wuth in seinem Innern, und entgegnete ihm nur mit stolzer Verachtung: „Sie sind noch elender als ich glaubte; denn Sie versuchen Ihr unglückliches Opfer noch zu schmähen. Lassen Sie uns diese Unterredung schnell beendigen. Sie kennen meine Forderung; ich erwarte Ihre Antwort."

„Nein, ich kenne Ihre Forderung nicht, und wünschte, daß Sie sich endlich deutlicher erklärten;" bemerkte der Capitain.

„Ich fordere, daß Sie sich mit mir schlagen auf Tod und Leben, und hoffe Sie zu züchtigen für die niederträchtige Schmach, die Sie der armen Constantia zugefügt haben;" antwortete Stanislaus. „Zur weiteren Besprechung unseres Zweikampfes werde ich Ihnen meinen Secundanten senden; und damit betrachte ich unsere Unterredung als beendet."

Er wollte sich hierauf zurückziehen; doch der Capitain rief ihm ein „Halt!" zu und fuhr dann fort: „Sparen Sie sich die Mühe, mir Ihren Secundanten zu senden; denn ich erkläre Ihnen, daß ich mich nicht mit Ihnen schlagen werde. Sie kennen so gut als ich die strengen Duellmandate, während der Kriegszeit, und wir sind unser Blut und Leben unserm Kaiser schuldig, und dürfen es nicht um eines halbwahnsinnigen Mädchen willen auf's Spiel setzen. Nach beendigtem Kriege jedoch werde

ich mich Ihnen jederzeit stellen, und ich denke das muß Ihnen genügen."

Doch Stanislaus entgegnete: „Es genügt mir keineswegs und ich werde Sie zu zwingen wissen, meiner Forderung Folge zu leisten;" worauf er sich entfernte.

Mit einer Mischung von Zorn, Rachgier und Furcht, blickte ihm Tortschin nach und murmelte vor sich hin: „Es wird die höchste Zeit dieser Schlange den Kopf zu zertreten; ich darf nicht länger säumen."

VIII.

In der frühesten Morgenstunde des 17. Octobers begann das Bombardement auf die Festung Sebastopol. Wie graue Spukgestalten bewegten sich die Artilleristen im Morgennebel auf den Erdwällen und festen Thürmen der Stadt und ehe ihnen noch die Sonne dazu leuchtete, begannen die Russen ihr Feuer aus mehr als hundert Kanonen zugleich.

Indessen näherte sich die Flotte der Verbündeten dem versperrten Hafen so viel als möglich, und als der Tag zu grauen begann, wurden auf der ganzen befestigten Linie der Belagerer die Schießscharten, die bis dahin sorgfältig verdeckt gewesen waren, aufgehauen, und die Engländer zeigten 70, die Franzosen 49 drohende Feuerschlünde, deren eherner Mund den Geschützesdonner der Russen laut beantworten sollte. Gegen sieben Uhr Morgens gaben drei englische Mörser das

verabredete Signal dazu und plötzlich brach der furchtbarste Donner los, welcher jemals die Erde erschütterte. Es war ein so gewaltiges Getön, ein unablässiges Brüllen und Rollen, als ob hundert schwere Gewitter auf einem Punkte sich vereinigt hätten, sich zu entladen unter dem betäubendsten Lärmen, der jemals gehört wurde. Bald aber sah man weiter nichts mehr, als eine dichte, lang hingestreckte, schwarze Dampfwolke auf beiden Seiten, aus welcher Blitz auf Blitz hervorzuckte.

Aus der Rauchwolke auf der Seite der Russen tauchte trotzig, wie ein ungeheurer Riese, der runde, weiße Ostthurm auf, dessen Gipfel mit vier Kanonen besetzt war; während zugleich die Erdwerke unter ihm ihre Geschütze spielen ließen. Aber schon nach einer Stunde ließen die trefflichen Geschosse der Engländer ihre deutlichen Spuren an den Quadersteinen des Thurmes zurück und die wohlgezielten Bomben hatten auf dessen Höhe nicht allein drei der dort aufgestellten Kanonen demontirt, sondern auch die ganze Mannschaft niedergeschmettert, bis auf einen einzigen Artilleristen, welcher unbekümmert um die Gefahr, die ihn von allen Seiten umtoste, hartnäckig auf seinem Posten blieb und unter lauten Beifallsrufen seiner unten stehenden Kameraden, das vierte Geschütz immer und immer wieder lud und gegen die feindliche Linie donnern ließ. Doch der tapfere Bursche sollte bald das Opfer seiner heldenmüthigen Ausdauer werden; denn eben als er wieder lud, zerschmetterte eine Granate ihn und sein Geschütz unter furchtbarem Geprassel, und als die dunkle Rauchwolke sich verzogen hatte, sah man den Lauf der Kanone,

in seltsamer Lage gen Himmel gerichtet, der wackere Artillerist aber lag bereits starr am Boden und hatte sein Leben rasch ausgehaucht. An andern Punkten der Festung aber sah man die Kanoniere weniger Muth entwickeln und man bemerkte deutlich, wie sie von ihren Geschützen entflohen und sich hinter die Brüstungen zu verstecken suchten, bis sie von ihren Offizieren mit flachen Säbelhieben wieder auf ihre Posten zurückgetrieben wurden. So zeigte sich das Feuer der Russen, schon nach Verlauf einer Stunde, weit schwächer, als zu Anfang. Auch die rechte Flanke des Redan ließ in ihrem Eifer merklich nach und für den Rest des Tages war nur noch ein einziges Geschütz rechts, auf dem vorspringenden Winkel dieser Batterie, im Stande, den brittischen Kanonen zu antworten. Die Aussicht jedoch, bedeutende Vortheile an diesem Tage zu erlangen, wurde durch unerwartete Unfälle gestört. Eine russische Bombe schlug in das Pulvermagazin der französischen Hauptbatterie ein, dessen furchtbare Explosion die Geschütze nebst einem Theil der Brustwehr zerstörte und zweiundvierzig Mann tödtete, oder verwundete. Kurze Zeit darauf ereignete sich eine nicht weniger schreckliche Explosion in der von der Marine bedienten Batterie, welche ihre ganze Angriffslinie vollständig kampfunfähig machte. Die Franzosen mußten hierauf, mit Ausnahme weniger Geschütze, ihr Feuer einstellen. Die Engländer fuhren jedoch tapfer fort in ihrem Bombardement, und gegen Mittag nahm auch die vereinigte Flotte am Kampfe Theil, und nun erst erreichte der betäubende Donnerschall, der die Lüfte zerriß, eine Gewalt, die sich nicht beschreiben läßt.

Im Ganzen nahmen 26 Linienschiffe mit beinahe zweitausend Kanonen an dem Bombardement Theil; doch es zeigte sich leider bald, daß die Flotte wenig oder nichts auszurichten vermochte, da sie, um sich selbst vor Vernichtung zu schützen, nur in einer allzugroßen Entfernung gegen die Festung operiren konnte. Der Erfolg den sie erzielte, stand durchaus in keinem Verhältnisse zu dem bedeutenden Schaden, den sie erlitt. Gegen drei Uhr Nachmittags gelang es den Engländern, eine Bombe aus ihrer Lancaster-Batterie, in das Magazin des großen Redan zu werfen, worauf eine grauenvolle Explosion erfolgte. Ganz Sebastopol wankte und erzitterte, wie bei einem Erdbeben und als die Rauch- und Staubwolken sich verzogen hatten, konnte man im Lager der Verbündeten deutlich bemerken, daß der größte Theil des sternförmigen Walles weggerissen war und daß an der Stelle, wo die größte Redoute gestanden, sich nur noch eine schwarze, kesselartige Höhle zeigte. Um sieben Uhr Abends endlich hörte das Bombardement auf allen Punkten auf, und der Erfolg war für die Verbündeten eben nicht tröstlich; denn sie mußten bekennen, daß sie den günstigsten Augenblick die Festung zu überrumpeln versäumt, daß sie dem Feinde viel zu viel Zeit gegönnt, sich zu waffnen und zu befestigen, und daß jetzt nur noch eine regelmäßige Belagerung sie zum Ziele führen könne. Die Russen aber jubelten; denn sie hatten sich überzeugt, daß die Verbündeten, trotz des höheren Grades der Kriegskunst, der sich ihnen nicht absprechen ließ, und trotz ihrer größtentheils weit vortrefflicheren Waffen, doch gegen den gepanzerten

Riesen des schwarzen Meeres wenig oder nichts hatten ausrichten können. Deshalb steigerte sich auch der Muth und die Hoffnung der Russen, Sebastopol halten zu können, mit jedem Tage und das furchtbare Bombardement hatte eigentlich nur dazu beigetragen, die trübe Stimmung, welche bisher geherrscht hatte, zu verscheuchen. Doch war dies nur in den militairischen Kreisen der Fall, während im Bürgerstande noch immer die größten Besorgnisse herrschten, die sich aber freilich kaum laut zu äußern wagten. Viele Einwohner hatten ihre Frauen und Kinder bereits aus der belagerten Stadt entfernt, weil sie dieselben dort nicht mehr für sicher hielten; mehrere waren denselben, nachdem sie ihre Habe so viel als möglich aus der Festung gerettet, nachgefolgt und hatten ihre Häuser verschlossen. Das Gouvernement hatte sogar diese Auszüge unterstützt, um bei seinen militairischen Operationen, jeder Rücksichtsnahme auf die wehrlosen Bewohner der Festung überhoben zu sein. Größtentheils nur diejenigen Handwerker, deren geschäftliche Thätigkeit die Armeeverwaltung vielleicht späterhin zum Besten der Besatzung benutzen zu können hoffte, waren zurückbehalten worden.

Indessen war der Verlust der Russen, den sie am ersten Tage des Bombardements erlitten hatten, bedeutend genug, um ihre Freude sich nicht bis zum lauten Jubel steigern zu lassen. Es waren während dieses heißen Tages 5—600 Mann theils getödtet, theils verwundet worden, und unter den Ersteren befanden sich einige verdienstvolle Offiziere. Der Admiral und Generaladjutant Korniloff, welcher die Bastion No. 3 unter



seiner Leitung hatte errichten, und mit seiner Schiffsmannschaft besetzen lassen, trat am Nachmittage eben unter dem Porticus des Theaters hervor, wo er eilig einen Befehl niedergeschrieben hatte, den er einem Adjutanten eben übergeben wollte, als eine Bombe niedersauste und ihm das rechte Bein wegriß. An Rettung war nicht zu denken und obgleich ärztliche Hülfe herbeieilte, gab er doch seinen Geist auf, unter den Händen der Aerzte. Er fand seinen Tod Angesichts des Kaffeehauses, vor welchem er erst vor wenigen Tagen, im Kreise seiner Kameraden, die Todesahnung empfangen hatte. Fast um dieselbe Zeit wurde auch der Obrist Eichstädt, welcher die Artillerie einer Schanze commandirte, durch eine englische Kanonenkugel getödtet, und so waren die fünf frohen Zecher, welche an jenem Abende, wo die Nachricht von dem Anrücken der verbündeten Truppen so große Aufregung in der Festung erzeugte, vor dem Theater-Caffeehause saßen, und in ihrem Toaste auf Sieg und Leben, durch das Zerspringen ihrer Gläser gestört wurden, sämmtlich in kurzer Zeit nach einander hingerafft worden; denn der Fürst Trubetzkoi, Graf Galloschkin und der alte Major Tuschkin ruheten bereits in kühler Erde.

Das Bombardement wurde, wenn auch mit Unterbrechungen und geringerem Eifer, nicht allein in den nächsten Tagen, sondern auch während der Nacht fortgesetzt und erhielt die Truppen der belagerten Festung fast immerwährend in Allarm. Wie feurige Ungeheuer sah man die Bomben am nächtlichen Himmel auftauchen und sich in weiten Bogen niedersenken, auf die der Ver-

nichtung geweihte Stadt, um Unheil anzurichten. Mehrere Häuser waren auch bereits in Brand gerathen und die Unsicherheit auf den Straßen und selbst in den Wohnungen wurde immer größer. Deshalb hatte auch der alte General Miloffsky seine Tochter endlich durch die dringendsten Vorstellungen der immer steigenden Gefahr bewogen, sich nach den nördlichen Werken der Festung zu begeben, bis wohin die Geschütze der Feinde nicht reichten. Doch war es ihrer Ueberredung, wie ihren Bitten nicht gelungen, auch ihre Freundin, die Generalin Tschernokoff zu bewegen, ihr dorthin zu folgen. Olga hatte im Stillen den festen Entschluß gefaßt jeder Gefahr zu trotzen, und so lange es nur irgend noch möglich sei, nicht aus der Nähe Stanislaus Krasinsky's zu weichen, denn die Flammen der Leidenschaft, die sie für ihn hegte, loderten mit jedem Tage mächtiger in ihrer Brust. Selbst seinen täglich wiederholten, immer dringenderen Bitten und Ermahnungen, sich in ein sicheres Asyl zu begeben, hatte sie mit einer Hartnäckigkeit widerstanden, die er sich kaum zu deuten wußte; denn noch immer ahnete er es nicht, welchen Sturm er in ihrem Herzen erregt hatte, weil er es nicht für möglich hielt, daß ihre Trauer um den Fürsten Trubetzkoi, die sie noch immer zur Schau trug, in so kurzer Zeit, einer neuen Liebe könne Raum vergönnt haben. Aber er hielt es um so mehr für seine Pflicht, ihr wie bisher seine Aufmerksamkeit zu bezeigen, und setzte deshalb auch, so oft es ihm seine Dienstverhältnisse nur erlaubten, seine Besuche bei ihr fort. So war er eines Abends, erschöpft von den Anstrengungen des Tages in sein Quartier

zurückgekehrt, als er dort einen Diener Olga's fand, der ihn erwartet hatte, um ihm die Meldung zu bringen, daß seine Gebieterin erkrankt sei und ihn bitten lasse, zu ihr zu kommen, wenn es sein Dienst nur irgend erlaubte.

Ohne daran zu denken, daß er selbst der Ruhe höchst nöthig bedürfe eilte er zu ihr, und wurde von ihrer Zofe augenblicklich in ihr Schlafcabinet geführt. Erst als er in dieses mit dem reizendsten Luxus ausgestattete, und durch den rosigen Schein mehrerer, mit rothen Gläsern bedeckten, Lampen erhellte Gemach eintrat, fühlte er die Unschicklichkeit seines Eindringens in dieses Cabinet, welches bisher seinen Blicken verschlossen geblieben war. Doch sich wieder zurückzuziehen, ohne sich überzeugt zu haben, ob ihr Zustand es wirklich rechtfertigte, daß sie ihn hatte hier herrufen lassen, erschien ihm lächerlich; denn er hatte sich stets über die kleinlichen Vorurtheile und Mißdeutungen der Welt hinwegzusetzen gewußt. Er nahete sich deshalb auch mit sichtbarer Theilnahme ihrem Bette, auf welchem sie in blendend weiße Decken eingehüllt, lag, in ein Negligée gekleidet, welches darauf berechnet schien, ihre Reize nur noch mehr hervortreten zu lassen. Doch bemerkte er keine Spur einer Krankheit an ihr, denn mit ihrem gewohnten, bezaubernden Lächeln streckte sie ihm die Hand entgegen und dankte ihm mit glühenden Worten und Blicken, daß er ihre Bitte erfüllt und ihrem Rufe gefolgt war. Zu der Verlegenheit, die sich seiner bemächtigt hatte, gesellte sich jetzt eine Verwirrung seiner Sinne, wie er sie nie empfunden. Alle seine Grund-

sätze schienen plötzlich durch den reizenden Anblick der schönen Wittwe und durch die verführerische Situation, in welcher er sie fand, vernichtet, und in einer Aufregung, wie sie dem Ausbruche einer Leidenschaft vorher zu gehen pflegt, drückte er die Hand, die sie ihm reichte, an seine Lippen und bedeckte sie mit heißen Küssen. Der Athem wollte ihm stocken in seiner hochwogenden Brust und stammelnd brachte er die Frage hervor, nach ihrem Befinden. Doch es bedurfte kaum der Antwort, die sie ihm noch immer lächelnd, und mit brennender Gluth auf den Wangen zuflüsterte, daß sie sich wieder vollkommen wohl fühle, und daß nur die Sehnsucht ihn zu sehen, sie krank gemacht habe.

Jetzt riß es plötzlich wie ein Schleier vor seinen Augen entzwei und er schaute hell bis in die verborgensten Tiefen ihres Herzens. Sie liebte ihn und Er — durfte er sie wieder lieben? Durfte er sich der wilden, jedem sittlichen Gefühle spottenden Leidenschaft hingeben, die sie in ihm zu entzünden strebte; ja, vielleicht schon entzündet zu haben glaubte? Doch ehe ihm seine Aufregung noch gestattete, diese Frage ruhig zu erwägen, fühlte er sich schon von ihren warmen, vollen Armen umschlungen und glühende Küsse brannten auf seinen Lippen und Wangen. Der Aufruhr seiner Sinne, das Erstaunen, die Bestürzung, in die er sich dadurch versetzt sah, waren so heftig, daß seine edleren Gefühle nicht vermochten einen männlichen Entschluß in ihm zu erzeugen. Er sah' nichts mehr als ihre blendenden Reize, er glaubte sich von einem verführerischen Traume befangen, aus dem er sich vergeblich bemühete zu erwachen,

und es schien ein Moment der Versuchung über ihn gekommen zu sein, dessen Macht er wohl schwerlich widerstanden haben würde.

Da geschah plötzlich ein furchtbarer Donnerschlag über seinem Haupte, ein ohrenbetäubendes Prasseln folgte und dann ein Krachen im Nebenzimmer, daß die Fenster zersprangen und das ganze Gebäude bis in seine Grundvesten erzitterte.

„Eine Bombe hat eingeschlagen!“ rief er entsetzt. Olga's Arme ließen wie gelähmt von seinem Nacken los und sie sank todtenbleich auf ihre Kissen zurück. Jetzt erst kehrte ihm seine Besinnung wieder und mit der Fassung, die er stets behauptete, in den drohendsten Gefahren, öffnete er die Thür, welche in das Nebenzimmer führte. Seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuscht. Ein erstickender Qualm drang ihm entgegen. Eine der größten Bomben hatte durch das Dach eingeschlagen und war in jenem Zimmer geplatzt. Ihre Explosion hatte aber nicht allein eine furchtbare Zerstörung angerichtet, sondern auch gezündet. Fast aus allen brennbaren Gegenständen loderten schon die hellen Flammen auf. Es war ein entsetzlicher Anblick und unten aus dem Hause herauf erschallte ein Geschrei des Schreckens und der Verzweiflung. Stanislaus schloß die Thür und eilte in das Schlafgemach zurück. Dort fand er Olga noch, wie er sie verlassen hatte, auf ihrem Lager ausgestreckt, besinnungslos, ohnmächtig. Obgleich sich jetzt schon die Schaam in ihm regte, daß er sich durch ihre Reize hatte blenden und betäuben lassen; obgleich er jetzt ihren Plan durchschaute ihn mit ihren

Fesseln zu umstricken, dachte er doch edel genug nicht eher an seine eigne Rettung zu denken, als bis er sie vor der drohenden Gefahr in Rauch und Flammen umzukommen, gesichert hatte. Das Prasseln des Feuers im Nebenzimmer verrieth ihm, daß der Brand sich ausdehnte. Es war keine Zeit zu verlieren; deshalb verschmähete er es auch fremde Hülfe herbeizurufen, hob die Ohnmächtige von ihrem Lager empor und trug sie rasch aus ihrem Schlafgemache, welches bereits mit Rauch erfüllt war. Von den schreienden und klagenden Menschen im Unterhause hatte sich noch Niemand herauf gewagt. Gleich der Thür des Schlafzimmers gegenüber stand auf dem Corridor, in eine Nische gedrückt, bleich und bebend ein junger Mensch. Er sah, wie Stanislaus die schöne Olga, im tiefsten Negligée, wie er sie aus dem Bette aufgerafft, vorübertrug, und so schnell als es ihm die Last erlaubte, die Treppe mit ihr hinabeilte. Es war Georgewitsch, der ehemalige Secretair der Generalin, welcher alle Schritte Krasinsky's zu überwachen schien. Ein herzzerreißendes Stöhnen drängte sich aus seiner Brust herauf, als er den jungen Mann aus dem Cabinet treten sah, in welchem er sich, seiner Berechnung nach, schon geraume Zeit befunden haben mußte, ganz allein mit ihr. Nur das vertrauteste Verhältniß konnte ihm ein Recht dazu gewähren.

Stanislaus aber bemerkte den Lauschenden nicht, er hörte im Vorübereilen den Wehlaut nicht, der über seine Lippen drang, und als er unten im Vorhause angekommen war, brachte er die Ohnmächtige in ein leeres Zimmer, welches ihm geöffnet wurde, legte sie dort

nieder und übergab sie ihren rathlos umherstehenden Dienerinnen, während er eiligst einen Arzt herbeirufen ließ.

Aber er war auch noch von einem andern Lauscher beobachtet worden. Der Capitain Tortschin hatte, wie gewöhnlich wenn es ihm der Dienst erlaubte, seinen Abend in dem Gastzimmer des Hotels zugebracht, welches die Generalin Tschernokoff bewohnte, und da er schon längst ein geheimes Einverständniß mit der Zofe derselben unterhielt, so hatte ihn diese bereits benachrichtigt, daß sie den Premierlieutenant Krasinsky habe in das Schlafgemach seiner Gebieterin führen müssen. Da er aber noch immer eine Leidenschaft für die schöne Wittwe nährte, obgleich sie seine Bewerbungen entschieden zurück gewiesen hatte, so erwachte auf's Neue die Eifersucht in ihm, gegen den, wie er glaubte glücklichen Nebenbuhler, den er aus mehr als einem Grunde haßte. Er beschloß deshalb seine Rückkehr abzuwarten, und ihm dann mit mehreren ihm gleichgesinnten Kameraden in höhnender Weise Gutenacht zu wünschen, um ihm anzudeuten, daß sein heimlicher Besuch zu so ungewöhnlicher Zeit und an so unschicklichem Orte, nicht unbemerkt geblieben sei. Der Einschlag der Bombe hatte nun freilich ihren Plan zerstört, aber ihnen zugleich einen Anblick gewährt, welcher ihnen einen sehr pikanten Stoff für die **Chronique scandaleuse** an ihrer Offiziertafel gab, denn als sie gesehen hatten, daß Stanislaus die ohnmächtige Generalin, im Negligée aus ihrem Schlafzimmer herabtrug, glaubten sie auch keinen Augenblick mehr daran zweifeln zu dürfen, daß zwischen

Beiden ein außerordentlich vertrautes Verhältniß stattfand, welches nicht allein Olga's Ruf auf's Neue befleckte; sondern auch einen trüben Schatten auf den sittlichen Werth des jungen Mannes warf.

Stanislaus aber dachte nicht an die Folgen und hämischen Deutungen, welche seine menschenfreundliche Handlung für ihn haben konnte. Sobald ein Arzt, welcher sich in der Nähe befunden hatte, herbeigeeilt war und seine Versuche begann, die Ohnmächtige wieder zu erwecken, zog er sich aus dem Zimmer zurück und ermuthigte den Wirth des Hauses und dessen Leute, die wie kopflos durcheinander liefen, an das Löschen des Brandes zu denken, stellte sich selbst an ihre Spitze, ordnete selbst Alles auf das Beste an, und so gelang es ihm, indem er eine rastlose Thätigkeit entwickelte, dem um sich greifenden Feuer bald Einhalt zu thun und wenigstens das Eigenthum der Generalin, welches sich außerhalb des brennenden Zimmers befand, zu retten.

Nachdem dies geschehen war, begab er sich wieder hinab, und nachdem ihm der Arzt, der ihm auf der Hausflur entgegen trat, die Versicherung gegeben hatte, daß es ihm gelungen sei die Ohnmächtige wieder in's Leben zu rufen, und daß sie sich den Umständen nach wohl befinde, verließ er das Hotel, ohne sie gesehen zu haben.

Georgewitsch hatte das Haus schon früher verlassen, mit dem schmerzlichen Ausrufe: „Er ist verloren!" Dann hatte er seinen Mantel fester um sich geschlagen, und war gesenkten Hauptes durch mehrere Straßen geschritten, bis er das Kloster der barmherzigen Schwe-

stern errichte. Dort klopfte er an und als die Pförtnerin ihm öffnete, verlangte er Schwester Constantia zu sprechen, worauf er eingelassen wurde. Er mußte jedoch geraume Zeit im Pförtnerzimmer harren; denn es wurde ihm gesagt, daß bereits ein anderer Besucher des Klosters die fromme Schwester zu sprechen begehrt, und daß dieser den Vorrang habe, sobald sie überhaupt geneigt sei Jemand vorzulassen, denn sie befinde sich eben in ihrem somnambulen Zustande. So verhielt es sich auch in der That und in dem kleinen Vorgemache, vor ihrer einfachen Zelle, saß auf dem einzigen, schlichten Strohstuhle, den es enthielt, ein hochgewachsener Mann in Civilkleidung, vom Kopfe bis zu den Füßen in einen dunkeln Mantel gehüllt und sein Gesicht unter einer schwarzen Maske verbergend. Obgleich er noch nicht lange hier harrte, schien er doch schon die Geduld verloren zu haben; denn einzelne Ausrufungen entschlüpften seinen Lippen und auf dem kleinen Tische von Föhrenholz trommelte er einen kriegerischen Marsch. Unter dem breitgekrämpten Hute, den er trug, drang graues Haar hervor und als er sich endlich erhob, um ungeduldig auf und nieder zu gehen, zeigte er eine fast steife, militairische Haltung. Endlich öffnete sich leise die Thür der Zelle und Mutter Renata, die Oberin des Klosters der barmherzigen Schwestern, trat heraus und sprach zu ihm: „Du darfst jetzt eintreten, aber tritt leise auf und vermeide jedes rauhe Wort, welches sie verletzen könnte und was sie Dir auch sagen mag, bedenke, daß sie sich im magnetischen Schlummer befindet, und daß in diesem Zustande ein fremder Geist aus ihr redet,

für dessen Aussprüche kein Sterblicher das Recht hat, sie verantwortlich zu machen."

Der Vermummte gab durch ein kurzes Kopfnicken zu erkennen, daß er sich den Vorschriften fügen wolle und trat in die Zelle. Es war ein ziemlich geräumiges, aber klösterliches Gemach, ohne allen Schmuck, mit einem einzigen Bogenfenster. Wände und Decke waren nur mit weißer Kalkfarbe überstrichen und außer einem einfachen Tische, einigen Strohstühlen und einer großen niedrigen und schwarz gemalten Truhe, die einem Sarge glich, waren keine Meublen zu schauen. An der Wand, welche sich dem Fenster gegenüber befand, stand eine schlichte Bettstelle, wie sie in Lazarethen üblich sind und hier lag auf harten Matratzen, in eine weiße, wollene Decke gehüllt, Constantia, ihr schönes, schlummerndes Haupt, auf einem Pfühl ruhend, welcher nur mit Moos ausgestopft war. Von der Decke hing eine kupferne Ampel herab, deren Flamme die Zelle nothdürftig erhellte.

Der Fremde war zum Lager getreten und der Anblick des reizenden, aber fast todtenbleichen Antlitzes schien einen tiefen Eindruck auf ihn hervorzurufen, den er aber gewaltsam zu unterdrücken strebte, denn in seiner hochfahrenden Weise flüsterte er der Mutter Renata zu: „Was soll das? Sie schläft ja! Wie kann sie mir antworten?"

„Nur ihr Körper schlummert, ihr Geist aber wacht;" entgegnete ihm die Oberin. „Frage sie, sie wird Dir antworten; mit geschlossenen Augen."

Doch eben als Jener den Mund öffnen wollte, zu einer Frage, bewegten sich die Lippen der Schlum-

mernden, und mit dem Ausdrucke eines unbehaglichen Gefühls, brachte sie die Worte hervor: „Laß ihn nicht allzunahe zu mir treten, Mutter Renata. Seine Nähe erregt mir so schmerzliche Empfindungen, als ob jeder einzelne Nerv meiner Glieder auf die Folter gespannt würde."

„Aber wenn Dir seine Gegenwart Pein bereitet, so will ich ihm sagen, daß er sich entferne;" versetzte die Oberin.

Doch Constantia erwiderte rasch: „Nein, nein!. Ich werde das Weh dulden, das ich in seiner Nähe emfinde und will ihn sprechen, denn ich muß ihn warnen."

„Du willst mich warnen? Kennst Du mich?" fragte der Vermummte, nicht ohne Bestürzung.

„Wohl kenne ich Dich;" erhielt er zur Antwort. „Nimm nur die Maske ab, ich habe Dich längst durchschaut. Ich sehe Dich waten bis an die Kniee im blutigen Strome, ich sehe Dein Antlitz geschwärzt vom Pulverdampf; ich sehe Dich, wie Du Dich schlaflos windest auf Deinem Lager, weil Dich Dein Gewissen quält, daß Du das Unheil des Kriegs herauf beschworen hast über viele Millionen Menschen. Du bist der Fürst Mentschikoff."

Der Angeredete trat erschrocken einen Schritt zurück, riß dann die schwarze Maske von seinem Antlitze und warf sie unmuthig auf den Tisch. Die Oberin richtete einen Blick des Erstaunens auf ihn. Es war wirklich der Fürst Mentschikoff. So unangenehm sich dieser aber auch durch seine Erkennung berührt fühlte, suchte er doch seine Fassung zu behaupten und entgegnete kalt:

„Es war die leichteste Probe Deines Weissagungs-Talentes, die ich selbst von Dir gefordert haben würde, mir zu sagen, wer ich bin? Du hast sie bestanden; doch ich verlange mehr von Dir. Kannst Du mir die Zukunft enthüllen? Kannst Du mir wahrsagen über die Wendungen des Krieges, über das Schicksal unseres Vaterlandes, über mein eignes Loos?"

„Ich wahrsage nicht;" erwiderte sie in ihrem sanften, kindlichen Tone. „Aber wenn der Geist, der meinen Schlummer hütet, Dir antworten will, so wird er Dir die Wahrheit sagen, durch mich. Frage jetzt!"

„So sage mir: ob unsern Waffen der Sieg erblühen wird in diesem Kriege; ob es uns gelingen wird den kecken Feind in's schwarze Meer zu jagen?"

„Das arme Rußland wird die Leichen seiner Söhne zu Bergen aufthürmen; aber kein grünes Reis des Sieges wird die Ueberlebenden schmücken. Der Feind wird aber triumphiren und stolz auf seinen Schiffen von dannen ziehen."

„Stolz von dannen ziehen wird der Feind nimmer; denn es wird ihm nie gelingen sein Ziel zu erreichen und die Riesenfestung zu erobern, die unbezwinglich seiner Keckheit spottet."

„Nenne ein Menschenwerk nicht unbezwinglich. Sebastopol, dieser Riese des schwarzen Meeres, wird fallen, seine festen Mauern werden sinken und ein ungeheurer Trümmerhaufe wird das Grab von vielen Tausenden blutigen Menschenopfern bezeichnen und der Nachwelt sagen: daß Rußland im grausamen Ueber-

muthe das Blut seiner Kinder vergossen hat, um Schmach zu ernten."

Der Fürst wollte zornig auffahren, doch ein Wink der Oberin erinnerte ihn an sein Versprechen und mühsam seine Aufwallung unterdrückend, fuhr er fort: „Du mußt Dich täuschen, fromme Schwester. Sebastopol kann nicht untergehen! Es ist der edelste Stein in der Krone des Kaisers und der Kaiser will, daß wir siegen. Weißt Du auch was das heißt: wenn Nikolaus will?"

„Es heißt nicht mehr, als jeder andere Menschenwille, der zum leeren Hauche wird, wenn Gotteswille mit Donnerworten spricht. Des Kaisers Tage sind bereits gezählt. Der Todesengel schwebt schon über seinem Haupte."

„Bist Du wahnwitzig? Du willst doch nicht sagen daß —"

„Der Kaiser Nikolaus den nächsten Lenz nicht mehr erleben wird. Die Hand wird erstarren, die das eiserne Scepter führte, und alle die Fäden aus welchen er seine hochfliegenden Plane gesponnen, werden zerreißen wie Spinnenweben, sobald sein Lebensfaden zerreißt."

„Unerhört! Du wagst es, eine Behauptung auszusprechen, welche das ganze Reich in seinen Grundvesten erschüttern muß?"

„Ich wage nichts. Rechte nicht mit mir, sondern mit dem Geiste, der aus mir spricht. In wenigen Monden wirst Du Dich überzeugen, daß er Wahrheit sprach. So oft Du den in Stein gehauenen Namenszug des Kaisers schauest, am Gouvernementsgebäude, so oft gedenke meiner Worte. Dieser Namenszug wird

Dir den Tag andeuten, an welchem Nikolaus seine Augen schließen wird auf ewig; denn er wird sich ablösen von der Mauer und herabstürzen in Trümmern, ohne die geringste gewaltsame Veranlassung, und dies wird geschehen drei Tage vor dem Tode des Kaisers."

Eine Pause des Schreckens folgte, der sich deutlich abspiegelte auf dem bleichen Gesichte des Fürsten, so wie in der bangen Miene der Oberin, welche fürchtete, der mächtige Mann möchte in einem Ausbruche seines Zornes gegen die Seherin wüthen, die sie zärtlich liebte, wie ihr eigenes Kind. Doch ein seltsames Gefühl hatte sich des Fürsten bemächtigt, und eine Niedergeschlagenheit, wie er sie noch nie empfunden hatte, verlöschte das Feuer seines Zornes. Der Ruf der wunderbaren Weissagungsgabe der frommen Schwester Constantia, der sich in den höheren Kreisen verbreitet hatte, hatte ihn hierhergelockt, und er war gekommen durch eine strenge Prüfung, seine Zweifel, die er hegte, nur noch mehr zu befestigen. Aber er hatte auch erwartet, wie bei gewöhnlichen Prophetinnen, allerlei mystische Apparate vorzufinden, ja, er war vorbereitet auf Sinnentäuschungen, und um so mehr wurde er überrascht, als sich ihm nirgends dergleichen Nothbehelfe zeigten, die auf die Stimmung einzuwirken suchen. Die unveränderte, einfache Ausstattung der klösterlichen Zelle, der rührende, die innigste Theilnahme erweckende Anblick der bleichen Schlummernden, der Ausdruck der himmlischen Güte, des reinsten Edelmuthes, in ihren Zügen, die Gegenwart der würdigen Oberin, deren fleckenloser Ruf hoch erhaben war über jeden Verdacht einer absichtlichen

Täuschung, die augenblickliche Erkennung seiner Person endlich, hatten ein so wunderbares Gefühl in ihm erregt, welches er sich selbst nicht zu erklären vermochte und welchem er sich vergebens zu entziehen suchte, durch ein stolzes, vornehmes Herabblicken auf die Seherin. Als diese nun aber, mit einer Stimme, die wie aus Engelsmunde vom Himmel herab zu ihm erschallte, frei, ohne Menschenfurcht, und mit einer Festigkeit und Strenge, wie sie kein unter ihm stehender Sterblicher gegen ihn anzunehmen gewagt haben würde, zu ihm sprach, da wallte zwar der Zorn in ihm auf; doch es ergriff ihn auch zugleich ein ahnungsvoller Schauer, als ob er die Stimme einer höheren Macht zu sich sprechen höre, gegen welche ihm Demuth gezieme. Dieser Schauer aber verließ ihn auch nicht wieder, so sehr er sich auch bemühete, ihn von sich abzuwehren. Er mußte sich endlich seinem Einflusse beugen, und fühlte sich von einer weit höheren Achtung gegen die barmherzige Schwester erfüllt, als er ihr eigentlich hatte zugestehen wollen.

„Aber bedenkst Du nicht;“ fuhr er endlich fort; „daß Deine Aussprüche gefährlich sind? Wenn sie sich im Volke verbreiteten, so würden sie eine tiefe Entmuthigung hervorrufen und die Interessen unseres Vaterlandes würden dann um so sicherer verloren sein.“

„Ich spreche nicht zum Volke, der Geist spricht nur zu Dir allein, weil der Wille des Kaisers das Schicksal so vieler Tausende in Deine Hand gelegt hat. Willst Du nun dem Czaaren dienen, als wahrer Freund und treuer Diener, so flehe ihn fußfällig an, sein

Schwert zurückzuziehen, Blut und Leben seiner Kinder zu schonen und dem Feinde den Oelzweig des Friedens zu bieten. Dies wird ihn höher stellen in den Augen der Nationen, als wenn er hartnäckig beharrt in seinem unseligen Kampfe, der ihm doch nimmer den Ruhm des Sieges bieten wird."

„Was sprichst Du da von einem unseligen Kampfe? Weißt Du nicht, daß der Krieg geführt wird, zur Ehre unseres Gottes, zum Heil unseres Glaubens?"

„O, lästre nicht das allgütige, höchste Wesen, welches über uns waltet! Seine Ehre ist so über allen Ausdruck erhaben, daß keines Sterblichen Handlung etwas dazu beizutragen vermöchte, um sie zu erhöhen, am allerwenigsten aber durch frevelhaften Brudermord. Das Heil unseres Glaubens aber wird nimmermehr errungen durch blutigen Kampf, sondern durch Frieden, Menschenliebe und Versöhnung, wie sie unser Heiland predigte. Drum gehe hin und bitte Deinen Herrn um Frieden, damit er sanfter einschlummere auf seinem Sterbekissen."

„Es wäre thöricht Deinem Rathe zu folgen; denn es würde mir doch nie gelingen, seinen festen Willen zu beugen und ich würde mich nur seiner höchsten Ungnade aussetzen."

„Der Ungnade wirst Du doch nicht entgehen; denn sie wird Dich sicher treffen, wenn Du ihm, statt der Dir anbefohlenen Siege nur Niederlagen wirst berichten müssen."

Ein schwerer Seufzer löste sich von der Brust des Fürsten und noch einmal in Unmuth aufwallend, rief

er aus: „Ach ich bin ein Thor, daß ich die Zeit hier vergeude, um Deine Reden anzuhören, die auf Irrthum beruhen müssen; denn sie lauten so unglaublich, daß es mir als Pflicht erscheint daran zu zweifeln. Oder bist Du im Stande mir die Wahrheit Deiner Worte zu verbürgen? Oder kannst Du mir ein sicheres Zeichen geben, daß Dich eine höhere Eingebung beseelt."

„Die Wahrheit meiner Worte kann Dir nur die Zukunft verbürgen. Doch Du verlangst das Zeichen einer höheren Eingebung von mir? Wenn ich Dir nun sage, daß ich Deine heimlichsten Gedanken lese, die Du noch keinem Sterblichen vertraut hast? Das fortwährende Unglück, welches Rußlands Waffen traf, führte Dich zum Nachdenken und Du fühlst Reue darüber, daß Dein schroffer Sinn den blutigen Krieg entzünden half, der schon zahllose Opfer kostete. Der Muth, der Dich anfangs beseelte, ist bereits gebrochen, und Du blickst zaghaft in die Zukunft, denn Du hoffst kaum selbst noch auf einen ruhmvollen Ausgang. So ist es! Suche es nicht zu leugnen, denn ich lese hell und klar in Deinem Herzen."

Der Fürst gerieth auf's Neue in Bestürzung, die er jedoch sichtbar zu verbergen strebte und entgegnete endlich: „Du suchst nur zu errathen, was in meinem Innern vorgeht; doch wenn Du es vermagst, das zu lesen, was auf meinem Herzen liegt, so will ich auch allen Deinen übrigen Weissagungen Glauben schenken."

Ohne zu zögern und ohne das geringste Zeichen einer Verlegenheit, entgegnete Constantia fest und bestimmt und noch immer mit geschlossenen Augen: „Ein

eigenhändiges Schreiben des Kaisers Nicolaus liegt auf Deinem Herzen. Du erhieltest es erst an diesem Morgen und hast noch keinem Menschen auch nur eine Sylbe seines Inhalts offenbart."

„So ist es in der That!" rief der Fürst erstaunt. „Und kannst Du mir den Inhalt dieses Schreibens nennen?"

„Ich kann es!" versetzte sie zuversichtlich. „Der Kaiser giebt Dir seine Unzufriedenheit zu erkennen, daß Du noch nichts gethan hast, um den Feind aus seinem festen Lager zu vertreiben. Er befiehlt Dir deshalb die verbündeten Heere ernstlich anzugreifen und aus Balaklawa zu verjagen, wobei Du die Verstärkungen benutzen sollst, welche er Dir durch den General Liprandi gesendet hat und die in der Gegend von Tschorguna stehen. Endlich zeigt er Dir an, daß er seine beiden Söhne, die Großfürsten Nikolaus und Michael, zur Anfeurung der Truppen nach dem Kampfplatze senden will. Dies Alles aber sind Geheimnisse, die noch tief verschlossen in seiner Brust ruhen, und die er weder seinen Söhnen, noch irgend Jemandem aus seiner Umgebung mitgetheilt hat. Verlangst Du es, so will ich Dir das ganze Schreiben Wort für Wort wiederholen; denn es liegt hell vor meinen Augen."

„Nein, nein!" rief der Fürst in großer Bewegung, und mit einer gewissen Scheu zurücktretend. „Ich verlange keine weitere Probe — ich glaube Deiner Weissagung. Aber ich kann Dir nicht danken dafür, denn sie hat mich mit Gram und schweren Sorgen belastet."

Damit raffte er die schwarze Maske vom Tische auf, verhüllte sein Gesicht damit und entfernte sich schnell.

Als die Oberin, welche ihn begleitet hatte, wieder zurückkehrte, trat sie zu dem Lager Constantia's, und fragte mit dem Ausdrucke wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit: „Wie fühlst Du Dich, Liebe?"

„Weit leichter, seit er fort ist;" erhielt sie zur Antwort. „Laß mich jetzt erwachen."

Die Oberin beugte sich zu ihr nieder, und zog mit ausgebreiteten Händen ihre magnetischen Kreise um Haupt und Brust der Schlummernden, bis diese langsam ihre Augen öffnete und mit einem freien Athemzuge aus ihrem somnambulen Zustande erwachte. Sie richtete sich halb von ihrem harten Lager empor und blickte um sich, als ob sie eben aus einem natürlichen Traume erweckt worden sei, dessen Inhalt aber gänzlich aus ihrem Gedächtnisse entschwunden zu sein schien. Denn sie fragte in einem seltsamen Tone: „War Jemand hier, während ich schlief? Hat der Geist aus mir gesprochen?"

Mutter Renata aber antwortete ihr nur durch ein einfaches „Ja!" bat sie aber sanft, nicht weiter zu forschen, da sie der größten Ruhe bedürfe und eine nähere Mittheilung sie leicht in Aufregung versetzen könne. Dann half sie ihr sich ganz von ihrem Lager zu erheben und das klösterliche Gewand wieder anlegen, welches sie als barmherzige Schwester trug.

Sobald dies geschehen war, trat die Pförtnerin ein und meldete, daß ein junger Mann sie zu sprechen wünsche.

Die Oberin war sehr geneigt ihn abzuweisen, damit die Ruhe Constantia's ganz und ungestört bliebe, doch

diese entgegnete mit dem gewohnten Ausdrucke einer himmlischen Milde: „Wozu ihn abweisen, Mutter? Vielleicht bedarf er unserer Hülfe; ach — und es ist so schmerzlich, wenn ein Hülfesuchender vergebens an eine Thür klopft und ihm nicht aufgethan wird. Laß ihn ein, um der Barmherzigkeit willen, die wir heilig gelobt haben gegen alle Menschen zu üben.“

„So sei es!“ entgegnete Mutter Renata und gab der Pförtnerin einen Wink, welche den jungen Mann eintreten ließ.

Erst als Georgewitsch in der schmucklosen, dürftigen Zelle stand, den beiden ernsten Frauen gegenüber, deren schwarzes, einfaches Gewand von grobem Wollenstoffe schon eine Entsagung jedes äußeren Prunkes und aller weltlichen Freuden verkündete, gerieth er in sichtbare Verlegenheit und es schien ihm schwer zu werden, eine Einleitung zu finden, um den eigentlichen Beweggrund seines Besuches auszudrücken. Er wendete sich zuerst an Constantia, deren Ruf auch bis zu seinen Ohren gedrungen war, und die er während des Bombardements, unbekümmert um die eigene Gefahr mitten im Kugelregen in Ausübung ihres schönen Berufes gesehen hatte, und sprach zu ihr mit bebender Stimme: „Verzeihe mir, fromme Schwester, daß ich mich in Deine Zelle eindränge, aber eine Angelegenheit, die mein ganzes Herz erfüllt und die ich Dir gern allein vertrauen möchte, führt mich in Deine Nähe.“

Er hatte nicht bedacht, daß seine Worte leicht mißverstanden werden konnten, ja, daß man vermuthen durfte, es würde sich vielleicht gar die Erklärung eines

zärtlichen Gefühls daran knüpfen, und in der That hegte die Oberin eine solche Besorgniß, weshalb sie auch mit finsterer Miene versetzte: „Ehe Du weiter sprichst, mein Sohn, bedenke wohl, daß wir abgeschlossen haben mit der Welt und daß wir Angelegenheiten, die nicht in unser Bereich gehören, auch unser Ohr nicht leihen. Wir heilen leibliche Krankheiten durch ärztliche Mittel und Seelenleiden durch geistlichen Zuspruch, doch weiter erstreckt sich unsere Wirksamkeit nicht. Ueberlege dies wohl und dann rede. Liegt es in unserm Berufe Dir zu helfen, so soll Dir Beistand, Rath und Trost werden; aber verlange nicht allein mit Constantia zu sprechen; denn es ist kein Geheimniß zwischen mir und ihr."

Constantia hatte sie mit achtungsvoller Zurückhaltung aussprechen lassen, sobald Jene aber geendet hatte ging sie auf Georgewitsch zu, ergriff seine Hand und sprach mit herzgewinnender Freundlichkeit: „Sei willkommen!" Dann führte sie ihn zu der Oberin und fuhr fort: „Laß Dich nicht täuschen, durch die Kleidung, hochwürdige Mutter. Es ist kein Mann, der vor Dir steht, es ist ein unglückliches Mädchen, ich habe es in ihrem Antlitze gelesen, nimm sie gütig auf."

Doch die Oberin trat beinahe entsetzt einen Schritt zurück und rief in strengem Tone: „Ein Mädchen in Männerkleidern! Einer solchen Maskerade kann nur ein leichtfertiges Spiel zu Grunde liegen —"

„Nicht immer, theure Mutter!" fiel ihr Constantia besänftigend in's Wort. „Es giebt auch edle Gefühle, welche zu einer Verleugnung unseres Geschlechts hinreißen können, ohne jedoch dabei auch unsere Weiblich-

keit aufzugeben. Dies scheint mir hier der Fall zu sein, wenn ich mich nicht irre und ich glaube mich nicht zu irren; denn wie ein treuer Spiegel der Seele leuchten mir diese klaren Augen hier entgegen. Laß sie sprechen."

Diese milden, freundlichen Worte schienen tief und ermuthigend in das Herz der Verkleideten gedrungen zu sein; denn sie unterdrückte die hervorquellenden Thränen und sprach mit jenen seelenvollen Tönen, welche fast nie verfehlen, die innigste Theilnahme zu erwecken: „Du hast es errathen, fromme Schwester; ja, ich bin ein unglückliches Mädchen! So über allen Ausdruck unglücklich, daß ich allen Freuden dieser Welt entsagt habe und keinen andern Trost auf dieser Erde mehr zu finden weiß, als die Leiden Anderer zu mildern. Drum komme ich Euch zu bitten, mich aufzunehmen in Euern frommen Bund, mich einzuweihen in Euern heiligen Beruf. Ich bringe zwar nur ein gebrochenes Herz mit, das aber den festen Willen bewahrte und die Entsagung aller Güter, die mir theuer waren, festhalten wird."

Constantia vermochte nicht, sich einer tiefen Rührung zu erwehren; denn ähnliche Worte hatte sie ja selbst gesprochen, als sie um die Aufnahme in das Kloster der barmherzigen Schwestern bat.

Aber auch auf die Oberin schienen die Worte der Unglücklichen einen mildernden Eindruck hervorgerufen zu haben; denn sie reichte ihr jetzt mit einer wohlwollenderen Miene beide Hände dar und sprach theilnehmend: „Wie nennst Du Dich, mein armes Kind?"

„Georgine Dombrowska!" erhielt sie zur Antwort,

und mit gespannter Aufmerksamkeit fragte sie wieder: „Dein Name erweckt Erinnerungen in mir — Du bist polnischer Abkunft? Und Deine Eltern?“

„Ich habe meine Eltern nie gekannt?“ entgegnete Georgine traurig. „Eine gute, liebe Frau, die sich Dombrowska nannte, die mich pflegte und erzog wie ihr eignes Kind, gab mir auch ihren Namen; denn sie sagte mir: ein dunkles Geheimniß schwebe über meiner Geburt und ich dürfe den Namen meines Vaters nicht führen, wenn ich mich nicht schweren Verfolgungen aussetzen wolle. Wenn ich sie bat, mir von meinen Eltern zu erzählen, wurde sie traurig und versagte meine Bitte, weil sie einen schweren Eid geschworen habe, mir nichts weiter zu entdecken, als daß ich die Waise unglücklicher, verbannter Eltern sei, die längst verschollen wären. Zuweilen jedoch suchte sie mich dadurch zu trösten, daß sie sich mit Gott berathen wolle, ob sie mir in ihrer Sterbestunde das Geheimniß enthüllen dürfe. Allein auch diese Hoffnung, die ich darauf baute, wurde mir nur unvollkommen erfüllt. In einer Nacht, deren Schrecken ich nie vergessen werde, erweckte mich ihr ängstliches Stöhnen. Ich sprang auf, eilte zu ihr und fand sie vom Schlage getroffen, im Sterben. Ich ließ einen Arzt rufen, doch ehe er herbeikam, gab sie mir durch Zeichen zu verstehen, ihr ein Kästchen zu reichen, welches sie stets sorgfältig verschlossen hielt. Sie fand noch so viel Kraft und Besinnung es zu öffnen, und nahm ein Portrait in einem Medaillon heraus, welches auf mehreren zusammengebundenen Papieren lag. Dieses Bild gab sie mir und stammelte mit der größten Anstrengung

hervor: „Dein Vater!“ Dann verschloß sie das Kästchen wieder und ließ es nicht aus der Hand, bis der Arzt erschien, ein alter, würdiger Mann, welchem sie schon früher alle ihre Geheimnisse anvertraut zu haben schien — Ihm übergab sie das Kästchen und bat ihn mit einem flehenden Blicke, indem sie meine Hand in die seinige legte, sich meiner anzunehmen. Er versprach es feierlich und wenige Minuten später schloß ich ihr, fast verzweifelnd vor Schmerz, die Augen. Der alte Arzt, der sich Doctor Soltyk nannte, nahm mich freundlich in seinem Hause auf und seine hochgebildete Tochter Atanasia, bemüheie sich mit wahrhaft schwesterlichem Eifer, Talente in mir zu erwecken und meinen Geist durch Kenntnisse zu bereichern, welche mir die Erziehung meiner seelenguten, aber einfachen Mutter nicht zu bieten vermocht hatte. Eine glühende Vorliebe für Musik, Poesie und alle schönen Künste und Wissenschaften beseelte mich bald und meine unermüdlichen Studien wurden vom besten Erfolge gekrönt. Es schien als ob das Schicksal mich für die künstlerische Laufbahn bestimmt hätte, denn kaum waren zwei Jahre vergangen, als mich ein neuer harter Schlag traf, der mich meiner edeln Wohlthäter und Freunde beraubte und mich zwang, mir einen selbstständigen Beruf zu wählen. Der wackere Arzt, der mich aufgenommen, war ein treues Polenherz und wegen einiger freimüthigen Reden, die er gegen die russische Gewaltherrschaft leider allzulaut geführt hatte, wurde er in nächtlicher Stunde verhaftet und nach kurzem Prozesse nach Sybirien verwiesen. Seine edle Tochter folgte ihm freiwillig in die Ver-

bannung, sein Vermögen wurde confiscirt und ich stand nun rath- und schutzlos ganz allein und verlassen in der Welt. Doch die Kunst sollte meine Stütze werden. Der Director des ersten Theaters in Warschau, hatte mich zuweilen in gesellschaftlichen Kreisen gesehen, und war aufmerksam auf meine künstlerischen Leistungen geworden; er lobte meinen Gesang, meine Declamation, und gab mir manchen guten Rath für meine Ausbildung. Sobald er nun erfuhr, daß ich meine edeln Freunde verloren und allein stehe, eilte er zu mir und überraschte mich durch den Vorschlag, mich der Bühne zu widmen und unter seiner Leitung ausübende Künstlerin zu werden. Um meine Existenz zu sichern, blieb mir fast keine andere Wahl. Auch fühlte ich einen gewissen Beruf in mir und dies gab mir den Muth, seinen freundlichen Antrag anzunehmen. Schon mein erstes Auftreten wurde von einem Erfolge gekrönt, welchen ich niemals zu hoffen gewagt hatte und bald war ich der Liebling des Publikums geworden —“

Hier sah' sie sich plötzlich unterbrochen. Die Oberin, welche Anfangs ihrer Erzählung die gespannteste Aufmerksamkeit und Theilnahme gewidmet, hatte sich bei der Erwähnung des Bildes, welches ihre sterbende Pflegemutter ihr übergeben, plötzlich von ihr abgewendet und war zum Fenster getreten, als ob sie eine heftige Bewegung vor ihr verbergen wollte. Jetzt aber schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben. Sie schritt hastig auf sie zu und die Hand ausstreckend, rief sie ihr, sie unterbrechend, entgegen: „Und das Bild? Wo ist das Bild Deines Vaters?“

Constantia und Georgine erstaunten, denn sie begriffen nicht, welches Interesse die ernste, fromme Frau an dem Bilde eines Mannes nehmen konnte, der ihr wahrscheinlich ganz fremd war. Doch die Letztere reichte ihr schweigend das Medaillon dar, welches sie auf ihrem Busen trug.

Mutter Renata nahm es mit einer krampfhaften Bewegung, welche alle ihre Glieder zu durchzucken schien, und kaum hatte sie einen Blick auf das Portrait geworfen, als eine seltsame Veränderung in ihrem Antlitze vorging; denn die harten, strengen Züge desselben schwanden wie dunkle Nebelstreifen, welche die hervorbrechende Sonne zerstreut. Ein unbeschreiblich milder und wehmüthiger Ausdruck verbreitete sich über ihr Gesicht, und ein leuchtender Strahl brach aus ihrem Auge hervor, als ob er im tiefsten Winkel ihres Herzens verborgene Erinnerungen erweckt und das Grab eines erstorbenen Glückes beleuchtet hätte. Es war ein ungemein rührender Anblick, die so sichtbar von ihren Empfindungen überwältigte Frau, die sonst stets eine unerschütterliche Ruhe behauptete, zu beobachten, und die beiden jungen Mädchen vermochten sich der Thränen nicht zu erwehren, obgleich ihnen die Bewegung räthselhaft erschien. Doch wagten sie sie nicht durch ein Zeichen oder ein Wort der Theilnahme zu stören und mehrere Minuten lang herrschte in der Zelle die tiefste Stille.

Renata unterbrach diese Stille selbst zuerst, indem sie, wie in einen seligen Traum versunken, Alles um sich her vergessend, den Namen „Georg" mit dem innigsten Ausdrucke vor sich hinflüsterte. Dann aber fuhr

sie, wie aus einem Traume erwachend, erschrocken zusammen und ihre strenge Miene wieder annehmend, sprach sie zu Georgine: „Fahre fort in Deiner Erzählung — Du bist noch nicht zu Ende.“

Doch die Angeredete entgegnete ihr mit einem bittenden Blicke: „Erlaß mir das Ende, fromme Mutter. Ich könnte Dir nur von einem Unglücke berichten, welches mein armes Herz so tief verwundete, daß es nimmer wieder gesunden kann. Laß mich schweigen.“

Die Oberin blickte ihr lange in das schmerzbewegte Antlitz, dann reichte sie ihr die Hand, zog sie nahe zu sich hin und sprach in einem bebenden Tone, welcher verrieth, daß sie sich vergeblich bemühete, ihre Festigkeit wieder zu erlangen: „Warum schweigen, mein Kind? Auch dem Seelenarzte muß die Wunde offen liegen, die er heilen soll. Du sagst mir: Dein armes Herz sei so tief verwundet, daß es nie wieder gesunden könne? Aber der Schmerz läßt uns oft irren in unserm Urtheile; er zeigt uns oft nur Finsterniß und Vernichtung, wo der Keim der Hoffnung noch immer grünt und das Licht des Trostes unsern thränenden Blicken entgeht. Drum laß mich Alles wissen, laß mich bis in die verborgensten Tiefen Deines Herzens schauen, vielleicht ist es mir doch vergönnt, Dir einen lindernden Balsam zu reichen.“

Georgine fühlte sich durch diese Worte und durch den ermuthigenden Wink, den ihr Constantia gab, so freundlich angesprochen, daß sie nicht widerstehen konnte ihr schwerbeladenes Herz durch offene Mittheilung zu entlasten.

„Ich war kaum siebenzehn Jahre alt —“ fuhr sie

fort — „als ich die Bühne betrat, aber die Trumphe, die ich feierte, schrieb ich mehr dem Glücke zu, als meinen Kunstleistungen und deshalb erkaltete auch mein Eifer nicht, mich immer mehr zu vervollkommnen. Treu bewahrte ich alle die trefflichen Lehren, welche meine gütige Pflegemutter und später meine Freundin Afanasia in mein Herz gepflanzt hatten und ließ mich nicht täuschen, durch alle die Huldigungen, die nicht allein meiner Kunst, sondern auch meiner Person dargebracht wurden. Ich wies alle die größtentheils glänzenden Anträge zurück, mit welchen ich bestürmt wurde, bis der zündende Funke in mein Herz fiel, und zum ersten Male die Empfindung des Hochgefühls der Liebe in mir erweckte. Es war ein junger Mann aus edelm, polnischen Geschlechte, der sich mir achtungsvoll näherte, begeistert, wie ich, für die Kunst, für alles Edle und Schöne, begeistert wie ich für unser armes Vaterland. Er gestand mir seine glühende Liebe, und ich — mußte sein Gefühl erwidern; denn er war es ja, welcher jenen zündenden Funken in mir erweckt hatte. Er war edel gesinnt, und obgleich unser Verhältniß ein geheimes war, denn seine stolze Mutter würde unsere Verbindung nie gebilligt haben, hielten wir doch unsern Schwur getreulich, die Reinheit unserer Liebe zu bewahren und durften deshalb auch der Welt, ohne zu erröthen, in's Auge blicken. Doch unser Bündniß sollte in schrecklicher Weise getrennt werden. Stanislaus hatte sich in eine politische Verschwörung eingelassen und sollte gleich seinen Genossen in die Verbannung gesendet werden. Allein den Bitten seiner Mutter war es gelungen den Kaiser zu bewegen,

sein Urtheil in einen Strafdienst im Heere umzuwandeln. Der edle, polnische Grafensohn mußte als gemeiner Soldat dienen und wurde hierher, nach dem Kriegs-schauplatze versetzt. Der glühende Eifer, den ich für meine Kunst gehegt hatte, war plötzlich im Trennungs-schmerze erkaltet. Ich fühlte jetzt einen andern, heiligeren Beruf in mir. Ich wollte dem Geliebten folgen auf seiner rauhen, gefahrvollen Prüfungsbahn, die ihn Allem entriß und entfremdete, was ihm lieb und theuer war, die ihn im blutigen Kampf jagte und ihn jeder freien Regung beraubte. Als sein Schutzgeist wollte ich ihn umschweben, unsichtbar, unerkannt, wollte ihm dienen insgeheim, seine rauhen Wege zu ebnen suchte, über ihn wachen mit der uneigennützigsten Aufopferung eines liebenden Herzens und das höchste Ziel meines Strebens war, die drohenden Gefahren von seinem Haupte abzuwenden. Deshalb raffte ich alle meine Ersparnisse zusammen, verließ Warschau, begab mich nach Petersburg, wo ich männliche Kleider anlegte und mich in allen ritterlichen Künsten übte, um mich auch zu seinem thätigen Beistande zu befähigen. Die Generalin Tschernokoff, die in einem und demselben Hotel mit mir wohnte, war eben im Begriffe nach der Krim abzureisen und gewährte mir, als Privatsecretair Aufnahme in ihr Gefolge, wodurch es mir gelang, die weite Reise bis hierher, außerordentlich rasch und ohne jene Gefahren und Unannehmlichkeiten, mit welchen ich, wäre ich ganz allein gereist, wahrscheinlich zu kämpfen gehabt haben würde, zurückzulegen. Kaum hier angelangt, schien mich auch das Glück schon in meinem Vorhaben,

dem ich mich mit der glühenden Begeisterung meines liebenden Herzens widmete, zu begünstigen. Denn es gelang mir nicht allein, den Geliebten gleich nach meinem Eintreffen hier aufzufinden und mich ihm unbekannt zu nähern, sondern ihm auch einige, nicht unwichtige Dienste zu leisten, indem mir ein günstiges Geschick Kraft und Gelegenheit verlieh, ihn aus drohenden Gefahren zu retten, ohne daß er meine Nähe auch nur ahnete. O, wie unaussprechlich fühlte ich mich da! Wie innig habe ich da auf meinen Knieen dem Höchsten gedankt, daß er es mir gelingen ließ. Doch die Wonne dieses Glückes sollte nur von kurzer Dauer sein; denn ich mußte leider bald erkennen, daß ich mich in Stanislaus bitter getäuscht, daß er mich in dem kurzen Raume weniger Monate ganz vergessen hatte. Nie — so wahr ein Gott über uns wohnt! habe ich Ansprüche auf seine Hand erhoben und Hoffnungen genährt, jemals seine Gattin zu werden; denn ich wußte, daß der Standes-Unterschied eine tiefe Kluft zwischen uns gezogen hatte. In der bittern Trennungsstunde wollte er mich bewegen meinen Eid zurückzunehmen, den ich ihm geschworen. Ich sollte frei sein, ganz frei, und als ich es entschieden verweigerte, stimmte er mir endlich bei und betheuerte: er würde meinen Eid mit hinwegnehmen, als Stab und Stütze auf seiner trostlosen Pilgerfahrt, er solle ihn begleiten wie den armen Bettler das Bildniß seiner Schutzheiligen. So ließ ich ihn ziehen, im festen Vertrauen, daß mein Bild in seinem Herzen nicht erbleichen würde, und doch ist es geschehen und so bald — so bald! Er hat mich vergessen, um einer

Unwürdigen willen! Die Generalin Tschernokoff hat ihn in ihre Netze verstrickt und er ist schwach genug gewesen, sich von ihr fesseln zu lassen. Ich habe Beweise —"

Ueber das Antlitz Constantia's war bei Nennung des Namens der Generalin Tschernokoff eine dunkle Wolke gezogen; denn sie wußte ja, daß es ihr gelungen war auch den Fürsten Trubetzkoi zu bethören; doch der trübe Schatten schwand fast augenblicklich wieder von ihrer Stirn, und Georgine unterbrechend, rief sie: „Du glaubst Beweise zu haben; doch der Blick der Liebe täuscht sich gar leicht, wenn er durch die Flamme der Eifersucht geblendet wird. Was gedenkst Du nun zu thun? Willst Du ihm entsagen im Zorne? Oder sollte gar das unedle Gefühl des Hasses sich in Dein Herz geschlichen haben?"

„Nein, nein!" entgegnete Georgine hastig und in wehmüthigem Ausdrucke: „Ich hege weder Zorn noch Haß gegen ihn, aber ich beklage ihn; denn alle seine edleren Gefühle werden untergehen in jener unedeln Leidenschaft und ich fürchte — er ist verloren!"

Einige tröstende Worte schwebten auf Constantia's Lippen; doch auf einen Wink ihrer Oberin schwieg sie und diese sprach ihre Hand auf Georginens Haupt legend: „Friede sei mit Dir: Bist Du gekommen mit uns die schweren Pflichten gegen Kranke und Leidende zu üben, die unser heiliger Beruf uns auferlegt, so sei willkommen. Ich nehme Dich auf in unsern stillen Kreis und Du sollst als unsere Mitschwester geachtet werden, in unserm heiligen Bunde. Du sollst meine Zelle theilen

und ich selbst werde Dich unterweisen in der Heilkunst und Krankenpflege; aber Du wirst nur Novize sein, kein Eid soll Dich auf ewig binden an diese klösterlichen Mauern und die Rückkehr in die Welt soll Dir offen stehen, sobald Dein Herz darnach verlangt."

„Laß mich nicht Novize sein;" flehete Georgine dringend. „Laß mich den Eid leisten, gleich und auf ewig; denn mein gebrochenes Herz wird sich nie wieder hinaussehnen in die Welt. Ich fühle es, daß für mich kein Lenz mehr erblüht, kein Sonnenstrahl des Glückes mehr mein Auge erfreuen wird. Auch habe ich den Muth, Allem zu entsagen, was sonst mein Herz erfreute, und ich will mich zwingen, selbst die Erinnerungen aus meinem Gedächtnisse zu verwischen. Was soll mir die Freiheit, da ja doch Alles für mich verloren ist? Drum erfülle meine Bitte und laß mich den Eid schwören, der mich für immer an diese Mauern bindet."

Mit schmerzbewegter Miene hatte ihr die Oberin zugehört; doch bald bildete sich wieder der feste, strenge Zug um ihre Lippen und sie sprach ein entschiedenes „Nein!" aus, dem die Bittende nicht mehr zu widerstreben wagte. Dann fuhr sie fort: „Noch eine Frage möchte ich an Dich richten. Hat Dir der Doctor Soltyk das Geheimniß Deiner Geburt enthüllt und wo ist das Kästchen mit den Papieren geblieben, welches ihm Deine Pflegemutter auf ihrem Sterbelager übergab?"

„Der Doctor Soltyk —" erwiderte Georgine traurig — „weigerte sich stets entschieden, mir das Geheimniß meiner Geburt zu entdecken, denn er behauptete: es sei besser, wenn ich es nie kennen lernte. Deshalb

billigte er es auch nicht, daß mir meine Pflegemutter, kurz vor ihrem Tode, das Portrait meines Vaters eingehändigt hatte, weil er fürchtete, auch das Bild schon könnte zu einer Enthüllung führen. Von dem Käſtchen, welches die Papiere enthielt, habe ich nie wieder etwas erfahren und ich kann nicht ſagen ob die Schriften vernichtet wurden, oder in die Hände der Gerichte fielen, als das Vermögen des Doctors confiscirt wurde.“

Die Oberin entgegnete nichts mehr, ließ jedoch einen recht innig wohlwollenden Blick auf dem Leidensantlitze Georginens weilen, und indem ſie das Portrait, welches ſie noch immer in der Hand hielt, feſt an ihre Bruſt drückte, umſchlang ſie mit dem andern Arme und ſprach ſanft zu ihr: „Folge mir in meine Zelle! Ich will Dich einkleiden!“

IX.

Hinter dem kleinen Hafenorte Balaklawa, unmittelbar unter dem, kaum eine halbe Stunde davon entfernten Orte Kadikoi, beginnt eine Thalſenkung, deren Ränder nach Süd und Nord durch die waldbewachſenen Höhen gebildet werden, welche die Bucht von Balaklawa einſchließen und ſich bis zu dem an dem Fluſſe Tſchernaja gelegenen Dorfe fortſetzen. Im Oſten befinden ſich die unmittelbar aus der Thalebene des genannten Fluſſes, ganz vereinzelt aufſteigenden Berge von Brod und im Weſten die Felſen, welche das Plateau von

Sebastopol bilden. Vermittelst des Zwischenraumes, zwischen jenen Felsen und den genannten Bergen, steht dieses Thal mit dem von Inkerman, wo die Tschernaja in die Bucht von Sebastopol mündet, in Verbindung, und diesen Fluß als Grundlinie angenommen, hat es fast die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks. Die Fläche desselben zeigt sich jedoch nicht überall gleich geebnet, sondern die Höhen im Osten ragen vielmehr mit ihren Ausläufern bis weit nach links vor und es zieht sich endlich von ihnen noch eine Hügelkette mit vier vereinzelten Spitzen bis über Kadikoi hinaus. Hierdurch entstehen zwei nach Westen mit einander in Verbindung stehende Thäler und es ergiebt sich aus dieser Schilderung schon, daß nur das Terrain im Westen von Balaklawa eine freie Uebersicht und eine ungehinderte Bewegung mit allen Waffengattungen gestattete, während die Höhen im Osten zu einem Ueberfalle des Städtchens vortrefflich geeignet waren. Die Engländer hatten die nicht sehr hohe Hügelkette, welche die Ebene durchzieht, in der Eile nur durch vier kleine Schanzen befestigt. Aber nur drei derselben waren mit Kanonen besetzt und auf einem etwas höheren Gipfel, vor dem Dorfe Kamara, in der Fronte des rechten, englischen Flügels, war ein stärkeres Werk errichtet worden. Die Besatzung dieser Schanzen bestand aus Türken und einigen englischen Artilleristen. In der Ebene lagerte das 93ste Regiment schottischer Hochländer, befehligt von dem Obristlieutenant Ainslie. Außerdem befanden sich dort von der englischen Armee nur noch eine zur dritten Division gehörige Batterie und ein detachirtes

Bataillon, aus maroden Mannschaften und einer Abtheilung Matrosen gebildet. Die Verbündeten hatten Anfangs ihre Posten bis zum Baidar vorgeschoben, auch die Berge von Brod durch ein Beobachtungscorps besetzt. Später aber, als die Belagerung von Sebastopol das Aufbieten einer größeren Truppenmacht erforderte, waren diese vorgeschobenen Corps wieder zurückgezogen worden und man begnügte sich die vier Redouten auf den Bergkuppen besetzt zu halten, hatte aber zugleich auch begonnen Balaklawa durch ringsum aufgeworfene, feste Werke sicher zu stellen.

Es war in der Nacht vom 25. bis 26. October 1854, als der russische General Liprandi acht Regimenter Infanterie, dreitausend Mann Cavallerie und vierzig Kanonen durch das Thal der Tschernaja führte, so daß er gegen Morgen die Gegend von Kamara, mit seinen Truppen erreichte. Ungefähr halb sieben Uhr erschien die Avantgarde, unter General Gribbe, auf dem Kampfplatze, den feindlichen Redouten No. 1 und 2 gegenüber, blieb aber im Gebüsche verdeckt stehen, um das Hauptcorps heran kommen zu lassen, welches eine Stunde später auch wirklich eintraf und sich gegen die beiden andern festen Werke No. 3 und 4 wendete. Die Avantgarde griff nun ungesäumt die beiden ersten Redouten an, und nur die Eine derselben wagte einen schwachen Versuch sich zu vertheidigen; doch war es ihr kaum möglich einige Salven abzufeuern, als der Feind schon mit gefälltem Bajonet heranstürmte. Die türkische Besatzung, welche größtentheils aus Rekruten bestand, gerieth in große Verwirrung, und von einem panischen

Schrecken ergriffen, warf sie Wehr und Waffen von sich und lief in unrühmlicher Flucht den Abhang nach Balaklawa hinunter, nicht eher Athem schöpfend, als bis sie die Stellung der Hochländer erreicht hatte. Die wenigen, englischen Artilleristen, welche sich auf diese Weise plötzlich verlassen sahen, hatten nun freilich auch keine andere Wahl, als eiligst die Kanonen zu vernageln und den Türken zu folgen. Indessen ließen sich auch die Bataillone des Hauptcorps nicht mehr halten und kaum war das Commando „zum Sturme!“ erfolgt, als sie sich jubelnd auf die beiden andern Schanzen stürzten, und sie ohne Widerstand zu finden, in wenigen Minuten in Besitz nahmen; denn auch hier flüchtete die etwa tausend Mann starke türkische Infanterie und die 30 bis 40 englischen Artilleristen mußten ihr folgen, wenn sie nicht niedergemacht, oder gefangen werden wollten.

So waren in Zeit von wenigen Minuten die vier festen Werke, mit allen ihren Geschützen den Russen in die Hände gefallen, ohne daß sie auch nur einen einzigen Mann dabei verloren hätten, und jubelnd bereiteten sie sich vor, ihren leichten Sieg weiter zu verfolgen und die von Sebastopol nach Balaklawa führende Straße zu gewinnen. Diese Vorbereitungen jedoch und der Befehl des Generals Liprandi die Redoute No. 4 zu demoliren, weil sie sich den Angriffen der Alliirten, die zu erwarten waren, zu sehr ausgesetzt zeigte, als daß man sie hätte halten können, wurden mit großer Zeitverschwendung ausgeführt. Diese genügte auch vollkommen, um den in der Ebene ziemlich verlassen stehenden Hochschotten Verstärkungen aus dem englischen Lager

zuzuführen. Der Befehlshaber desselben, Lord Raglan, erschien selbst mit seinem Stabe, und brachte nicht allein das schottische Schimmel-Regiment und das irländische Reiterregiment Enneskillens, sondern auch ein Bataillon englischer Infanterie und zwei oder drei türkische Bataillone mit.

Die russische Reiterei hatte sich indessen hinter den Redouten zum Angriffe formirt, aber es war ein wunderliches Hin- und Herziehen und sie schienen durchaus nicht damit fertig werden zu können. Als sie sich endlich doch zum Vordringen geordnet hatten, geriethen sie, beim Passiren der engen Durchgänge zwischen den festen Werken, wieder in Unordnung und das Richten und Ordnen begann auf's Neue. Endlich trabte das Regiment Weimar-Husaren und die Kosacken vom Ural links, und das Regiment Nikolai und die donischen Kosacken rechts den Hügel hinunter. Doch die Ersteren wurden von den Bergschotten übel empfangen, welche ihnen ohne erst Quarree zu bilden, eine mörderische Salve auf dreihundert Schritte weit zuschickten, worauf die Husaren in Unordnung geriethen, die Kosacken aber links abschwenkten und sich auf die türkischen Bataillone warfen, die sie freilich in die Flucht jagten, aber nicht verfolgen konnten, da sie sonst unter das Feuer der festen Werke von Balaklawa gerathen wären. Die zweite Salve der Hochländer, die es noch immer verschmäheten, sich in ein Quarrée zu formiren, war noch entscheidender; denn sie blitzte Tod und Verderben unter die russischen Husaren, die sich aufgelöst nach links und rechts in wilder Flucht im Thale zerstreuten. Damit

war die Niederlage der einen russischen Reiter-Abtheilung entschieden, die Andere sollte noch ein weit schlimmeres Loos treffen. Die Nikolai-Husaren, in ihren lichtblauen, mit Silber gestickten Jacken, und die donischen Kosacken warfen sich auf die englische Reiterei. Sobald sie in Sicht kamen, schmetterten die Trompeten von Scarlett's schwerer Cavallerie und verkündeten, daß sie zum Angriffe bereit sei. Dann herrschte tiefes Schweigen ringsum, denn man erwartete ein großartiges Schauspiel. Lord Raglan, sein Stab, französische Generäle und viele Gruppen von Offizieren, auch eine Abtheilung französischer Liniensoldaten, hatten sich auf den Höhen versammelt und blickten auf das blutige Schauspiel hinab, welches sich im Thale vorbereitete, wie Zuschauer im Theater, die auf die Bühne blicken. Die Russen ritten im langsamen Trab herab, und schienen im Gefühle ihrer Uebermacht, den an Anzahl weit geringeren Feind zu verachten. Da schmetterten die englischen Trompeten zum zweiten Male und das schottische Schimmelregiment, den Obrist Griffith an der Spitze, und die Enneskillens, geführt vom Obrist White, sprengten geradeswegs auf das Centrum der russischen Reiterei los. Die Russen neigten beide Flügel vorwärts und droheten sie zu erdrücken; doch mit einer leichten Schwenkung nach links, daß sie auf die rechte, russische Flanke stießen, hieben die Schimmelreiter unter einem donnernden Hurrah! ein; während zu gleicher Zeit die Irländer ihren wilden Schlachtruf ertönen ließen. Wie tausend Blitze zuckten ihre blanken Schwerter nieder, Funken sprühten im Zusammenklirren der funkeln-

den Waffen in die Luft empor, und schon nach wenigen Augenblicken herrschte nur noch ein wildes, verworrenes Getümmel. Die erste Linie der Russen war durchbrochen. Freilich in verminderter Anzahl und nicht mehr in geschlossenen Gliedern, tauchten die tapfern englischen Rothröcke wieder auf, und wie von einem Geiste beseelt, warfen sie sich jetzt auf die zweite Linie, die wüthend heranstürmte, um das Unglück ihrer Kameraden zu rächen. Es war ein furchtbarer Augenblick. Den Zuschauern auf den Höhen pochten die Herzen so laut, als den Kämpfenden, und Mancher vermochte den bangen Ausruf nicht zu unterdrücken: „Sie sind verloren!“ Aber ein Glücksstern schien über den Verwegenen zu walten, und ohne ihr Feuer zu mäßigen, stürzten sie auf den Feind und ihrem Heldenmuthe gelang es auch, die zweite Linie zu durchbrechen. Die erste, russische Linie jedoch, kehrte indessen von ihrem Centrum, wohin sie geflohen war, wieder zurück, um einen neuen Angriff zu wagen, der das tapfere Häuflein vernichten sollte. Es wäre auch wahrscheinlich geschehen, denn ihre Uebermacht war noch immer groß; doch in dem entscheidenden Augenblicke sprengte das Königin Regiment und das vierte und fünfte Garde=Dragonerregiment ihnen zu Hülfe. Unwiderstehlich schlugen sie sich durch die erste feindliche Linie hindurch, und warfen sich dann auf das zweite, russische Corps, welches sie mit Hülfe der wackern Schimmelreiter und Irländer vollständig zersprengten, daß es nach allen Seiten auseinanderstob. Jetzt erschallte ein donnerndes Hurrah von den Zuschauern der Verbündeten, auf den Anhöhen, in begeisterter An=

erkennung schwenkten die höchsten Offiziere ihre Mützen hoch, klatschten in die Hände und riefen Bravo!

Doch war mit diesem Siege der Kampf noch nicht zu Ende. Es war nur eine Zwischenpause eingetreten, welche durch Artilleriefeuer ausgefüllt wurde und während welcher die Engländer Verstärkungen aus ihrem Lager herbeizogen. Lord Raglan aber, getäuscht durch die falsche Nachricht, daß die Russen bereits im Rückzuge begriffen wären, ließ sich zu dem Befehle verleiten, sie zu verfolgen und ihnen die erbeuteten Kanonen wieder abzunehmen. Lord Cardignan sollte diese Ordre vollziehen und wenige Minuten später setzte er sich mit der leichten Cavallerie-Brigade, welche noch nicht im Feuer gewesen war, in Bewegung und sprengte kühn gerade auf die feindlichen Kanonen los. Doch die Russen, welche noch an keinen Rückzug dachten und Zeit gewonnen hatten, sich mit Hülfe ihrer Artillerie wieder fest zu setzen, eröffneten aus 24 Feuerschlünden einen furchtbaren Kugelregen auf die im kühnen Muthe heransprengenden Engländer. Bald hüllte eine Wolke von Rauch und Flammen die Tapfern ein und tiefe Lücken in ihren Reihen wurden dadurch verborgen; während schon Viele ihrer Todten und Verwundeten den Boden deckten. Ihre erste Linie war gebrochen, doch sie vereinigten sich mit der zweiten und stürmten unaufhaltsam vorwärts. Mit hochgeschwungenen Säbeln stürzten sie sich auf eine Batterie von vierzehn Kanonen, säbelten die Kanoniere nieder, kehrten dann zurück und trieben ein Infanterieregiment, welches sich eben zu einem Quarrée formiren wollte, aus einander; geriethen dann aber

leider unter das Feuer der Batterien auf den Höhen, wodurch sie haufenweise niedergestreckt wurden. Auch von einer ungeheuern Masse Kosacken bedroht, welche sich in ihre Flanke warfen, mußten sie sich endlich zurückziehen, durch ein fürchterliches Rottenfeuer der seitwärts stehenden, russischen Infanterie; während ihnen von drei Seiten Kartätschen und Paßkugeln nachgesendet wurden. Sie wären völlig aufgerieben worden, hätten sich nicht die afrikanischen Jäger auf die Batterie im rechten Flügel der Russen geworfen und sie zum Schweigen gebracht. Nur ein Bajonetangriff von zwei russischen Bataillonen konnte den tapfern Jägern ihre Beute wieder entreißen. Damit endete das Gefecht dieses Tages ungefähr um die Mittagszeit, und die Verbündeten zogen sich zurück, ohne weiter etwas zu unternehmen. Die Russen behaupteten ihre eroberte Stellung und drei von den englischen Schanzen, welche stark mit Infanterie besetzt wurden. Die Cavallerie wurde wieder geordnet und in die Reserve zurückgenommen, zugleich aber wurde die ganze Artillerie vorgeschoben, um dadurch den Feind im Zaume zu halten. Der größte Theil der verbündeten Truppen kehrte in die Lager von Kadikoi und Balaklawa zurück, die Russen aber lagerten über Nacht auf dem Schlachtfelde, so wie in und hinter den eroberten Redouten.

Es war deshalb auch nicht zu verwundern, daß sich die Russen, trotz ihrer entschiedenen Cavallerie-Niederlage, den Sieg des Tages zuschrieben, und daß die übertriebensten Gerüchte von diesem Gefechte ihren Weg auch nach Sebastopol fanden. Ein ungeheurer Jubel

erhob sich dort, die Stadt wurde illuminirt, die Kirchenglocken geläutet, Dankgebete gehalten, und die Militairmusik mußte wieder auf öffentlichen Plätzen heitere Melodieen spielen, um der Bevölkerung das freudige Ereigniß zu verkünden. Man sprach von einer Menge eroberten Kanonen, Fahnen und andern Siegeszeichen; auch erwartete man eine große Anzahl Gefangener einbringen zu sehen. Selbst die trübe, finstere Miene des Fürsten Mentschikoff hatte sich aufgeheitert und schon begann er wieder ernstliche Zweifel zu hegen an der Unglücks-Prophezeihung der barmherzigen Schwester Constantia. Man hatte ihn, während des ganzes Krieges noch nie so heiter gesehen und schon in der Nacht nach dem in der Festung so pomphaft verkündetem Siege, entwarf er den Plan zu einem neuen Angriffe. Dieser wurde auch ausgeführt; denn schon am andern Morgen zogen 8000 Mann Russen, mit 32 Kanonen gegen die Engländer aus, um sie aus ihrer festen Stellung, die sie auf den Höhen vor Inkerman eingenommen hatten, zu vertreiben. Der Ausfall sollte gegen den äußersten, rechten Flügel der Engländer unternommen werden und war jedenfalls ein unüberlegtes Wagstück, welches offenbar nur der übertriebene Siegesjubel hervorgerufen hatte. Zuerst zogen die Russen die Straße hinauf, welche nach den Ruinen von Inkerman führt, wendeten sich dann rechts und erstiegen die Höhen, in deren Nähe die zweite englische Division, unter Befehl des Sir de Lacy Evans, ihr Lager aufgeschlagen hatte. Den Hügel, welchen sie heraufkamen, hatten die brittischen Soldaten den „Bombenberg“ getauft, weil sie dort stets, so oft sie

sich, bei einer kleinen Ruine auf seinem Gipfel, blicken ließen, mit Bomben begrüßt wurden. Links von jener Ruine stand ein starkes Beobachtungscorps englischer Infanterie und ein anderes war rechts hinter einer Steinmauer aufgestellt, die quer über die nach Sebastopol sich hinabschlängelnde Straße läuft. Noch weiter hin stand ein drittes Piquet, bei einem Felsen, welcher über die Straße hinabhängt. Die Russen, welche in drei Colonnen, jede ungefähr 2500 Mann stark, vorrückten, trieben dieses Piquet zuerst in die Ruinen zurück. Dann rollten sie sich rechts und links auf, und während ihr rechter Flügel in die Schlucht am Bombenberge hinabstieg, ging der Linke über die Straße und versuchte um den Felsen herum zu marschiren und und auf diese Weise gerade auf die zweite brittische Division loszustürmen und sie aus ihrer Stellung zu vertreiben. Allein die als Vorposten vorgeschobenen Piquets der Engländer, die im Ganzen nur fünf schwache Compagnieen betrugen, hielten sich vortrefflich, und beschäftigten den Feind unausgesetzt zwei ganze Stunden lang, daß dieser nicht im Stande war rasch vorzudringen, wie es seine Absicht gewesen war. Dies gewährte der ganzen englischen Division Zeit in fester Schlachtordnung vorzurücken und Verstärkung an sich zu ziehen. Der Herzog von Cambridge erschien selbst mit einer Gardebrigade und einer Batterie, und auch der General Bosquet führte fünf Bataillone Franzosen herbei. Mit großer Bravour rückten die Russen zwar vor, doch hatten sie die Schwierigkeit nicht berechnet, die ihnen die Aufstellung ihrer Geschütze verursachen würde; denn sie

waren nur im Stande fünf ihrer Kanonen so zu stellen, daß sie ein einigermaßen wirksames Feuer damit eröffnen konnten, und selbst diese bescheidene Artillerie mußte schweigen und zurückgezogen werden, als die englischen Batterien zu spielen begannen. Dieser Umstand brachte die russischen Infanterie-Colonnen, welche sich dem heftigen Musketenfeuer der Engländer zu offen ausgesetzt sahen, bald zum Wanken, und als der Feind ihnen fest und muthig entgegenschritt, zogen sie sich in Unordnung über den mit niedrigem Strauchwerk bewachsenen Boden zurück. Eine englische Brigade verfolgte sie, über die Hügel, bis zu den Gräben Sebastopols, und ihre Artillerie sendete ihnen Kartätschen und Granaten nach, besonders aber die Lancasterkanone schleuderte Bomben unter sie, welche die Retirirenden haufenweise niederwarfen. Aber auch die Franzosen hatten den thätigsten Antheil an dem Gefechte genommen, denn die tapfern afrikanischen, reitenden Jäger, hatten die von mehreren Seiten herandringenden Kosackenhorden auseinander gesprengt und in die Flucht gejagt, und die wackern Jäger von Vincennes waren in einen furchtbaren Kampf verwickelt worden, mit den wilden tschernomorischen Scharfschützen. Die Letzteren hatten von Anfang an hinter der Redoute No. 4 im Hinterhalte gelegen und als nun die französischen Jäger sich vorsichtig bis über diesen Punkt hinauswagten, brachen sie plötzlich unter furchtbarem Geschrei, welches dem gellenden Schlachtrufe der Indianer gleicht, hervor, und sobald sie ihre erste Salve abgefeuert hatten, griffen sie ungesäumt, wie sie es aus den Tscherkessenkämpfen gewohnt waren, sofort mit

Säbel und Yatagan an. So muthig sich nun auch die Franzosen wehrten, so waren sie doch dieser furchtbaren, ihnen ganz fremden Fechtweise nicht gewachsen und sie wären vielleicht verloren gewesen, wären nicht zwei Schwadronen der afrikanischen, reitenden Jäger herbeigesprengt, und hätten sie herausgehauen und die wüthenden Tschernomoren zerstreut.

So endete auch dieser Kampf und wahrlich nicht zum Vortheile der Russen; denn sie mußten sich, ohne ihren Zweck auch nur im mindesten erreicht zu haben, zurückziehen und verloren nicht weniger als 300 Todte und Verwundete und gegen 70 Mann Gefangene, unter welchen sich vier Offiziere befanden.

Demungeachtet aber verbreitete sich in Sebastopol wieder ein neuer Siegesjubel, und von jenem Tage an herrschte überhaupt ein ganz wunderliches Treiben in der Festung. Die durch den täglichen Dienst so schon hart angestrengten Truppen wurden auch noch gepeinigt durch militairische Exercitien, unter welchen die sogenannten Gefechtstellungen, deren Anwendung der Kaiser Nikolaus seinen Generälen jüngst erst auf das Dringendste empfohlen hatte, eine Hauptrolle spielten. Worin eigentlich der Zweck dieser Gefechtstellungen bestehen sollte, war selbst den meisten Offizieren noch nicht klar geworden; doch sie begnügten sich in blinder Ehrfurcht, sie als ein großes Geheimniß zu betrachten, durch welches die russische Armee im Stande sei, alle Heere der ganzen Erde zu besiegen. Bisher hatten freilich alle diese verworrenen Manöver in ihrer Anwendung auch noch nicht den geringsten Vortheil gewährt, ja, in dem Tref-

fen bei Balaklawa, waren sie von den Husaren mit den entschiedensten, ungünstigen Erfolgen angewendet worden und selbst auf den Exercierplätzen endeten sie in der Regel mit einer heillosen Verwirrung. Die wenigen freien Stunden aber, welche den gequälten Truppen noch übrig blieben, wurden durch Beten und Einsegnen ausgefüllt, denn der Russe wird vor jedem Kampfe regelmäßig durch priesterlichen Segen, zum Siege oder zum Tode geweiht, und die fanatischen Pfaffen schienen diese vielen Tausende Unschuldiger, die sie in die Schlacht hetzten, als wohlgefällige Opfer zu betrachten, die sie ihrem Glauben und ihrem Gotte darbrachten.

Auch Stanislaus Krasinsky war durch den Dienst im Innern der Festung so unausgesetzt und angestrengt beschäftigt worden, daß er nicht im Stande gewesen war, der Generalin Tschernokoff, seine Aufmerksamkeit wie bisher zu erweisen. Nach jenem schrecklichen Vorfalle in dem Hotel, welches sie bewohnte, hatte er sich begnügt, sie unter den Händen des Arztes zurückzulassen, welcher sich zugleich erbot, sie, sobald es ihr Zustand erlaubte, in eine sicherer gelegene Wohnung bringen zu lassen. Er selbst aber fühlte es jetzt erst klar, welchem schmählichen Verdachte er sich ausgesetzt hatte, indem er die Ohnmächtige in jener nächtlichen Stunde aus ihrem Schlafzimmer herabtrug. Es war ihm nicht entgangen, daß der Beistand, den er ihr in der menschenfreundlichsten Weise geleistet hatte, nicht ohne Zeugen geblieben war, und er mußte sich deshalb auch durch den ganzen Vorfall höchst unangenehm berührt fühlen. Zugleich aber peinigte ihn auch ein gewisses Schamgefühl, daß

er sich durch Olga so lange hatte täuschen lassen; denn es stand jetzt erst klar vor seiner Seele, daß sie ihn mit ihren Netzen umsponnen hatte, um ihn an ihren Triumphwagen zu fesseln. Schrecken und Widerwillen bemächtigten sich seiner, so oft er nur daran dachte, wie nahe er daran gewesen, in ihre Schlingen zu fallen; denn sein durchaus edler Sinn verschmähete ein Verhältniß, wie sie es ihm, allem Anscheine nach, zu bieten beabsichtigte. Wie ein heiliges Kleinod hielt er seine Liebe zu Georginen in seinem Herzen verborgen und überhäufte sich selbst mit den bittersten Vorwürfen, daß er sich durch die Reize der schönen Wittwe auch nur einen Augenblick hatte verblenden lassen. Doch die Festigkeit seines Charakters ließ ihn bald zu dem Entschlusse gelangen, ähnliche Versuchungen entschieden von sich abzuwehren, und hinfort jedes Zusammentreffen mit der Generalin, so viel als möglich gänzlich zu vermeiden. Die überhäuften Dienstgeschäfte, die ihn in den nächsten Tagen in Anspruch nahmen, gaben ihm auch einen gegründeten Vorwand, ihre schriftlichen Einladungen, sie in ihrer neuen Wohnung zu besuchen abzulehnen; doch ihre glühende Leidenschaft verleitete sie bald zu weiteren unvorsichtigen Schritten. Nicht allein, daß sie wiederholt auf dem Exercierplatze in ihrer Equipage erschien, und seine Aufmerksamkeit, während er mit den militairischen Uebungen seiner Leute beschäftigt war, vor den Augen Aller auf sich zu ziehen suchte; verfolgte sie ihn auch in Verkleidung zuweilen und drang endlich sogar in männlichem Costüm bis in sein Quartier, welches er in der Caserne bewohnte.

Aber gerade dadurch verfehlte sie ihren Zweck, denn die Verletzung aller weiblichen Sitte, die sie zur Schau trug, empörte ihn und scheuchte ihn nur noch mehr von ihr zurück. Das Mitleid, welches er bisher für sie gefühlt, hatte sich bereits in offenbaren Widerwillen verwandelt, und alle Künste der Koketterie, welche sie in der raffinirtesten Weise ausübte, waren nicht mehr im Stande ihn auch nur auf einen Augenblick zu verblenden. Als sie sich aber so weit vergaß, in Männerkleidung bis in seine Wohnung zu dringen, da zwang ihn sein offener redlicher Sinn, sich durch eine entschiedene Erklärung von ihren zudringlichen Verfolgungen zu befreien. Er gestand ihr, daß er bereits eine heiße und innige Liebe in seinem Herzen trage, die er treu und heilig zu bewahren fest entschlossen sei; und deutete ihr an, daß das freundschaftliche Verhältniß, in welchem er zu ihr gestanden, die schmählichsten Mißdeutungen erfahren habe, die ihren Ruf verletzen müßten, weshalb er es durchaus für nothwendig erachte, daß sie in Zukunft einander fern blieben.

Mit finsterm Erstaunen nahm sie diese Erklärung auf, und schien sich tief verwundet dadurch zu fühlen. Doch noch gelang es ihr den auflodernden Zorn, der sich in ihr regte zu unterdrücken, und indem sie ihm jetzt mit gleicher Offenheit entdeckte, daß nur ihre glühende Liebe zu ihm sie zu allen diesen Schritten bewogen habe, suchte sie ihn durch Thränen und Bitten zu erweichen, und seinen Entschluß sich fern von ihr zu halten, zu erschüttern; doch vergebens. Stanislaus wankte nicht, er trat ihr nur um so schroffer gegenüber

und sie verließ ihn endlich in der furchtbarsten Aufregung und unter heftigen Rachedrohungen, welche verriethen, wie tief ihr Stolz verwundet worden war. Doch er legte diesen Aeußerungen ihres Zornes wenig Gewicht bei und weit davon entfernt Besorgnisse deshalb zu hegen, hatte er sie im Drange der kriegerischen Ereignisse und seiner militairischen Verpflichtungen, welche seine ganze Zeit in Anspruch nahmen, nach wenigen Tagen schon beinahe gänzlich vergessen.

So war der vierte November herangekommen und um zum größten Erstaunen des Fürsten Mentschikoff die Vorhersagung der barmherzigen Schwester Constantia wahr zu machen, waren die beiden jüngsten Söhne des Kaisers Nikolaus, die Großfürsten Nikolaus und Michael, von Kischeneff eingetroffen, und hatten die entschiedene Weisung ihres Vaters an den Oberfeldherrn mitgebracht, ungesäumt einen entscheidenden Schlag zu wagen, durch welchen die Belagerer vernichtet, oder doch aus der Krim verjagt werden sollten. Der Fürst Mentschikoff hatte auch bereits Alles zu einer Hauptschlacht vorbereitet und nicht allein die Festung war mit frischen Truppen überfüllt, sondern auch dem Lager außerhalb derselben, waren bedeutende Verstärkungen zugeführt worden. Es läßt sich auch durchaus nicht leugnen, daß es den Russen gelungen war ein ansehnliches Heer zusammen zu bringen, welches den Verbündeten an Anzahl und besonders an Artillerie und Cavallerie überlegen war. Im südlichen Theile der Festung befanden sich 32 Bataillone mit 240 Feldgeschützen und im Nordfort 6500 Mann. Im Lager an der Tschernaja aber stan=

den 66 Bataillone, 37 Schwadronen regelmäßiger Cavallerie nebst 34 Sotnien Kosacken, mit 244 Feldkanonen. Zusammen bildeten also diese Truppen eine Streitmacht von 108,000 Mann, mit 484 Kanonen. Mit dieser Macht ließ sich allerdings ein bedeutender Schlag wagen, der um so nothwendiger erscheinen mußte, da die Alliirten mit unglaublicher Schnelle in ihren Belagerungsarbeiten vorgerückt waren. Die zweite Parallele war bereits vollendet und die Anlage der dritten hatte schon begonnen. Ließ man den Feind auf diese Weise der Festung ungestört immer näher rücken, so war zu befürchten, daß er schon in wenigen Tagen zum Sturme schritt und alle seine Kräfte aufbot, um die Festung noch vor Eintritt der harten Winterzeit zu nehmen, damit er seinen Truppen bessere Quartiere schaffen könne, als sie die offenen, freien Lagerplätze darboten. Auch hatte das unausgesetzt fortdauernde Bombardement in der Stadt bereits erheblichen Schaden angerichtet und bedeutende Brände verursacht. Deshalb hatte auch Mentschikoff geglaubt den Versuch wagen zu müssen, dem drohenden, allgemeinen Angriffe nicht allein zuvorzukommen, sondern ihn wo möglich für immer zu vereiteln.

Sobald seine Absicht bekannt wurde, verbreitete sich nicht allein im russischen Lager, sondern auch in der Festung großer Jubel, welcher am letzteren Orte durch die unvermuthete Ankunft der beiden kaiserlichen Prinzen nur noch gesteigert wurde. In ganz Sebastopol erblickte man fast nur noch Soldaten und auf allen Plätzen und Straßen, in allen Caffeehäusern und andern öffentlichen Orten hörte man von nichts sprechen, als von der un-

zweifelhaften Vernichtung, der ganzen feindlichen Armee, woran die übertriebensten Hoffnungen auf weitere glückliche Erfolge und kühne Eroberungen geknüpft wurden. Ganz Europa wurde schon im Voraus in kleine Stücke zerschnitten und unter die tapfern russischen Sieger in der Einbildung vertheilt. Zwischen allen diesen, zum größten Theil auch durch Wein und Branntwein begeisterten Truppen, trieben sich aber die schwarzen Pfaffen herum und suchten durch fanatische Reden, durch Siegesprophezeihungen und laute Gebete zu ihrem russischen Gotte, das Feuer des Muthes nur noch mehr anzufachen.

Stanislaus hielt sich fern von diesem Treiben, denn er verachtete die lächerlichen Rodomondaten, obgleich er die Tapferkeit des russischen Heeres, der es nur leider an kriegerischer Ausbildung und genialer Leitung fehlte, wohl zu schätzen wußte. Unter den Offizieren des Regimentes Minsk, dem er jetzt angehörte, befanden sich mehrere geborene Polen, mit welchen er sich schnell befreundet hatte, und mit einigen derselben, saß er in seinem Quartiere beisammen, wo sie unter ernsten, aber weniger hoffnungsreichen Gesprächen, der vergangenen Ereignisse gedachten und den kommenden entgegensahen. Das Regiment Minsk hatte sich an den Kämpfen vom 25. und 26. October nicht betheiligt; aber da man jetzt eine Hauptschlacht erwartete, so war auch mit ziemlicher Gewißheit darauf zu rechnen, daß es daran Theil nehmen würde und man harrte schon den ganzen Abend hindurch auf die bestimmte Ordre zum Ausmarsche.

Endlich, um 9 Uhr Abends, am 4. November, begannen plötzlich die Glocken von allen Kirchthürmen zu läuten und zugleich rief die wirbelnde Trommel zum Sammeln. Stanislaus und die ihm befreundeten Offiziere sprangen von ihren Sitzen empor, und nach wenigen Augenblicken eilten sie vollkommen gerüstet, in den Kasernenhof hinab, wo die einzelnen Compagnieen ihres Regimentes bereits schweigend zusammen traten. Doch es galt noch nicht einem Ausrücken gegen den Feind; die Soldaten sollten erst durch die unvermeidliche Einsegnung zum Kampfe und Tode geweiht werden. Erst als das Regiment sich in Bewegung setzte, erfuhr man, daß es nach dem Dome marschiren sollte, um dort einem feierlichen Gottesdienste beizuwohnen. Aber Stanislaus und seine Freunde befanden sich durchaus nicht in der Stimmung, der Art und Weise, wie die fanatischen Priester auf die rohen Naturen der Soldaten einzuwirken suchten, ihren Beifall und ihre Theilnahme zu schenken, da sie nicht der griechischen, sondern der katholischen Kirche angehörten, und es keineswegs zu billigen vermochten, daß man die christliche Religion, die nur Frieden und Liebe predigt, in weltliche Kriegshändel mischte und die einfältigen Soldaten zu überreden suchte, daß sie für ihren Gott kämpfen und Blut und Leben für ihn lassen müßten. Sie fanden darin eine Lästerung und Herabwürdigung des sogenannten, russischen Gottes, durch seine eignen Priester, zu einem blutgierigen, rachedürstigen Wesen, die sie nach den Ansichten der reinen Christenlehre nicht zu billigen vermochten.

Das Gotteshaus war hell erleuchtet und die Ein-

segnung der Schlachtopfer, mit ihren Fahnen und Waffen, wurde mit dem ganzen Pomp der griechischen Kirche vollzogen und es läßt sich nicht leugnen, daß es den fanatischen Priestern auch wirklich gelang, in den rohen Gemüthern der Soldaten, durch ihre fast wahnsinnigen Reden einen gewissen Rausch zu erregen, welcher Rachgier und Blutdurst erweckte, und sie dadurch allerdings zu wilden und gefährlichen Feinden machte. Die Ceremonie war auch noch nicht beendet, als die Soldaten auch schon in einen gellenden Schlachtenruf ausbrachen und ungestüm verlangten, gegen den Feind des heiligen Rußlands geführt zu werden.

Stanislaus hatte indessen, wenig Antheil an der Feier nehmend, in trübe Gedanken verloren, an eine Säule gelehnt, und mit untergeschlagenen Armen, selbst im Schatten stehend, in das flimmernde Lichtgefunkel hinein geblickt. Da hörte er plötzlich, sehr vernehmlich und ganz nahe seinen Namen flüstern. Verwundert schaute er sich um und erblickte hinter der Säule eine schwarzgekleidete und in einen langen, schwarzen Schleier ganz verhüllte Dame. An ihrem hohen, vollen Wuchse, und an ihren funkelnden Augen, die feurig durch das leichte Gewebe, welches ihr Antlitz bedeckte, hindurchblitzten, erkannte er Olga, und seine Stirn zog sich in finstere Falten zusammen.

„Stanislaus;“ rief sie ihm mit gedämpfter Stimme zu; „Du ziehst in den Kampf Theurer! Laß uns nicht scheiden, ohne uns versöhnt zu haben. Hier an dieser heiligen Stätte schwöre ich Dir es, daß ich Dich liebe, wie ich noch niemals einen Mann geliebt —“

Doch Stanislaus unterbrach sie fast heftig, indem er zu ihr sprach: „Schweigen Sie und entweihen Sie diesen heiligen Ort nicht, durch Ihre Liebesschwüre, die ich fest und entschieden zurückweisen muß. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich selbst das freundschaftliche Band, welches mich an Sie knüpfte, um Ihres Rufs, um Ihrer Ehre willen, trennen mußte; ich habe Ihnen ein offenes Geständniß abgelegt —"

Doch sie ließ ihn nicht ausreden und unterbrach ihn mit den Worten: „Ich glaube nicht an Dein Geständniß, Stanislaus! Nein, nein, Du liebst keine Andere und es kann Dich kein weibliches Wesen mehr lieben, als ich. Gehe nicht zürnend von mir, ohne Abschied. Ich muß Dich sprechen, ehe Du ausziehst in den Kampf, nur wenige Minuten, gönne mir diesen Abschied —"

„Das kann auch hier — jetzt gleich geschehen!" entgegnete Stanislaus. „Lassen Sie uns scheiden, ohne Groll! Ich zürne Ihnen nicht und wollen Sie einen Freundesrath von mir annehmen, so verlassen Sie Sebastopol, sobald als möglich. Leben Sie wohl!" Und mit einer leichten Neigung seines Hauptes verließ er die Säule und trat zu einer Offiziergruppe, welche wenige Schritte von ihm entfernt stand.

Olga sendete ihm einen wüthenden Blick nach, und unter leisem Zähneknirschen rief sie mit unterdrückter Stimme: „Hüte Dich, daß ich Dich nicht verderbe, stolzer Pole!" Dann wendete sie sich rasch ab von ihm und ging eilig, in großer Aufregung den langen Säu-

lengang hinab, bis zum Ausgange des Doms, wo sie verschwand.

Diese ganze Scene war aber nicht ohne Zeugen geblieben; denn in einem vergitterten Betstuhle, ganz nahe bei jener Säule, an welcher Stanislaus gelehnt hatte, befanden sich drei barmherzige Schwestern, welche die schöne Wittwe nicht allein gesehen, sondern auch ihr Gespräch mit dem jungen Manne gehört hatten, so leise es auch geführt worden war.

Da sich die Ceremonie ihrem Ende näherte, so traten sie geräuschlos aus dem Kirchenstuhle heraus und die Eine derselben näherte sich Stanislaus, und flüsterte ihm mit unterdrückter Stimme und in sichtbarer Bewegung zu: „Graf Krasinsky, gedenken Sie Ihrer Mutter im Kampfe!"

Dann wendete sie sich rasch von ihm ab und schritt mit ihren Gefährtinnen eilig den Säulengang hinab, worauf sie den Dom verließen.

Stanislaus hatte sich zwar sogleich nach ihr umgewendet, als sie zu ihm sprach, doch vermochte er ihr dichtverschleiertes Antlitz nicht zu erkennen, und ihre feierliche Warnung erregte einen so seltsamen, tiefergreifenden Eindruck in ihm, daß er wie gefesselt stand, und erst daran dachte ihr zu folgen und sie um nähere Erklärung ihrer Anrede zu bitten, als sie bereits verschwunden war. Er vermochte sich ihre Worte nicht anders zu deuten: als, daß sie durch die Mahnung, seiner Mutter zu gedenken, ihn veranlassen wollte sich im Kampfe zu schonen, und sich nicht zu tollkühn den Gefahren auszusetzen, die ihn vielleicht noch in dieser Nacht er-

warteten. Nun hatten aber gerade in der letzten Zeit die kriegerischen Ereignisse seinen Geist so ausschließlich beschäftigt, daß er seiner geliebten Mutter weniger, als es sonst der Fall war, gedacht hatte, weshalb ihm auch die warnende Stimme schwer auf sein Herz fiel. Wer aber konnte die geheimnißvolle Warnerin sein, die das innige Band, welches ihn mit seiner Mutter verknüpfte, so genau zu kennen schien, und die eine so rege Theilnahme für ihn zeigte, hier am Ende des Reiches, auf dem wilden Kampfplatze, wo er sich von allen Freundesherzen verlassen fühlte? Er wußte sich das Räthsel nicht anders zu lösen, als daß die barmherzige Schwester — denn als solche hatte er sie auf den ersten Blick erkannt — eine Freundin seiner Mutter und von dieser beauftragt sei, seine kindlichen Erinnerungen zu wecken. Es ließ sich dies wohl vermuthen, da nicht selten Damen aus den höchsten Ständen des Reichs in den Orden der barmherzigen Schwestern traten, und mit bewundernswerther Selbstverleugnung die Pflichten der Menschenliebe erfüllten. Er beschloß deshalb auch, sobald ihm irgend Zeit dazu bliebe, sich nach dem Kloster der barmherzigen Schwestern zu begeben und dort nähere Nachforschungen nach der ihm Unbekannten anzustellen. Zugleich aber gelobte er sich auch im Stillen, ihre Warnung, so weit es ihm seine militairische Ehre erlaubte, zu beherzigen. Doch wenige Minuten später wurden seine Gedanken wieder durch seinen Dienst in Anspruch genommen; denn als die Feierlichkeit beendigt und sein Regiment vor dem Dome wieder in Reihe und Glied getreten war, erhielt es Befehl nach dem Quarantaine-

fort zu marschiren und dort bis auf weitere Ordre zu bleiben. Ein leises Murren ertönte durch die Reihen; denn die zum Kampfe aufgeregten Soldaten wären weit lieber gleich zur Festung hinausgezogen, um sich mit dem Feinde auf offenem Felde zu schlagen. Jetzt aber sahen sie sich zu einem weit beschwerlicheren und gefährlicheren Dienste, in einem dem Geschützesfeuer der Belagerer am meisten ausgesetzten, festen Werke beordert, wo sie den feindlichen Bomben preisgegeben waren und ihre Waffe nur im Falle eines Sturmes zur Abwehr und Vertheidigung gebrauchen konnten. Ihr Murren wurde jedoch von den höheren Offizieren, welche das Regiment führten, nicht beachtet und so zog das Regiment bald darauf in das Quarantainefort ein, an der Bucht von Sebastopol gelegen, der französischen Flotte gegenüber. Es war ein mächtiges Werk. Auf der Anhöhe gegen das Belagerungscorps hin, zeigte es sechszehn steinerne Batterien, deren jede durchschnittlich mit 18 Geschützen des schwersten Kalibers armirt war. Diese Batterien waren mit Sturm nicht zu nehmen; denn sie waren am Rande fast senkrecht abfallender Felswände erbaut. Auf der äußersten Linken dieser Batterien, standen sie in unmittelbarer Verbindung mit dem sogenannten Malachowhügel, auf welchem sich der so berühmt gewordene, westliche runde, oder Malachowsthurm erhob, der mit seinen dreißig Kanonen und im Verein mit dem Quarantainefort das umliegende Plateau durch ein Kreuzfeuer vertheidigte.

Das Plateau von Sebastopol läuft gegen diese Stadt und den Hafen in mehrere Schluchten aus, von

welchen die letzte, die von Kilen Balka genannt wird und dicht vor der Schiffervorstadt, in der sogenannten Kalfaterbucht endigt und sich aufwärts in südlicher Richtung, bis etwa zur halben Entfernung vom östlichen Rande der genannten Hochebene fortzieht. Mit ihrem Ende stößt diese Schlucht hier fast mit einer andern zusammen, die in nordöstlicher Richtung von dem Plateau in das Thal von Inkerman abfällt und durch welche die Landstraße von Sebastopol nach Baktschisserai führt. Im Grunde dieser zweiten Schlucht befinden sich ausgedehnte Steinbrüche und die Berge östlich derselben bilden die Ostecke, des westlich, zwischen ihr und der Schlucht von Kilen Balka befindlichen aber, das Nordende des die Festung einschließenden, Höhenrückens. Dieser letztbezeichnete Theil des Plateaus, welcher mit Gebüsch bewachsen, noch von mehreren kleinen Schluchten durchschnitten ist, fällt nach Norden überaus steil gegen das Ende der Hafenbucht ab. Die Nordecke der Hochebene besteht dagegen aus kahlem Kalksteinfelsen und gränzt in ihrer ganzen Ausdehnung an das Thal von Inkerman. In diesem fließt die Tschernaja und mündet in die Hafenbucht aus. Unfern dieses Punktes führt, der Straße nach Baktschisserai wegen, noch eine Brücke über den Fluß und einige hundert Schritte weiter abwärts liegen die Ruinen der ehemaligen Stadt Inkerman.

Von diesem Punkte aus sollte nun der russische General Wlastow die Berge der Ostecke des Plateaus von Sebastopol angreifen und sich auf denselben festsetzen. Für größere Truppenmassen und für Artillerie

sind jedoch diese Höhen, von dem Thale von Inkerman aus, nur auf dem Wege, welcher nach Baktschisserai führt, zu ersteigen, und da die Schlucht, durch welche diese Landstraße aufwärts führt feindlicher Seits verschanzt und durch Vorposten besetzt war, so hatte General Ssoimonoff, um Wlastow Zeit und Gelegenheit zu verschaffen, diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, den Befehl erhalten, vor dessen Angriffe, aus der Schlucht von Kilen Balka gegen den rechten Flügel der Belagerungsarmee hervorzubrechen und diesen wenigstens zu beschäftigen, wo möglich aber im ersten Angriffe, bis über den Punkt hinaus zurückzutreiben, wo der erwähnte Weg in die Hochebene ausläuft. Nachdem aber Wlastow die Höhen gewonnen und oben aufmarschirt war, sollten sich beide Heeresabtheilungen gegenseitig unterstützen und in der Flanke und Front zugleich den rechten Flügel der Verbündeten bestürmen, während gleichzeitig ein Ausfall aus der Festung geschehen und Fürst Gortschakoff das Lager von Balaklawa überrumpeln sollte, um eine totale Niederlage des Feindes herbeizuführen. Im ungünstigen Falle hoffte man wenigstens, daß Wlastow, während Ssoimonoff allein den Kampf unterhielt, Zeit gewinnen würde, sich in den feindlichen Werken auf der Nordostecke des Plateaus festzusetzen, was an sich vielleicht schon allein genügt haben würde, die Verbündeten zur Aufhebung der Belagerung zu bewegen. Vor Allem kam also vorzüglich Alles darauf an, daß General Wlastow die Höhen noch im gefechtstüchtigen Zustande gewann.

Es war eine kalte dunkle Nacht und der Regen

floß unaufhörlich in Strömen herab. Die Armee der Verbündeten war durch Verwundungen und Krankheiten bereits nicht unbedeutend vermindert worden und der überaus beschwerliche Dienst, verbunden mit der rauhen Witterung und mancherlei Entbehrungen, lieferte täglich neue Opfer in die Feldspitäler. So waren denn auch in dieser Nacht die englischen Vorposten erschöpft und ganz durchnäßt und es war eben nicht zu verwundern, wenn sie nicht überall sich der scharfen Aufmerksamkeit befleißigten, welche man von Schildwachen, dem Feinde gegenüber, verlangt. Diejenigen, welche in der Nähe Sebastopols, auf den umliegenden Anhöhen standen, hörten fast die ganze Nacht hindurch, von der Festung herüber, das Glockengeläute von allen Thürmen. Sie sahen auch die Kirchen erleuchtet, aber sie achteten wenig darauf; denn sie hatten diesen nächtlichen Gottesdienst schon oft bemerkt. Selbst nächtliche Angriffe und Allarmirungen, von Seiten der Russen waren so häufig, daß sie gar keine Ueberraschung mehr gewährten, sondern zu den täglichen Vorkommnissen gerechnet wurden.

Niemand ahnete deshalb auch im englischen Lager, daß sich der Feind gerade diese unfreundliche Nacht ausersehen habe, um mit so gewaltigen Streitmassen einen Angriff zu wagen. Das ganze englische Lager war in Ruhe und Sicherheit eingewiegt. Der wackere General de Lacy Evans hatte schon längst die unsichere Stellung der zweiten englischen Division, auf diesem schutzlosen Punkte erkannt. Es war dies der einzige Punkt, welcher den Russen eine Ueberrumpelung gestattete, da gerade hier mehrere Schluchten und Thalkrümmungen

sich nach dem Kamme des Hügels hinauf ziehen, an dessen Seite die brittische Flanke, ohne Verschanzungen und Verhaue sich schutzlos anlehnte. Aber der Oberfeldherr schien ein zu großes Selbstvertrauen zu besitzen und die gerechten Warnungen des Generals Evans blieben unberücksichtigt. Man hatte zwar eine Batterie mit Schanzkörben, Sandsäcken und Faschinen am Abhange der Höhe über Inkerman, auf der Ostseite aufgeworfen, auch mit zwei Achtzehnpfündern armirt, diese aber später wieder entfernt. Die Russen hatten in dem Treffen vom 26. October ihre Stärke bereits an demselben Punkte versucht, und es ließ sich vermuthen, daß sie damals eigentlich nur eine Recognoscirung in größerem Maßstabe vornahmen und nur ihre Verstärkungen abwarteten, um durch diese Lücke das schlafende Lager im nächtlichen Dunkel zu überfallen.

Schon um 4 Uhr Morgens hörte das scharfe Ohr eines Sergeanten auf einem Vorposten der zweiten Division ein verdächtiges Räderknarren und Wagengerassel unten im Thale und säumte auch nicht, seinem Majore sogleich eine Meldung zu machen. Dieser nahm sich jedoch nicht die Mühe in dem abscheulichen Wetter weiter nachzuforschen, sondern meinte nur, das Geräusch möge von Munitionskarren herrühren, die sich auf der Straße von Inkerman bewegten und nach Sebastopol bestimmt wären. Deshalb wurde auch dem Brigade-General Codrington, als er kurz nach fünf Uhr die Vorposten seiner Brigade von der leichten Division inspicirte, berichtet, daß nichts Außergewöhnliches vorgefallen sei. Da jedoch ein diensthuender Hauptmann

der Möglichkeit gedachte: daß die Russen diesen dunkeln, unfreundlichen Morgen vielleicht zu einem Angriffe benutzen könnten, entgegnete Codrington, einer der kaltblütigsten und tapfersten Offiziere der englischen Armee: „Laßt sie nur kommen! Wir sind ja munter!“ und wendete dann sein Pferd, um durch das Buschwerk nach seinen Linien zurückzukehren. Doch er war kaum einige Schritte weit gekommen, als sich am Fuße des Hügels und zur Linken des Piquets von der leichten Division, schon ein lebhaftes Musketenfeuer hören ließ. Ohne Säumen wendete sich der General nach dieser Richtung und als er sich überzeugt, daß wirklich ein Kampf begonnen hatte, sprengte er nach dem Lager zurück, um seine Division herauszuführen. Die Russen drangen jetzt mit Macht heran und der Regen, welcher sich in einen dichten Nebel umgewandelt hatte, hüllte sie fast gänzlich ein, so daß sie in ihren grauen Mänteln fast unsichtbar blieben, selbst als sie schon ganz nahe herangekommen waren. Kaum hatten die englischen Piquets den Feind wahrgenommen, der in Massen die steilen Abhänge des Hügels heraufstieg, so wurden sie auch schon durch einen Hagel von Flintenkugeln, die ganz in ihrer Nähe auf sie abgeschossen wurden, zum Rückzuge auf den Gipfel des Hügels genöthigt. Dort aber machten sie den Andringenden jeden Schritt streitig, und beantworteten das feindliche Feuer so lange, als sie nur noch eine Patrone hatten.

Gegen 5 Uhr Morgens, am 5. November, hatte sich die Colonne des russischen Generals Ssoimonoff in Bewegung gesetzt, um die erhaltene Ordre auszuführen.

Die Regimenter Tomsk und Koliwan bildeten die Spitze und ihnen folgte zur Unterstützung das Regiment Jekatherinenburg. Das Gros wurde durch die Regimenter Butir und Uglitzk gebildet, und in Reserve blieben vorläufig die Regimenter Susdal und Wladimir. Zwei Compagnien Scharfschützen und eine starke Abtheilung Tschernomoren schwärmten der Colonne vorauf, welcher eine starke Artillerie folgte. So günstig nun aber auch der dichte Nebel für die Angreifenden war, so wurde er ihnen doch in anderer Hinsicht verderblich; denn die Regimenter Tomsk und Koliwan, anstatt rechts aus der Schlucht von Kilen-Balka hervorzubrechen, hielten sich links; das Regiment Jekatharinenburg verfolgte jedoch die vorgeschriebene Richtung, wodurch alle drei Regimenter zugleich in das Feuer kamen und die Kraft von zwei Regimentern, durch das Verirren derselben, dem beabsichtigten Stoße gerade auf dieser schwachen Stelle entzogen wurde. Für den General Wlastow hatte jedoch dieser Irrthum die günstige Folge, daß er späterhin, nach Vertreibung der Engländer von diesem Theile des Schlachtfeldes, fast ungehindert bis zu den Höhen vordringen konnte. Ueberhaupt wäre dieser Fehler vielleicht noch zum Glücke ausgeschlagen, wenn man nur nicht nachher die Regimenter Tomsk und Koliwan ganz vergessen, und sie sich, bis über die Mitte der Schlacht hinaus, selbst überlassen hätte.

Anfangs schienen die Engländer den Angriff nur als eine der gewöhnlichen Neckereien anzusehen, die so oft schon vorgefallen waren, um ihre Wachsamkeit zu erproben, und erst als die verirrten beiden Regimenter

mit einem donnernden Hurrah, sich auf die feindliche Vorpostenlinie warfen, wurde das ganze englische Lager unter die Waffen gerufen.

Die erste Brigade unter Codrington besetzte die lang gestreckten Abhänge, zur Linken gegen Sebastopol zu, schützte die rechte Batterie und deckte gegen einen Angriff von der Seite her, während die zweite Brigade unter General Buller sich links von der zweiten Division mit dem vorgehenden elften Regimente formirte. Die Gardebrigade, unter dem Herzog von Cambridge und dem Generalmajor Bontink, rückte gleichfalls vor in die Fronte und besetzte, im vollen Laufe herbeistürzend, das höchst wichtige Terrain auf der rechten Flanke der zweiten Division, von welcher sie durch eine tiefe und steile Schlucht getrennt war. Die vierte Division unter Generallieutenant Cathcart rückte in die Front links von dem durch die Colonnen der zweiten besetztem Terrain und rechts von der Angriffsseite ein.

Der Kampf, welcher sich nun entwickelte, war einer der furchtbarsten, welcher jemals gekämpft worden ist; denn es war keine regelmäßige Schlacht, sondern nur eine Reihenfolge der entsetzlichsten Bajonetangriffe, die bald von den Russen, bald von den Engländern ausgeführt wurden und welchen sich später auch noch einige französische Abtheilungen von General Bosquets Deckungscorps anschlossen. Außer in den Schlachten bei Eylau, Borodino oder Belle-Alliance, hat wohl nirgends ein blutigeres Ringen stattgefunden. Weit über eine Stunde lang ras'te das Gefecht auf diesem einzigen Punkte hin und her und erinnerte an Schillers Worte, in seiner

Jungfrau von Orleans: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!“ Man sah rings von Nebelwolken umhüllt ein unaufhörliches auf und nieder wogendes Gewühl und dazwischen das Aufblitzen einiger Schüsse. Man hörte nur das wüthende Geschrei der Kämpfenden, das Klirren der Waffen und zuweilen das Wirbeln der Sturmtrommeln, oder das gellende Geheul der Signalhörner. Zweimal wurden während dieser Zeit die Russen von den Engländern bis in die Schlucht von Kilon Balka zurückgetrieben, doch kehrten sie mit erneueter Wuth zurück und die Engländer wurden zweimal bis in ihr Lager zurückgedrängt. In Schluchten, Thalengen, in Gebüschen, abgelegenen Vertiefungen und auf freien Anhöhen, überall kämpfte man Mann gegen Mann, Brust an Brust mit einer an Raserei gränzenden Erbitterung und doch sah man nirgends weiter, als höchstens dreißig Schritte vor sich. In diesem unheimlichen Halbdunkel führten die Generale ihre Colonnen durch dichtes Gestrüpp, Dorngebüsch, die Anhöhen auf und ab, wo sie bei jeder Wendung von einem Feinde beschossen wurden, den sie nicht sehen konnten und dessen Kugeln sie doch fühlten. Inzwischen war es auch den Russen gelungen, während der Nacht, auf den Höhen vor der rechten englischen Flanke eine furchtbare Artillerie, wenigstens vierzig schwere Geschütze aufzustellen, aus welchen sie unaufhörlich Hohl- und Vollkugeln schleuderten. Viel Blut war bereits geflossen, als der Tag anbrach, aber Regen und Nebel dauerten fort und man unterschied kaum die Hand vor Augen. Neue, russische Schlachthaufen betraten mit Tagesanbruch

die Wahlstatt und die Soldaten sangen von ihrer Feldmusik begleitet: „Gott erhalte den Czaaren," und jubelnd, als ob es zum Tanze ginge, zogen sie in den blutigen Kampf. Mit dem wenn auch nur schwachen Leuchten des Tageslichtes hatte die Schlacht aber auch einen regelmäßigern Charakter angenommen und das wilde, sinnverwirrende Geschrei war nach und nach verstummt; die Gewehrsalven krachten geregelter, und die Kanonen donnerten dazwischen, daß die alten Felsen unter den Füßen der Streitenden bebten. Allem Anscheine nach schien der Kampf für die Russen bereits eine ungünstigere Wendung zu nehmen, der General Ssoimonoff war bereits getödtet, und der General Villebois, der nächste nach Jenem im Commando, war schwer verwundet. Alle Bataillonchefs von drei im Feuer stehenden Regimentern waren gleichfalls gefallen. Endlich waren auch die beiden Schanzen, welche die Russen in der ersten Ueberraschung genommen hatten, von den Engländern wieder zurückerobert worden.

Aber auch diese hatten bedeutende Verluste gehabt; der Brigadier Goldin wurde ihnen getödtet und der Brigadier Torrens verwundet. General Cathcart wurde von einer Kugel getroffen, deren Kraft sich jedoch am Kreuze des Bathordens brach, das er an einem Bande um den Hals trug. Ohne sich dadurch beirren zu lassen, drang er mit seinen Leuten unaufhaltsam vor und schon war er mit den gelichteten Reihen seiner Braven der feindlichen Linie bis auf zehn Schritte nahe gekommen, als ihm eine zweite Kugel die Brust durchbohrte. Der greise Held sank aus dem Sattel und die herzustürzenden

Russen ließen ihre grausame Wuth noch durch Bajonettstiche an ihm aus. Sein Adjutant, Obrist Seymour, sank gleich neben ihm mitten in das Herz getroffen. Die Truppen, welche er angeführt hatte, wehrten sich jetzt wie Löwen gegen eine fünffache Uebermacht, und sie wären am Ende erlegen, wenn nicht die Franzosen zu Hülfe herbeigeeilt wären. Ein furchtbarer Schlachtenruf ertönte und auf dem Kamme des Hügels erschienen, wie im Fluge, die wohlbekannten Zuaven und der Vortrab der Brigaden Autemarre und Bourbarki, welche unter Bosquet heranzogen. Ehe sich die Russen noch von ihrem Erstaunen über das plötzliche Erscheinen der Franzosen erholen konnten, erhielten sie schon eine furchtbar wirkende Salve und bald darauf wankten und zersplitterten ihre Reihen, unter dem furchtbaren Bajonetangriffe der Franzosen. Leider war Bosquet in denselben Fehler verfallen, welcher dem General Cathcart das Leben gekostet hatte. Er griff den Feind mit großem Ungestüm in seiner Fronte an und warf ihn in das Thal hinab. Die Russen aber wichen zwar in der Front, sammelten sich jedoch nach der Flanke, wodurch die Franzosen von der Rechten und im Rücken zugleich bedroht wurden und bei ihrem jetzt nöthig werdenden Rückzuge nach der Höhe viele Leute verloren. Auch der Obrist de Cannas fiel, nachdem er mit außerordentlicher persönlicher Tapferkeit gefochten und mit einem kurzen schottischen Schwerte, Claymore genannt, mit eigener Hand fünf Russen niedergehauen hatte.

Es kann nicht unsere Absicht sein eine ausführliche Beschreibung der ganzen Schlacht zu liefern, wozu ein

größerer Raum erforderlich wäre, als uns vergönnt ist; deshalb wollen wir auch nur noch einige Scenen schildern, an welchen einige Hauptpersonen unserer Erzählung thätigen Antheil nahmen.

Die Schlacht hatte schon geraume Zeit geras't, als in den Belagerungsbatterieen der Franzosen noch große Ruhe herrschte. In der Batterie No. 2, dem Quarantainefort ziemlich gegenüber, commandirte der Capitain Hector de Beaumonte, und er sowohl als seine Braven wünschten nichts sehnlicher, als auch für ihre ehernen Schlünde Beschäftigung zu finden. Doch hatte es durchaus nicht den Anschein, als ob ihre Batterie am Kampfe theilnehmen würde und ihr Befehlshaber ging deshalb auch sehr unruhig und mit verdrießlicher Miene auf und nieder.

„Ein erbärmlicher Krieg!" murmelte er verdrießlich vor sich hin, indem er sich auf einer Kanonen-Lavette niederließ. „Ich ahne schon, wir werden auch heute nicht mit zum Tanze kommen, und doch scheint es da drüben verteufelt heiß herzugehen."

„Und mir ahnet —" bemerkte sein Freund Charles Morand, der eben zu ihm getreten war und die letzten Worte gehört hatte — „daß wir heute noch harte Arbeit bekommen werden. Es ist keine der gewöhnlichen Neckereien, mit welchen uns die Russen fast jeden Tag aus unserm besten Schlummer wecken; sie scheinen diesmal einen Hauptschlag zu beabsichtigen, und es auf nichts Geringeres abgesehen zu haben, als uns mit Sack und Pack in das schwarze Meer zu jagen. Zu einem gewöhnlichen Ausfalle bringen sie nicht so viel Artillerie

mit und sie scheinen eine artige Reihe Kanonen dort auf den Höhen aufgefahren zu haben."

„Und dieses höllische Wetter dazu!" schalt der Artillerie-Capitain weiter. „Solche unheimliche Witterung kann es auch nur hier am Ende der Welt geben. Hast Du in Deinem Leben einen so abscheulichen Nebel gesehen? Die ganze Festung ist eingehüllt in Dunstwolken, und man kann nicht sehen, was funfzig Schritte weit von uns vorgeht."

„Drum müssen wir heute die Augen in die Hand nehmen und uns auf unsere Ohren verlassen;" versetzte Morand. „Es wäre gar kein dummer Einfall von den Russen, wenn sie uns in diesem Nebel überfielen, denn wir würden sie nicht eher gewahr werden, als bis sie da wären. Ich will hinausgehen und horchen."

„Thue das!" erwiderte der Capitain. „Aber ich glaube kaum, daß sie sich um uns kümmern werden; denn sie haben da drüben genug mit den Engländern zu thun."

„Gleichviel! Vorsicht kann nicht schaden!" bemerkte Morand und verließ die Batterie, um auf einem schmalen Wege, welcher bis in die Nähe der Festung führte, durch den Nebel zu dringen. Doch kaum hatte er einige Schritte zurückgelegt, als sich Marion, die eben ihren gewöhnlichen Morgenbesuch in der Batterie abstatten wollte, um den wackern Artilleristen nach ihrer nächtlichen Wache Erfrischungen zu bieten, an seinen Arm hing.

Er empfing sie mit einem herzlichen Morgengruße, aber ihre sonst so freundliche Miene war ernst und finster und ihr sonst so muthvoll leuchtendes Auge, warf

ängstliche Blicke umher. „Wohin geh'st Du Charles?“ fragte sie besorgt.

„Nicht weit, mein gutes Kind;“ erwiderte er. „Ich will nur ein paar hundert Schritte weit gehen, um in den Nebel hinaus zu horchen, ob kein Feind naht. Du würdest aber wohl thun, wenn Du mich nicht begleitetest, sondern in die Batterie gingst, wo meine Kameraden Deine Herzstärkungen mit wahrer Sehnsucht erwarten, die ihnen bei der ungesunden, feuchten und rauhen Luft um so mehr zu gönnen sind.“

„Nein! Ich bleibe bei Dir!“ entgegnete sie entschieden. „Die ganze Gegend wimmelt von Russen und sie scheinen in dem fürchterlichen Nebel wie graue Gespenster herumzuschweben. Als ich von Balaklawa herüber kam, bin ich nur mit Mühe den Kosacken entronnen, indem ich mich in ein Gebüsch flüchtete, wo sie mich aus den Augen verloren. Bei Inkerman mag es heiß hergehen; es scheint eine förmliche Schlacht zu sein.“

„Mein armes Kind!“ rief Charles Morand, und drückte ihren Arm fester an seine Brust, denn die Gefahr, welcher sie sich ausgesetzt hatte, erregte seine lebhafteste Theilnahme und Besorgniß. „Du hättest Balaklawa nicht verlassen sollen, da Du doch den Lärm des Kampfes hörtest. Du darfst mir auch nicht mehr allein wieder dorthin zurückkehren, bis die Schlacht beendigt ist, und ich werde Dich nicht aus den Augen lassen, so viel es nur der Dienst erlaubt. Ach, wärst Du nur bei Deinem Vater geblieben!“

„Ich mußte kommen!“ versetzte sie mit einem finstern, schwermüthigen Ausdrucke, den er sonst gar nicht

an ihr gewohnt war. „Als der Schlachtenlärm mich diesen Morgen weckte, wurde mir plötzlich so bange um Dich, daß ich keine Ruhe mehr bei meinem Vater fand. Und wenn es mein Leben gekostet hätte, ich hätte zu Dir eilen müssen. Auch habe ich eine schlimme Botschaft auszurichten, an den Capitain, die ich nicht verzögern und auch keinem Andern anvertrauen mochte."

„Eine schlimme Botschaft?" wiederholte Charles mit Theilnahme. „Es wird doch Aminda nichts geschehen sein?"

„Aminda ist in vergangener Nacht spurlos aus Balaklawa verschwunden; fuhr Marion fort. „Sie scheint aber alle ihre Kostbarkeiten mit sich genommen zu haben und ihre Entfernung deshalb eine freiwillige zu sein."

„Aminda, verschwunden!" rief Charles bestürzt. „Dies wird ein harter Schlag für unsern armen Hector sein; denn er liebt die schöne Circassierin noch immer rasend."

„Und doch fürchte ich, sie verdient seine Liebe nicht;" antwortete Marion „Sie ist ein seltsames Geschöpf, und wie mir es scheint, hat sie sich nicht aus Liebe von unserm Capitain entführen lassen, sondern nur, um der Harems-Sklaverei, zu welcher der Pascha sie gezwungen hatte, zu entgehen und eine ungebundene Freiheit zu genießen. Schon nach der Schlacht an der Alma, als ich mich mit ihr auf dem Schlachtfelde verirrt hatte, und wir nach mancherlei Gefahren, in der Nähe des brennenden Dorfes Burliuk, das einsame Haus des

pensionirten, russischen Obristen Alberti erreicht hatten, da bemerkte ich, daß ihr Herz leicht entzündlich sei. Der alte Obrist hatte seinen Sohn, einen blutjungen, aber bildschönen, jungen Mann, der als Fähndrich in der russischen Armee dient, tödtlich verwundet vom Schlachtfelde heimgetragen, und der Unglückliche empfing von seiner eigenen Schwester, die irgend einem barmherzigen Orden anzugehören scheint, die erste Hülfe. Sie zog mit außerordentlicher Geschicklichkeit die Kugel aus der Brustwunde und rettete dadurch des Bruders Leben. Kaum aber hatte Aminda den jungen Mann, unter dem Vorwande ihm Krankenwärterdienste leisten zu wollen, gesehen, als sie auch bereits eine Flamme für ihn in ihrer Brust nährte. Als aber Jean Renard, des Capitains Diener, der ausgesendet worden war uns aufzusuchen und nach Balaklawa zu führen, uns später in jenem Hause fand; da mußte ich meine ganze Ueberredungskunst erschöpfen, um sie zu bewegen den Verwundeten zu verlassen und mir zu unserm Capitain zu folgen, der sie sehnsuchtsvoll erwartete. Später freilich schien sie ihr Herz dem Vicomte de Beaumont gänzlich wieder zugewendet zu haben, doch oft wenn ich mich mit ihr allein befand, sprach sie noch immer mit einem Feuer von dem jungen Alberti, welches deutlich verrieth, daß die Gluth ihrer Leidenschaft noch nicht gedämpft war. Ich kann mich täuschen, aber ich fürchte, daß sie sich nach dem Hause des Obristen geflüchtet hat, um den jungen Felix, welcher jetzt wahrscheinlich genesen sein muß, wieder zu sehen. Deshalb ist es mir lieb, daß ich Dich zuvor allein getroffen habe, denn ich weiß

mir keinen Rath, ob ich dem Capitain dies Alles so mittheilen soll, wie ich es Dir vertraute."

Charles schwieg einige Augenblicke nachdenkend, dann entgegnete er: „Nein, Du darfst ihm nicht Alles sagen, Du mußt ihm Deine Vermuthungen verschweigen. Schon ihr Verschwinden wird ihn schmerzlich verwunden, und der Verdacht, den Du hegst, würde ihn zur Verzweiflung bringen. Er liebt sie aufrichtig und glühend und hegt die redlichsten Absichten; denn oft hat er sie schon gebeten seine Gattin zu werden, und ihm nach Frankreich zu folgen, wenn er dem Kriege glücklich entgeht. Auch würde er kaum glauben an ihre Liebe zu dem jungen Manne, denn er baut felsenfest auf ihre Treue, seitdem sie sogar die Huldigungen des Prinzen Napoleon abgelehnt hat. Doch laß uns jetzt nicht weiter gehen; wenn ich nicht irre sind wir bereits über unsere Vorposten hinaus!" Er warf sich hierauf auf den Erdboden nieder und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit in die Ferne hinaus. Plötzlich sprang er wieder auf und rief: „Fort, fort! Laß uns zurückeilen, es sind große Truppenmassen im Anmarsche; ich höre es deutlich."

Und ihren Arm wieder ergreifend, eilte er rasch mit ihr zurück in die Batterie.

Kaum aber hatte er dort dem Capitain seinen Bericht abgestattet, als auch schon ein Soldat, welcher auf einem der äußersten Vorposten gestanden hatte, herbeieilte und fast athemlos rief: „Die Russen kommen! Sie sind dicht hinter mir! Sie haben meine Kameraden

ganz in der Stille überfallen und mit Bajonetten niedergestoßen!"

Der Capitain richtete in aller Eile noch einige Fragen über die muthmaßliche Stärke des Feindes an den Mann, dann zog er seinen Degen, und ihn hochschwingend, rief er: „An Eure Posten, Kameraden! Der Feind kommt! Laßt uns ihn würdig empfangen. Ladet alle Stücke mit Kartätschen!"

Doch es war zu spät! Denn er hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als ein donnerndes Hurrah erschallte und ringsum aus dem Nebel Waffen aufblitzten.

Ungefähr um neun Uhr Morgens waren vier Bataillone des Regiments Minsk, ein Bataillon des Regiments Wolkynsk und eine Anzahl Freiwilliger, im Ganzen etwa 5000 Mann, mit einer Batterie, unter Führung des Artillerie-Generals Timofejeff, so geräuschlos als möglich, aus dem Quarantainefort hervorgebrochen. Dies Truppencorps hatte die Festung ganz unbemerkt von den Verbündeten verlassen, und folgte der auf der Linken der französischen Linien sich hinziehenden Schlucht. Dazu wurde ihr Marsch noch durch den dichten Nebel begünstigt und so gelang es ihnen, ganz ungehindert bis auf wenige Schritte, in die Nähe der Batterien No. 1 und No. 2 zu gelangen. Mit einem wüthenden Angriffe stürzten sie darauf los und da sie die in den festen Werken befindlichen Truppen beinahe ganz unvorbereitet fanden, so zwangen sie dieselben, dem ersten Anprallen zu weichen. Der wackere Hector de Beaumonte wagte freilich noch einen ver-

zweiflungsvollen Versuch, seine Batterie gegen den Feind zu vertheidigen und sein Ober-Bombardier Morand und alle seine Artilleristen waren bereit, an seiner Seite tapfer zu fechten. Doch der feindliche Ueberfall war so unerwartet gekommen und die Uebermacht der Russen so bedeutend, daß in diesem Augenblicke an keinen Sieg zu denken war und es Wahnsinn gewesen wäre Blut und Leben in einem nutzlosen Kampfe zu opfern.

Der Capitain ließ deshalb seine Leute sich fest an einander schließen, und nachdem er zähneknirschend noch einen schmerzlichen Blick auf die schönen Geschütze geworfen hatte, die er in Feindeshänden lassen mußte, zog er sich zurück auf das 39. und 19. Regiment, welche in geraumer Entfernung von der Batterie ihr Lager bezogen hatten. Auch vier Compagnieen der Fremdenlegion, welche zur Bewachung der Laufgräben beordert waren, mußten der Uebermacht weichen und sich auf die eben genannten beiden Regimenter zurückziehen. Doch war dies nur eine augenblickliche Niederlage, die sie erlitten hatten, und einstimmig verlangten die wackern Franzosen zum Angriffe geführt zu werden, um die genommenen Batterien dem Feinde wieder zu entreißen. Die Offiziere ohne Ausnahme theilten das glühende Verlangen ihrer Soldaten und da um dieselbe Zeit zwei Compagnien der Jäger von Vincennes und vier weitere Compagnieen der Fremdenlegion auf dem Kampfplatze eintrafen, so ließ man die Trommeln wirbeln, die Hörner tönen und mit wahrer Begeisterung wurde zum Sturme geschritten.

Capitain Hector de Beaumonte hatte es sich aus-

gebeten, als eine Ehre, die er wohl beanspruchen durfte, sich mit seinen Artilleristen an die Spitze der Sturmcolonnen stellen zu dürfen und es ward ihm bewilligt. Die Tapfern hatten keine andere Waffe, als ihr kurzes, breites Seitengewehr, und ihr Faschinenmesser im Gürtel und mit einem wilden Kriegsrufe, ihren Capitain an der Spitze, stürzten sie voraus, so daß ihnen die übrigen, schwerer bewaffneten Truppen kaum zu folgen vermochten. Ihr Angriff war unwiderstehlich und die Russen, welche durch ihren leichten Sieg sorglos geworden waren, geriethen in große Bestürzung, als sie nach der kurzen Rast, welche ihnen das Zurückziehen des Feindes vergönnt hatte, schon wieder zum Kampfe aufgefordert wurden.

Es waren zwei Bataillone des Regimentes Minsk, welche sich der Batterie No. 2 bemächtigt hatten, während der Artillerie-General Timofejeff mit der übrigen Truppenabtheilung, welche er commandirte, die französische Batterie No. 1 nahm. Die Bestürzung der Russen dauerte jedoch nur einen Augenblick und schon im nächsten Momente standen sie bereit ihre Eroberung tapfer zu vertheidigen. Es entspann sich nun auch hier ein erbitterter Kampf, der von beiden Seiten mit der äußersten Wuth geführt wurde. Es war kein regelmäßiges Gefecht, sondern nur ein gegenseitiges Morden, innerhalb und außerhalb der festen Werke. Man stritt um den Besitz der Batterieen mit dem Feuergewehr, man schlug sich mit dem Flintenkolben nieder; man suchte einander zu durchbohren mit dem Bajonette, dem Seitengewehre und dem Faschinenmesser, kurz es war ein

blutiges Gemetzel Brust an Brust, Mann gegen Mann, und von beiden Seiten dachte Niemand daran Pardon zu geben, oder zu nehmen. Die Russen standen Anfangs fest wie eine Mauer und deckten die eroberte Batterie mit ihren Leibern. Doch ihre fest geschlossenen Glieder wurden bald durchbrochen, durch den wüthenden Anlauf der Artilleristen de Beaumontes, welche weder Kugeln noch Bajonette fürchtend, auf sie losstürzten. Nur eine einzige Compagnie des Regimentes Minsk hielt noch fest und unerschütterlich zusammen, als wäre sie mit eisernen Klammern zusammen geschmiedet. Sie wurde vom Lieutenant Stanislaus Krasinsky commandirt, da der Hauptmann bereits verwundet sich aus dem Gefechte zurückgezogen hatte. Auch selbst die heftigsten Angriffe, dies kleine Häuflein auseinander zu sprengen, blieben erfolglos. Stanislaus hatte sich in Reihe und Glied gestellt, und in der Hoffnung, daß mit jeder Minute Verstärkung eintreffen könne, schien er entschlossen, die eroberten Geschütze mit seinen Leuten bis auf den letzten Mann zu behaupten. Er hatte eine Muskete ergriffen und kämpfte wie ein gemeiner Soldat. Doch der Kampf hatte sich bereits auf allen Punkten zu Gunsten der Franzosen gewendet und der Artillerie-General, der bereits mit seinen Truppen aus der Batterie No. 1 geworfen worden war, ließ die Signalhörner zum Sammeln und zum Rückzuge blasen; denn er mußte befürchten, wenn die Franzosen Verstärkung erhielten, sein ganzes Corps vernichtet zu sehen. Da zogen sich auch die Russen aus der Batterie No. 2 zurück, und auch Krasinsky würde dem Signale Folge geleistet haben,

wenn er sich durch seine feste Haltung nicht in eine isolirte Stellung gebracht hätte. Ganz zurückgedrängt, bis an den Wall, auf welchem die Kanonen lagen, sah er sich rings von Feinden umrungen und es blieb ihm kein anderer Ausweg mehr die Batterie zu verlassen, als sich durch die dichten Haufen seiner Gegner hindurchzuschlagen, wenn er sich nicht mit den Seinigen gefangen geben wollte. Doch konnte er auf den Gesichtern seiner Leute lesen, daß sie das Letztere verschmäheten und noch Muth genug besaßen, um sich eine freie Gasse zu erkämpfen. Deshalb besann er sich auch nicht lange und ging aus seiner Vertheidigung zum Angriffe über. Aber die Uebermacht war zu groß und sobald die Compagnie ihre Stellung verließ, um sich einen Weg zu bahnen, wurde sie von allen Seiten durchbrochen und nun auch in einen Einzelkampf verwickelt, welcher ihr um so verderblicher werden mußte, da die übrigen Abtheilungen ihrer Kameraden sich schon auf dem Rückzuge befanden und an eine Unterstützung nicht mehr zu denken war.

Stanislaus schien die Warnung der barmherzigen Schwester: seiner Mutter im Kampfe zu gedenken; gänzlich vergessen zu haben, denn er focht wie ein Verzweifelnder und von einer Kugel in die Brust getroffen, sank er auf den blutgedüngten Boden nieder. Als seine Leute ihren tapfern Führer fallen sahen, sank ihnen der Muth und ihr Eifer erlahmte. Nur Wenigen gelang es sich durchzuschlagen, die Meisten wurden niedergemacht oder gefangen. Die ganze Compagnie war vernichtet.

Es war gegen Mittag, als auch dies blutige Schau-

spiel sein Ende nahm und der Himmel klärte sich auf. Der erste Sonnenstrahl, welcher durch die trüben Wolken hervorblitzte, fiel auf Bäche von Blut, auf Haufen von Leichen und auf Massen Verwundeter, welche sich von Schmerzen gepeinigt am Boden wanden. Zugleich aber wurde eine seltsame Erscheinung sichtbar, denn eine weibliche Gestalt, in der Kleidung der barmherzigen Schwestern, stürzte mit zurückgeschlagenem fliegenden Schleier in die Batterie und rief im Tone der höchsten Aufregung: „Gebt mir den Todten heraus! Gebt mir den Todten heraus! Ich will ihn selbst begraben!"

Wenn auch nicht ihre Kleidung schon den französischen Soldaten Achtung eingeflößt hätte, so würde doch der Anblick ihrer wahrhaft rührenden Schönheit die wilden Krieger gezähmt und zur Theilnahme und Bewunderung hingerissen haben. Sie gaben ihr deshalb auch sämmtlich in ehrfurchtsvoller Weise Raum. Ein alter Obrist von den Jägern aber trat zu ihr, und bat sie um nähere Erklärung ihrer seltsamen Worte. Doch sie schien ihn kaum zu hören und ließ angstvoll ihre starren Blicke umherschweifen, zwischen Todten und Verwundeten. Da fiel ihr Auge endlich auf Stanislaus, den ein alter Corporal seiner Compagnie halb vom Boden aufgerichtet hatte und ihn in seinen Armen hielt. Es war der alte Dominik, der selbst durch einen Säbelhieb am Kopfe verwundet, daß ihm das helle Blut über die braunen Wangen herablief, seinem Herrn hülfreich beigesprungen war.

Kaum hatte die barmherzige Schwester den jungen Mann erblickt, als sie mit einem durchdringenden Schrei,

welcher Schmerz und Freude zugleich verrieth, bei ihm niederknieete und seine Wunde untersuchte.

„Er lebt noch!“ flüsterte der alte Dominik tief bewegt.

„Ja, er lebt! Gott sei gedankt!“ rief sie, ihre Blicke zum Himmel gerichtet, und ein freierer Athemzug löste sich von ihrer Brust.

Stanislaus lag bewußtlos mit geschlossenen Augen in den Armen seines alten Dieners.

Die barmherzige Schwester aber erhob sich nicht vom Boden: Sie hob ihre gefalteten Hände flehend zu dem Jägerobristen, der ihr gefolgt war, und theilnehmend zu ihr niederblickte, empor, und bat in einem herzdurchdringenden Tone: „Um Christi Barmherzigkeit willen! Lassen Sie mir den Verwundeten, damit ich ihn pflegen und heilen kann.“

Es lag ein so tiefer Schmerz und doch zugleich ein so kindliches Vertrauen in dieser rührenden Bitte, daß der alte Obrist nicht zu widerstehen vermochte.

„Nehmen Sie ihn hin!“ sprach er sanft. „Ich will es verantworten. Wir haben leider selbst Verwundete genug zu heilen und er dürfte schwerlich so zarte Pflege bei uns finden, als er von Ihrer Hand erwarten darf. Ich will Ihnen auch zwei leichtverwundete Gefangene frei geben, die ihn fortschaffen können, nach der Festung.“

„Ach, Herr Obrist, dann lassen Sie mich dabei sein;“ flehete der alte Dominik; doch der Offizier schaute ihn verwundert an und entgegnete: „Aber Du bist wahrlich nicht leicht verwundet, Alter. Deine Stirn-

wunde ist gefährlich und der Blutverlust wird Dir die Kraft geraubt haben, Deinen Lieutenant fortzutragen.“

Doch Dominik wand sich schnell ein Tuch um den Kopf, um das Blut zu stillen und versetzte: „O, Herr Obrist, meine Wunde ist unbedeutend, und meine Knochen sind von Eisen. Der Verwundete ist mein lieber, guter Herr, und ich möchte ihn nicht gern verlassen.“

„Nun so mag es sein!“ antwortete der Obrist, suchte unter den Gefangenen noch einen andern, unbedeutend verwundeten Soldaten aus, welcher mit Hülfe Dominiks, sogleich aus Gewehren eine Tragbahre verfertigte, auf welche sie den verwundeten Stanislaus legten. Eine wehmüthige Freude hatte sich über das Gesicht der barmherzigen Schwester verbreitet, und während sie der Bahre folgte, reichte sie dem Obristen die Hand und sprach tiefbewegt: „Dank, heißen Dank! Sie sind ein edler Mann. Nennen Sie mir Ihren Namen, damit ich ihn in mein Gebet einschließe.“

Der Obrist nannte sich Vernier und indem sie ihm noch einen dankbaren Blick zuwarf, folgte Georgine, denn sie war die barmherzige Schwester, den beiden Soldaten, welche Stanislaus trugen, aus der Batterie hinaus. Es war unter den französischen Soldaten auch nicht ein Einziger, welcher das Verfahren des wackern Jägerobristen gemißbilligt hätte, und Alle sahen mit Theilnahme den einfachen Trauerzug die Batterie verlassen; denn die Meisten waren Zeugen der heroischen Tapferkeit des russischen Offiziers gewesen und hatten ihm ihre Anerkennung gezollt. Doch noch war keine Zeit übrig um Gefühle zu äußern, oder sich ruhig um-

zuschauen. Die beiden Batterieen waren zwar zurückerobert, aber die Schlacht ras'te noch immer fort. Die Artilleristen hatten ihren Posten wieder eingenommen, aber der Capitain de Beaumonte hatte die Wiedereroberung seiner Geschütze mit seinem Blute erkauft, denn er hatte einen Bajonettstich in die Schulter empfangen, welcher seinen rechten Arm gänzlich lähmte. Von seinen Artilleristen aber wurden mehrere vermißt, welche sich in der Hitze des Kampfes, um den zurückweichenden Feind zu verfolgen, hatten verleiten lassen, sich der Infanterie anzuschließen. Unter diesen Vermißten befand sich auch der Oberbombardier Charles Morand. Auch die Marketenderin war verschwunden. Ihr Bräutigam hatte sie bei dem Rückzuge aus der Batterie unter seinen Schutz genommen und glücklich bis in das Lager des neunzehnten Regiments geleitet, wo er sie beschwor, ruhig zu bleiben, bis das Gefecht auf diesem Theile des Schlachtfeldes vorüber sei. Sie hatte es allerdings auch versprochen, als sie jedoch sah, daß die Artilleristen sich an die Spitze der Sturmcolonne stellten, um ihre Batterie zurück zu erobern, da vermochte sie nicht länger allein zurückzubleiben. Sie folgte den Stürmenden, zwar nur in geraumer Entfernung, wurde aber durch das Gewühl des Kampfes, welcher sich sofort entwickelte, in das freie Feld hinausgescheucht.

Der Oberbefehlshaber der angegriffenen, französischen Division, General Forey, war indessen auf dem Kampfplatze eingetroffen und hatte den General de Lourmel nach dem Uferhause und den General d'Aurelle auf die längs des Meeres sich hin-

ziehende Landstraße von Sebastopol beordert. Der Prinz Napoleon erhielt die Weisung seine Division unter den Waffen zu halten, worauf er mit derselben bis zu dem sogenannten Glockenhause vorrückte, um den rechten Flügel der Division des Generals Forey zu stützen, während der Kampf auf der Linken geführt wurde. Die Division des Generals Le Vaillant trat gleichfalls in die Kampflinie und rückte in geschlossenen Colonnen, brigadeweis vorwärts. Mit großer Unerschrockenheit trieb die Brigade de Lourmel die retirirenden Russen vor sich hin, die bei ihrem Rückzuge bald in Unordnung geriethen. Sobald der General de Lourmel mit seinen Truppen auf der Höhe der Quarantainebucht angekommen war, schloß sich ihm der General de la Motte Rouge mit zwei Regimentern an, und jetzt waren die französischen Soldaten nicht mehr zu halten. Angefeuert durch den glücklichen Erfolg, näherten sie sich beim Nachsetzen den Mauern Sebastopols immer mehr und indem sie die Russen vor sich hertrieben, brannten sie vor Begierde mit ihnen zugleich in die Festung einzudringen, von wo aus ihnen jedoch ein furchtbares Kartätschenfeuer entgegen saus'te. General Forey, der die Gefahr erkannte, welche die blindlings vorwärts stürmenden Truppen bedrohete, sandte eiligst den Befehl zum Rückzuge, welcher außerordentlich schwierig wurde, da die fliehenden Russen sich plötzlich wendeten, und ein heftiges Kleingewehrfeuer auf die sich zurückziehenden Franzosen richteten; während ihre Geschütze von den festen Wällen einen furchtbaren Kugelhagel auf sie schleuderten. Der tapfere General de Lourmel mußte seinen übergroßen

Eifer theuer bezahlen; denn eine Kugel, welche ihm die Brust durchbohrte, brachte ihm schnellen Tod. Der Verlust der Franzosen war empfindlich und erst hinter der Quarantaineschlucht gelangten sie aus dem Bereiche des feindlichen Feuers.

Die Marketenderin Marion war indessen, wie ein gescheuchtes Reh, zwischen den streitenden Partheien ziellos hin und hergeeilt, und vermochte nirgends einen Ausweg aus der mörderischen Schlacht zu finden. Doch sie dachte auch nicht an ihre eigene Sicherheit, ihre angstvollen Blicke schweiften überall nur nach dem Geliebten umher. Aber sie fand keine Spur von ihm. Endlich in der Schlucht, welche nach dem Steinbruche führt, fand sie einige Todte vom neunzehnten Regimente, dem sich, wie sie vermuthete, ihr Charles angeschlossen hatte. Auch verwundete Engländer fand sie hier und da, welche zwischen das Gebüsch gekrochen waren, spendete ihnen Labung und suchte das Blut ihrer Wunden zu stillen; aber Keiner wußte ihr Nachricht zu geben von dem Bräutigam, den sie suchte. Die Russen mußten sich in dem Steinbruche festgesetzt und ihren Verfolgern Widerstand geleistet haben, denn je weiter sie in die Schlucht hineindrang, desto zahlreicher fand sie die todten und verwundeten Engländer am Wege. Endlich erblickte sie, in einer kleinen Lichtung von dichtem Gebüsch umgeben, einen Gefallenen, welcher regungslos am Boden lag und die Artillerie-Uniform der Jäger trug, zu deren Regiment auch sie gehörte. Ihr Fuß bebte zurück, ihr Blut stockte und ihr Athem schien ihr plötzlich ausgegangen. Doch eine seltsame Ahnung sagte ihr, es

müsse ihr Charles sein, der dort zusammen gesunken war und mit dem Muthe der Verzweiflung sich zusammenraffend, schritt sie vorwärts. Sie vermochte sein Gesicht nicht zu sehen, denn es lag abgewendet von ihr, aber ehe sie ihn noch erreicht hatte, erkannte sie schon, daß sie sich nicht getäuscht und mit einem einzigen Sprunge war sie bei ihm. Ihre Kniee brachen zusammen, sie sank bei ihm nieder, erhob sein Haupt, lehnte es an ihren Busen, und stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Seine Augen waren geschlossen, sein Antlitz todtenbleich und mit Blut bedeckt und eine Schußwunde zeigte sich an seiner Stirn. Doch nur wenige Augenblicke gab sie sich dem Schmerze dieses traurigen Wiederfindens hin, dann suchte sie den Verwundeten zum Leben zu erwecken. Sie träufelte Branntwein auf ihr Taschentuch und benetzte damit die Wunde, um nur vor Allem das Blut zu stillen. Dann wand sie ihm ein anderes Tuch, welches sie von ihrem Halse losknüpfte, um die Stirn und flößte ihm einige Tropfen des geistigen Getränkes ein. Zu ihrer unaussprechlichen Freude öffnete er langsam die Augen; allein er starrte sie ausdruckslos an und nicht das mindeste Zeichen verrieth, daß er sie erkannt hätte. Er bewegte kein Glied und eine allgemeine Lähmung schien noch auf ihm zu lasten.

Marion befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Sie wußte keinen Rath, was sie mit ihm beginnen sollte. Jedenfalls war sie weit entfernt von den Verbandplätzen, wo sich die Aerzte befanden, und Niemand war in der Nähe, welcher ihn hätte dorthin schaffen können. Es war ihr der schrecklichste Gedanke, daß er vielleicht durch

schnelle Hülfe noch gerettet werden könne, und daß er sterben müsse, unter ihren Händen, aus Mangel an ärztlichem Beistande.

Da hörte sie plötzlich Geräusch auf dem Fahrwege, welcher durch die Schlucht nach dem Steinbruche führte, und schon öffnete sie die Lippen, um nach Hülfe zu rufen, als sie Stimmen vernahm, welche sich in russischer Sprache unterhielten. Ein neuer Schrecken durchbebte sie, denn wenn sie in die Hände der Russen fiel, wurde sie von ihrem Geliebten getrennt und den gröbsten Mißhandlungen ausgesetzt. Deshalb ließ sie Charles in das hohe Gras wieder niedersinken und kroch geräuschlos durch das Gebüsch, um sich dort zu verbergen und zu lauschen.

Zuerst bemerkte sie zwei Offiziere. Es waren der Hauptmann Tortschin vom Regimente Michael, und einer seiner intimsten Freunde, der Major Tschibuleff. Beide gingen mit gezogenem Degen, die linke Hand an die Pistolen gelegt, die sie in der Schärpe trugen, vorsichtig den Weg zu den Steinbrüchen hinab, und ihnen folgte ein Haufe jener wilden Tschernomoren, welche mit thierischer Raubsucht die Verwundeten und Todten ausplünderten. Doch plötzlich drehete sich der Major nach ihnen um und rief ihnen zornig zu: „Aber Ihr Schufte, habt Ihr denn Euer Räuberhandwerk nur halb gelernt? Genügt es Euch, den Verwundeten die Taschen zu leeren? Warum gebt Ihr den Hunden nicht den Gnadenstoß? Sie fechten ja für die Türken, drum dürft Ihr sie auch nicht als Christen betrachten, und Ihr verrichtet ein gottgefälliges Werk, wenn Ihr die

Heidenbrut abschlachtet. Schont Keinen, ich rathe es Euch, oder ich will Euch auch das Plündern legen."

Tortschin stimmte seinem Freunde unter rohem Gelächter bei, und die grimmigen Tschernomoren stießen ein wildes Geheul aus wie Raubthiere. Sie zogen ihre breiten Messer und durchbohrten mit einer grausamen Wuth die armen, wehrlosen Verwundeten damit, und weideten sich in wahrhaft teuflischer Weise an den letzten Zuckungen ihrer Schlachtopfer. Es war eine scheußliche Scene, vor welcher der wilde Indianer erröthet wäre, wie die verthierten Tschernomoren, die sich Christen nannten, ihre abscheuliche Menschen-Schlächterei trieben und immer auf's Neue von den beiden Offizieren dazu angereizt wurden. Es waren größtentheils verwundete Engländer, die sie niedermetzelten und in ihrer blutgierigen Wuth schienen sie Alles um sich her zu vergessen, und vernachlässigten die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln für ihre eigne Sicherheit.

Marion schaute, in ihrem Verstecke verborgen, die entsetzliche Mörderei mit an; aber ihr Herzblut stockte und sie vermochte auch nicht einen einzigen Laut hervorzubringen. Sie wollte emporspringen und für die unglücklichen Opfer bitten, aber sie fühlte sich, wie an den Boden festgebannt, und der Gedanke, daß man auch ihren Charles finden und vor ihren Augen niedermetzeln könne, hielt sie zurück. Es waren die schrecklichsten Augenblicke ihres Lebens; denn sie stand die qualvollste Todesangst aus, nicht für sich, sondern für ihren Geliebten. Glücklicherweise dauerte diese entsetzliche Folter nur wenige Minuten; denn plötzlich sahen sich die wil-

den Tschernomoren von allen Seiten umringt, und mußten auf ihre eigne Vertheidigung bedacht sein. Eine Abtheilung französischer Jäger hatte in verschiedenen Richtungen aus dem Steinbruche herauf die Schlucht erklommen, und fiel über den Mörderhaufen her, wie ein Strafgericht Gottes. Die Blutmenschen setzten sich zwar tapfer zur Wehre, doch die Franzosen drangen noch tapferer auf sie ein, nach einem kurzen Gefechte waren sie größtentheils niedergemacht und nur einige Wenige wurden entwaffnet und gefangen. Unter diesen befand sich auch der Major Tschibuleff, welcher den blutgierigen Befehl zur Abschlachtung der Verwundeten gegeben hatte. Seinem Freunde, dem Hauptmanne Tortschin war es gelungen zu entkommen; indem er beim Erscheinen der Jäger in das Gebüsch sprang und dann die Schlucht hinab kroch, bis er den Steinbruch erreichte, wo er sich in einer Felsenspalte verbarg und den Ausgang des Gefechtes abwartete.

Sobald der Kampf beendigt war, kam auch Marion aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und meldete dem commandirenden Offiziere, welche Schandthaten die Tschernomoren ausgeübt, und daß der Major Tschibuleff ihnen den Befehl dazu gegeben hatte. Die Franzosen aber glaubten Anfangs der Marketenderin keinen Glauben schenken zu dürfen, denn das Verbrechen war zu unerhört, gegen alles Völkerrecht. Doch ein verwundeter französischer Offizier, welcher gleichfalls im Gebüsche verborgen, die empörende Grausamkeit gegen die armen Verwundeten mit angesehen hatte, bestätigte die Aussage Marions und jetzt brach ein allgemeiner Sturm des

Unwillens gegen die wenigen Gefangenen los und die Soldaten würden sie in ihrer heftigen Aufregung augenblicklich niedergemetzelt haben, wenn ihr Befehlshaber sich ihnen nicht entgegen geworfen, und erklärt hätte: die Unmenschen verdienten nicht durch eine ehrliche Kriegswaffe zu fallen, sie müßten am Galgen sterben. Da sie aber gerade an den englischen Verwundeten so schändlich gefrevelt, müßten sie auch den Engländern ausgeliefert und ihnen zur Bestrafung übergeben werden.

Damit fanden sich auch die wackern französischen Jäger zufrieden gestellt, und es sind wohl schwerlich jemals Kriegsgefangene schärfer bewacht worden, als der Major und die Tschernomoren. Sie wurden auch wirklich am nächsten Tage den Engländern ausgeliefert, die ein Kriegsgericht über sie hielten, welches sie zum Strange verurtheilte. Der barbarische Major mußte erst die Execution seiner Leute mit ansehen und dann wurde er zuletzt selbst gehenkt.

Marion hatte durch das Erscheinen ihrer Landsleute wieder Muth gewonnen, und da sich ein Arzt bei den Jägern befand, führte sie ihn augenblicklich zu ihrem Bräutigam, der noch immer besinnungslos im Grase lag. Der Chirurg untersuchte die Kopfwunde aufmerksam und erklärte dann zu Marions größter Freude: daß er hoffe, die Wunde sei nicht tödtlich. Es sei nur ein Streifschuß. Die Kugel habe allerdings die Hirnschale verletzt, sei aber nicht eingedrungen und ihr gewaltiger Anprall in der Nähe der Schläfgegend habe eine heftige Gehirnerschütterung und Betäubung herbeigeführt. Er ließ den Verwundeten vom Boden aufnehmen und ver-

sprach ihn ungesäumt in ein's der fliegenden Lazarethe bringen zu lassen, wo ihm die nothwendige Hülfe geboten werden konnte. Marion aber verließ die in aller Eile aus Baumzweigen verfertigte Bahre, auf welcher er fortgeschafft wurde, nicht und als man das Feldlazareth erreicht hatte, bat sie den Oberarzt so rührend und dringend, bei dem Verwundeten bleiben und ihn selbst verpflegen zu dürfen, daß man es ihr nicht verweigerte.

Die mörderische Schlacht endete bald nach Mittag, theils mit offenbarer Flucht, theils mit einem mehr geordneten Rückzuge der Russen und die Verbündeten durften sich als Sieger betrachten. England aber hat diesen Triumph über seine Feinde jedenfalls weit mehr der ausdauernden Tapferkeit seiner Soldaten und der raschen, energischen Hülfe der Franzosen, als der Umsicht und dem Talente seines Oberfeldherrn Lord Raglan zu danken.

Als der Fürst Mentschikoff die üble Wendung der Dinge bemerkte, stellte er sich selbst an die Spitze der Reserve, um noch einen letzten Versuch zu wagen, den Sieg wieder auf seine Seite zu lenken. Er selbst, die beiden kaiserlichen Prinzen, welche nur gekommen waren, um den Siegeslorbeer pflücken zu helfen, die Generäle Dannenberg und Wlastow, so wie der ganze Generalstab, nahmen Theil an diesem letzten Angriffe; doch auch dieser scheiterte an der unermüdlichen Tapferkeit der verbündeten Truppen. Die Kräfte der Russen waren bereits erlahmt, und der günstige Moment einen Sieg zu erfechten war längst versäumt und kehrte nicht zurück.

Fürst Mentschikoff hatte bei dieser Schlacht einen zwiefachen Zweck im Auge gehabt, der jedoch, wenigstens zum größten Theil unerreicht blieb. Er hatte alle seine Kräfte aufgeboten, um den beabsichtigten Sturm der Alliirten zu vereiteln und die Belagerungsarbeiten so viel als möglich zu zerstören; andererseits aber wollte er auch die Stellung der Verbündeten zwischen der Division Bosquet und der äußersten Rechten der Engländer durchbrechen, Balaklawa erobern und die Belagerungsarmee im Rücken fassen. Er erreichte aber nichts weiter, als einen Aufschub des Sturmes, denn es gelang seinen Truppen nicht einmal die Laufgräben zu zerstören und von den acht Kanonen in den Batterieen 1 und 2, welche die Russen vernagelt hatten, wurden nach der Wiedereroberung derselben sechs noch vollkommen brauchbar gefunden und der ganze Verlust beschränkte sich sonach nur auf zwei Geschütze.

Man hat dem russischen General Ssoimonoff die Schuld an dem Verluste der Schlacht beimessen wollen, doch ist es Thatsache, daß dieser sowohl als sein Nachfolger im Commando, General Villebois schon gegen acht Uhr Morgens ihren Tod fanden, wo durchaus noch gar nichts entschieden war und die eigentliche Schlacht erst begann. Aber die Todten vermochten sich freilich nicht zu vertheidigen und das russische Hauptquartier beobachtete eine ungewöhnliche Schweigsamkeit. Ein großer Theil des Offiziercorps, welches die Schlacht mitgeschlagen hatte, sprach die Meinung aus: daß das Unglück des Tages einer sehr hochgestellten Person zuzumessen sei. Doch sprachen sie es nicht aus, ob damit

der Fürst Gortschakoff, welcher den beabsichtigten Angriff mit Liprandi's Corps auf Balaklawa unterließ, oder sonst Jemand gemeint sei. Warum jener Angriff, welcher der Schlacht eine ganz andere Wendung geben mußte, unterblieb, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt worden, und dieses Räthsel bildet allerdings auch wieder einen dunkeln Flecken in der neueren russischen Kriegsgeschichte.

Mentschikoff wurde noch am Ende der Schlacht verwundet, doch man hielt es geheim und es hieß: es wäre ihm nur eine alte Wunde aufgebrochen. Doch als er zurückkehrte nach Sebastopol, überfiel ihn sein finsterer Geist wieder. Er begab sich deshalb auch nicht in seinen Palast, sondern zog sich auf ein Dampfschiff zurück, welches mitten im Hafen ankerte, und blieb dort lange Zeit unzugänglich fast für Jedermann. Der Fürst Gortschakoff wurde bekanntlich später sein Nachfolger im Obercommando.

X.

Der Winter war hereingebrochen mit seiner ganzen Macht. Der Schnee lag fußhoch in den Thälern und auf den Höhen und ein eisiger Nordwind braus'te über das kahle unwirthliche Plateau, auf welchem die Verbündeten ihr Lager aufgeschlagen hatten, theils unter leichten Zelten, theils auch ohne Zelte. In der That mußte die Armee der Verbündeten einen höchst traurigen

Anblick gewähren, denn wer sie hatte einziehen sehen in die Krim, kräftig, wohl genährt, mit allen Bedürfnissen, wie sie der Augenblick erforderte, reichlich versehen, der würde sie nicht wieder erkannt haben. Deshalb war es auch den Russen nicht zu verdenken, wenn sie sich mit der Hoffnung schmeichelten, daß die Natur vollenden werde, was ihren Waffen nicht gelungen, und daß, wie 1812 im Innern Rußlands, auch jetzt der harte Winter die ganze feindliche Armee vernichten werde. Ein ewiger Schandflecken bleibt es für die englische Verwaltung, daß sie nicht besser gesorgt hatte für ihre wackern Krieger, denn gerade die armen Engländer litten am meisten Noth, durch die Schuld der Nachlässigkeit ihrer Regierung und des Betrugs und der Gewissenlosigkeit der meisten ihrer Lieferanten.

Es ist in allen Zeitungen gar viel geschrieben worden, über die Leiden des Lagerlebens in der Krim, so daß wir hier nur ein flüchtiges Bild davon geben wollen, so weit es zum ferneren Verständnisse unserer Erzählung nöthig ist.

In einer außerordentlich öden und trübseligen Gegend war das englische Lager abgesteckt worden und obgleich man eigentlich ein hochliegendes Tafelland dazu benutzt hatte, dehnte es sich doch so weit aus, daß es für eine wellenförmige Ebene hätte gelten können. Der Boden war felsigt und unfruchtbar und nur in einzelnen Schluchten der umliegenden Berggegend wurden Wasserquellen gefunden. Bäume waren nirgends zu sehen und nur hin und wieder wurde ein dürftiges Eichengebüsch sichtbar, welches aber nur kurze Zeit zur

Feurung vorhielt. Durch diese trostlose Einöde zog sich wie ein schmutzig weißer Streifen eine und eine halbe Wegstunde lang, von Ost nach West, das brittische Lager, und reichte bis an den Rand der großen Schlucht, von wo die französischen Linien, die Kette bis zu den Ufern des schwarzen Meeres fortsetzten. Drei Reihen glockenförmiger Zelte dehnten sich hinter einander aus. Hinter der letzten Zeltgasse befanden sich die Zelte der Generale und höhern Offiziere und hinter diesen wieder die Feldspitäler, die Pferde und Wagen. Die sehr zusammengeschmolzene Cavallerie-Division stand bei Balaklawa, wo auch die Seesoldaten ihre Stellung genommen hatten, während das Corps der ausgeschifften Matrosen, welches 1400 Mann stark Theil an der Belagerung nahm, zwischen der vierten und der leichten Division campirte. Zwischen den Zelten waren die Kochheerde errichtet, wo jede Zeltmannschaft für sich kochte; doch fehlte es bald an Feurungsstoff und das Brennholz mußte auf Schiffen zugeführt werden. Auch an Wasser trat oft großer Mangel ein, denn die Quellen in den Schluchten lieferten nicht genug, und es mußte daher täglich Wasser aus dem Tschernaja-Flusse herbeigeholt werden, was sehr schwierig wurde, als die Winterkälte ihn mit einer Eiskruste überzog. Doch auch sonst erlitten sie Mangel fast an allem Nothwendigen. Es fehlte an warmen Kleidungsstücken, an Ersatz des aufgetragenen Schuhwerks, an Reinigung der Wäsche, und durch das häufige Arbeiten an den Befestigungen und das nächtliche Liegen in den Laufgräben, wurden Uniformen, Mäntel, Beinkleider und Stiefel bald förm-

lich zerlumpt und stückweise aufgetragen. Eine ganze Ladung Winterkleider ging durch den Untergang des Schiffes Prince verloren. Auch die Zelte waren schadhaft und durchlöchert und ließen den Regen, wie durch ein Sieb dringen. Die Rationen der Lebensmittel waren zwar genügend, konnten aber nicht regelmäßig vertheilt werden, als die Wege, welche nach Balaklawa zu den Magazinen führten, grundlos wurden. Auch wurde der Kaffee den armen Soldaten, die kaum Holz genug hatten sich eine Suppe zu kochen, ungebrannt und ungemalen geliefert. Kurz, wenn sich jemals der häßliche Krämergeist, der England beherrscht, öffentlich kundgegeben, so geschah' es in dieser mangelhaften und knickerigen Verpflegung wie man sie dem tapfern Heere zu Theil werden ließ, welches für Englands Ruhm, Blut und Leben auf das Spiel setzen sollte. Die Irländer und die Matrosen besaßen nicht einmal Zelte, und mußten sich mit schlecht zusammengefügten Baracken, oder mit Erdhölen aus Schlamm und Steinen zusammengefügt, begnügen.

Im französischen Lager sah es schon besser aus, auch wurden die französischen Truppen weit sorgfältiger verpflegt. Statt des schwarzen halbverschimmelten Zwiebacks, welchen die Engländer bekamen, wurde den Franzosen Waizenmehl geliefert, aus welchem sie sich ihr Brot selbst backen konnten. Auch erhielten sie mehr frisches Fleisch, welches in großen Töpfen immer für zwölf Mann zu einer kräftigen Suppe gekocht wurde, während jeder Engländer sein Stückchen Fleisch für sich allein kochen mußte. Auch waren die Franzosen mit

guter Winterkleidung vollkommen versehen worden und der Oberbefehlshaber, General Canrobert, durchstreifte häufig das ganze Lager, um sich von dem Wohlbefinden seiner Leute zu überzeugen, Verbesserungen ihrer Lage anzuordnen und sie zum muthigen Ausharren zu ermuntern. Auch hatten die Franzosen, noch ehe die hölzernen Baracken ankamen, ganz leidliche Häuser aufgeführt, aus Steinen und Lehm, mit Stangen, Brettern und Flechtwerk gedeckt, in welchen sogar abgesonderte Räume für Offiziere angebracht waren. Am schlimmsten erging es den unglücklichen Türken, welche zwar am meisten an Klima und Strapatzen gewöhnt waren, von ihrer Regierung aber deshalb auch vernachlässigt wurden, daß sie in der unverantwortlichsten Weise frieren und hungern mußten. Die Schuld dieser Vernachlässigung trifft wohl am meisten den Oberbefehlshaber der türkischen Truppen, Suleiman Pascha, dessen Muth und kriegerische Tüchtigkeit überhaupt seit der traurigen Affaire bei den Schanzen von Kadikoi, wo seine Leute schon beim ersten Erscheinen der Russen in wilder Flucht davon liefen, sehr in Zweifel gezogen wurde. Am 3. Februar jedoch landeten noch 10,000 Mann türkische Kerntruppen, welche bald noch ein ähnliches Heer, unter welchem sich 7000 Mann der gut geschulten und tapfern Aegyptier befanden, unter Omer Pascha's eigner Führung folgte. Sie wurden bei Eupatoria zusammen gezogen und dort ein festes Lager errichtet, wo man den Truppen auch eine weit bessere Verpflegung zu Theil werden ließ. Die Russen erkannten zu spät, daß sie gerade diesem Punkte, zu ihrem

großen Nachtheile, ihre Aufmerksamkeit entzogen hatten, und nach einem unglücklichen Plane des Generals von Osten-Sacken, mußte der General Chrulew am 15. Februar, mit 28,000 Mann und 60 Geschützen einen Angriff auf das türkische Lager bei Eupatoria unternehmen. Aber er fand die Türken nicht allein wach und gut vorbereitet, sondern auch muthig und entschlossen ihren Ruf der Tapferkeit zu bewähren. Die Russen wurden mit einem Verluste von 400 Todten und 1500 Verwundeten zurückgeworfen.

Kehren wir jetzt zu den Hauptpersonen unserer Erzählung zurück.

In dem kleinen Landhause, unweit des abgebrannten Dorfes Burliuk, saß Anfangs Februar, an einem trüben Abende, der ehemalige, russische Obrist Alberti einsam in seinem Zimmer. Seine riesige Gestalt war zusammen gesunken und sein graues Haar fast schneeweiß gebleicht. Die Sorge um seine Tochter Constantia, welche sich größtentheils in der belagerten Festung aufhielt, um ihrem menschenfreundlichen Berufe zu folgen, und die Kriegslust seines Sohnes, der noch nicht völlig von seiner schweren Verwundung genesen, hartnäckig darauf bestand sich zu seinem Regimente zurückzubegeben, um an den fortwährenden Kämpfen Theil zu nehmen, hatte den alten Mann tief niedergebeugt. Sein ganzes Herz hing an seinen beiden Kindern, und doch sah er sich von Beiden getrennt, durch Constantia's seltsame Gemüthsrichtung, welche ihr den Beruf einer barmherzigen Schwester, als ihren Lebensruf vorzeichnete, und durch die politische Schwärmerei seines Sohnes,

welchem durch die militairische Erziehung, die er auf der Junker-Akademie genossen, eine abgöttische Verehrung für seinen Kaiser und das heilige Rußland eingeprägt worden war.

Felix war entschlossen sich am andern Morgen, nach dem Hauptquartier der russischen Feldarmee, nach Baktschisserai zu begeben, und von dort nach Sebastopol zurückzukehren, um die Fahne des Regimentes Minsk, dem er angehörte, wieder vorzutragen im heißen Kampfe. Alle Bitten seines Vaters, wenigstens bis zu seiner vollkommenen Genesung bei ihm zu weilen, waren vergeblich geblieben; denn außer seiner Kriegslust trieb ihn noch ein anderer Grund aus seines Vaters Hause.

Wie die Marketenderin Marion richtig vermuthete, war Aminda in derselben Nacht, in welcher die Schlacht bei Inkerman geschlagen wurde, heimlich aus Balaklawa, wo ihr der Capitain Hector de Beaumont einen freundlichen Wohnsitz angewiesen hatte, entwichen, und hatte sich in dem Fuhrwerke eines türkischen Kaufmannes, den sie durch eine bedeutende Summe bestochen hatte, nach dem Landhause des alten Obristen Alberti begeben. Sie hatte sich für die Wittwe eines im Kampfe gefallenen französischen Offiziers ausgegeben, und ein Asyl von ihm erbeten, da sie den Nachstellungen mehrerer Kameraden ihres Gatten, welche sie in Balaklawa mit ihren Huldigungen bestürmt hätten, entflohen sei, und während der stürmischen Winterzeit es nicht gewagt habe, die Krim zu Schiffe zu verlassen. Der Obrist schenkte ihren Worten Glauben und nahm sie um so freundlicher auf, da er sich von ihrer Gesellschaft eine Erheiterung seiner ein-

samen und traurigen Tage versprach. Auch war sein Sohn Felix damals noch von seiner Genesung weit entfernt, und da er sein Lager noch hüten mußte, konnte ihm eine sanfte, weibliche Pflege nur erwünscht sein.

Aminda, welche nur gewohnt war in orientalischer Trägheit ihre Zeit zu vergeuden, und der Genußsucht zu fröhnen, war durch die Leidenschaft, welche sie beseelte, gänzlich umgewandelt worden. Sie war unermüdlich um den Kranken beschäftigt, und die pünktlichste Ausführung der ärztlichen Verordnungen schien ihr als eine heilige Pflicht zu gelten. Kein Opfer war ihr zu schwer, welches sie dem geliebten Jünglinge nicht gebracht hätte, und wenn er ihr ein dankbares Lächeln dafür schenkte, fühlte sie sich reich belohnt. Umsonst aber blieben alle ihre Bemühungen eine Erwiderung ihrer Gefühle in seinem Herzen zu erwecken, welches er einzig und allein nur der Kriegsbraut gewidmet zu haben schien. Er zeigte sich freundlich und dankbar für alle Aufmerksamkeiten, welche sie ihm leistete, aber niemals wurde in seinen Blicken der Strahl eines wärmeren Gefühles sichtbar; niemals verrieth er durch ein leidenschaftliches Wort, daß ihre seltene Schönheit einen tieferen Eindruck als den der gewöhnlichen Bewunderung, in ihm hervorgerufen hätte. Sie litt Folterqualen durch seine Kälte und durch die harmlose Gleichgültigkeit, die er ihrer glühenden Empfindung entgegensetzte, und doch beschloß sie hartnäckig nicht von ihm abzulassen.

Sie hatte sich gewöhnt stets um ihn zu sein, um mit einer fast sclavischen Aufmerksamkeit alle seine Wünsche errathen und zur Ausführung bringen zu können. So

war sie ihm auch heute, am Abende vor seiner Abreise, auf einem Spaziergange gefolgt, den er, um sich an die rauhe Winterluft zu gewöhnen, unternommen hatte. Er mußte sich auf ihren Arm stützen, und so oft er im Gefühle seiner wiederkehrenden Kraft, seine Schritte beeilte, hielt sie ihn zurück und zeigte ihm die zärtlichste Besorgniß, daß er sich bereits zu viel zutrauen und seine Kräfte überschätzen möchte. Doch in der heitersten Laune verlachte er ihre Besorgnisse und zeigte sich durch das Wohlgefühl, welches ihn in der frischen Luft auf's Neue durchbebte, beinahe übermüthig. Die reine Winterkälte hatte seine bleichen Wangen wieder mit einem feurigen Roth überhaucht, und er war wahrhaft schön. Kaum achtzehn Jahre mochte er zählen; sein Antlitz, welches auch nicht eine Spur russischer Nationalität an sich trug, zeigte ein unverkennbar germanisches Gepräge, und die zarten, weiblichen Züge desselben, gaben ihm eine sprechende Aehnlichkeit mit seiner Schwester Constantia. Doch war sein Wuchs hoch und kräftig und alle seine Bewegungen waren gewandt und elastisch.

Unverholen äußerte er seine Freude wieder in die aufregende Bewegung des Kampfes zurückkehren, und die Fahne seines Regiments, die er seine einzige Geliebte nannte, wieder in seine Arme schließen zu können.

Aminda aber fühlte sich tief dadurch verletzt, daß er mit keiner Sylbe ein Bedauern äußerte, sich von ihr trennen zu müssen, und konnte sich deshalb der gewissermaßen vorwurfsvollen Bemerkung nicht enthalten: „Gedenken Sie gar nicht des Kummers, den Sie Ihrem alten Vater bereiten, indem Sie sich, kaum dem Tode

entronnen, auf's Neue in den Kampf stürzen? Und wenn Sie nun wieder ein Unglück trifft; wenn Sie in den Gefechten, die fast täglich stattfinden, wieder verwundet werden; ach, wer soll Sie dann pflegen?"

„Ich werde dann freilich Ihre unvergleichliche Pflege schmerzlich vermissen;" entgegnete er, gerührt, in sanftem Tone; „doch meine Schwester, die sich im Kloster der barmherzigen Schwestern befindet, würde mir dann sicher ihre ganze Theilnahme widmen. Der Kummer meines Vaters aber thut mir leid; doch da er mich dem Militairstande gewidmet hat, darf er ja nichts Anderes erwarten, als daß ich meine militairischen Pflichten streng und pünktlich erfülle; um so mehr, da es sich jetzt um einen hohen, heiligen Zweck handelt, das bedrängte Vaterland von seinen Feinden zu befreien."

Jedes seiner Worte war ein Stich in Aminda's Herz und sie war fest entschlossen endlich zur Gewißheit zu gelangen, ob sie noch hoffen dürfe, oder ob sie jeden Gedanken, von ihm geliebt zu werden, aufgeben müsse? Sie entgegnete ihm auch deshalb tief betrübt: „Und an mich denken Sie gar nicht, theurer Felix? Was soll aus mir werden, wenn Sie nicht mehr hier sind, wenn ich täglich um Ihr Leben zagen muß?"

„Sie werden hier bleiben;" erwiderte Felix; und meinem guten, alten Vater jetzt die liebreiche Pflege gewähren, die Sie mir zu Theil werden ließen, dann werde ich mich ruhiger meinem Berufe widmen können.

„Nein, das werde ich nicht, das kann ich nicht;" rief sie plötzlich leidenschaftlich aus. „Felix! Willst Du nie sehen, daß mein Leben an das Deinige gekettet ist?

Daß ich nur athmen kann, wo Du athmest? Meinst Du, daß ich Dich verlassen könnte? Nein wahrlich nicht! Ich kenne keine andere Bestimmung mehr, als der Spur Deiner Fußtritte zu folgen, und wenn Du morgen von dannen ziehst, werde ich Dich begleiten, wie Dein Schatten. Ich kann und will mich nicht von Dir trennen, denn — ich liebe Dich, wie Dich niemals ein Weib wieder lieben wird."

Jetzt erst begann Felix zum ersten Male klar zu sehen und Erstaunen und Bestürzung malte sich in allen seinen Zügen. Ihr offenes Geständniß erklärte ihm plötzlich die warme Anhänglichkeit die sie ihm erwiesen, und die mehr als freundschaftlichen Opfer, die sie ihm gebracht hatte. Allein seine Verlegenheit dauerte nur wenige Minuten, und schnell war er entschlossen ihr mit gleicher Offenheit zu bekennen: daß er sich ihr zwar zur innigsten Dankbarkeit lebenslänglich verpflichtet fühle, doch daß er nicht im Stande sei ihre leidenschaftlichen Empfindungen zu erwidern.

Er that dies in der rücksichtsvollsten Weise und doch war der Eindruck, den seine Worte bei Aminda hervorriefen, schrecklich. Jeder Blutstropfen schwand aus ihrem Antlitze, ihre schönen Züge verzerrten sich, ihre Lippen zuckten krampfhaft, ihre Stirn zog sich in finstere Falten und ein unheimliches Feuer blitzte aus ihren glühenden Augen, als sie ihm mit bebender Stimme erwiderte: „Sie weisen also meine Liebe zurück? Wissen Sie auch was Sie thun? Sie vernichten mich und sich; denn von dem Augenblicke an, wo Sie mich von sich stoßen, hauchen Sie mir das Gift der Feindschaft ein.

Wissen Sie, daß ich den Mann glühend hassen muß, der meine Liebe verschmäht, die ich schwach genug war ihm selbst zu verrathen? Ich kann nicht anders, Felix! Ich muß lieben oder hassen, und mein Haß ist so stark, wie meine Liebe.“

„Ich hoffe aber, Sie werden mich nicht hassen, Aminda;“ sprach der junge Mann ernst; „denn ich habe nichts verbrochen, was hassenswürdig wäre. Daß Sie mir ein Gefühl verriethen, welches ich nicht erwidern kann, will ich zu vergessen suchen, und mein offenes Eingeständniß, daß ich Ihnen nicht Liebe für Liebe zu bieten vermag, muß Ihnen schätzenswerther sein, als wenn ich Sie täuschen wollte durch eine erkünstelte Empfindung, von der mein Herz nichts weiß.“

„Nein, nein!“ rief sie leidenschaftlich. „Ich würde selbst die Verstellung vorziehen, denn Ihre Offenheit ist mein Todesurtheil. Sein Sie barmherzig und täuschen Sie mich! Ich will lieber getäuscht, als zurückgestoßen sein. Es liegt eine letzte Hoffnung, ein letzter Trost in der Täuschung; denn sie bietet noch immer die Aussicht, daß Sie mich lieben lernen werden, wenn Sie es nur versuchen wollen, mir wenigstens Liebe zu heucheln. Ach, ich weiß, es ist ein schwacher, elender Trost, dessen sich ein stolzes Weib schämen sollte, aber es ist für mich der Strohhalm, an den sich der Ertrinkende klammert.“

Doch Felix entgegnete fest und bestimmt: „Verlangen Sie das nicht von mir! Ich kenne die Liebe nicht, aber Sie ist mir geschildert worden, als ein so edles, hohes, heiliges Gefühl, daß ich um keinen Preis

der Welt durch Verstellung ein schnödes Spiel damit treiben möchte. Was könnte es Ihnen auch nützen, wenn ich Ihnen eine Empfindung vorlügen wollte, da wir uns doch trennen müssen und vielleicht — ja wahrscheinlich — auf ewig. Denn nimmermehr würde ich es dulden, daß Sie mir folgen, um meine Schritte zu hemmen, auf meinem Berufspfade. Lassen Sie uns deshalb von einander scheiden, als Freunde und von diesem Augenblicke an den unglücklichen Gegenstand, der uns entzweien könnte, nicht mehr berühren."

Aminda schien keine Erwiderung auf diese bestimmte Erklärung mehr zu finden. Sie entzog ihm ihren Arm und schritt schweigend, mit fest zusammen geklemmten Lippen neben ihm her. Ihre ganze Miene hatte sich verfinstert und es mußte eine seltsame Umwandlung in ihrem Innern vorgegangen sein; denn sie warf wirklich schon einen Blick des Hasses auf ihren Begleiter. Auch dieser schritt verstimmt neben ihr her und Beide wendeten sich unwillkürlich auf dem schmalen Fußpfade des Gehölzes, welches sie besucht hatten, wieder nach dem Hause zurück, ohne zu bemerken, daß ihnen in geraumer Entfernung einige dunkle Gestalten folgten. Eben so entging es ihnen, daß ganz dicht am Wege, versteckt hinter niederes Gebüsch, ein schwarzes Gesicht hervorlugte, welches Aminda, wenn sie es bemerkt hätte, sicher erkannt haben würde; denn es gehörte einem jener schwarzen Sclaven an, welche ihr von ihrem ehemaligen Gebieter Suleiman-Pascha zu ihrer Bedienung zurückgelassen worden waren. Der Bursche hieß Hassan und war der schlaueste von seinen Kameraden.

Kaum waren Beide an ihm vorüber geschritten, als er plötzlich ein schrillendes Pfeifen hinter ihnen vernehmen ließ, welches jedoch mehr dem Locktone eines Raubvogels glich. Deshalb achteten sie auch wenig darauf und schritten unbesorgt weiter; denn sie befanden sich nahe bei dem Landhause und konnten es in einer Viertelstunde erreichen. Doch kaum war der Pfiff erschallt, so wurde es lebendig rechts und links im Tannengebüsche und flüchtige Schritte hörte man knistern auf dem hartgefrorenen Schnee.

Felix blieb überrascht stehen und reichte Aminda seinen Arm wieder, als ob er ihr damit Schutz bieten wolle, doch sie nahm ihn nicht an, und blickte trotzig um sich, als ob sie einen Gegenstand suche, an dem sie ihren Zorn hätte auslassen können. Aber schon im nächsten Augenblicke verwandelte sich ihr Trotz in Schrecken; denn von allen Seiten sprangen Tartaren auf sie zu und ehe Beide nur an Widerstand denken konnten, der auch nichts gefruchtet haben würde, da sie nicht bewaffnet waren, sahen sie sich schon ergriffen und von einander getrennt. Gegen Aminda beobachtete man jedoch die größten Rücksichten, während man Felix ohne Weiteres die Hände auf den Rücken band und mit Riemen zusammenschnürte. Auch Hassan der schwarze Sclave war zum Vorschein gekommen, und schien den Ueberfall geleitet zu haben.

Die Tartaren waren Eingeborne der Krim, von mittler Größe, hager aber kräftig und von starkem Knochenbaue. Ihr Kopf war oval, ihr Haar dunkelbraun, ihre Augen klein und schwarz, ihre Gesichtsfarbe

frisch und ihre Zähne weiß und fest. Sie trugen ihr Nationalcostüm, welches dem orientalischen sehr ähnlich ist, und schienen den über die ganze taurische Halbinsel zerstreuten Ackerbauern anzugehören.

Mit Ungestüm und einer gewissen Verachtung, welche der Russe nur zu häufig gegen die armen Tartaren an den Tag legt, forderte Felix Rechenschaft über die Gewaltthat, die man ihm und seiner Begleiterin zufügte, doch nur der schwarze Sclave antwortete ihm: daß er sich als Gefangnen zu betrachten habe und daß er ihn seinem Gebieter Suleiman-Pascha ausliefern werde, von dem er die härteste Strafe zu erwarten habe, da er ihm seine Favoritin Aminda geraubt und bei sich verborgen gehalten habe.

Der junge Mann aber war viel zu stolz um sich gegen einen Schwarzen, der die Sclavenzeichen an sich trug, wegen einer durchaus falschen Beschuldigung zu rechtfertigen und forderte in seinem immer höher steigenden Zorne, daß man ihn auf der Stelle frei lassen solle. Doch leider war er nicht einmal im Stande seine Forderung durch irgend eine gewichtige Drohung zu unterstützen, da er gebunden, ganz machtlos war und deshalb hatte auch der Ausbruch seines Zornes nur ein höhnisches Gelächter zur Folge.

Aminda stand ganz bewegungslos und niedergeschlagen und kein Wort kam über ihre Lippen: Sie wußte, daß sie das Aeußerste zu fürchten hatte, wenn sie wieder in die Gewalt Suleiman-Pascha's gelangte und er auch nur den Argwohn gefaßt hatte, daß sie sich absichtlich von ihm entfernt, um einem leidenschaft-

lichen Züge ihres Herzens zu folgen. Doch dachte sie weniger an die Gefahr, der sie entgegen geführt wurde, als an die Vernichtung aller ihrer Liebeshoffnungen. Von Zeit zu Zeit warf sie einen unheimlichen, finstern Blick auf Felix, und schreckliche Rachegedanken schienen in ihrer Brust zu gähren. An Rettung war nicht zu denken; denn die ganze Gegend war menschenleer, auch beeilte man sich sie von dem Orte, wo man sie überfallen hatte, zu entfernen. Sie wurden von den Tartaren in die Mitte genommen und rasch fortgeschleppt, immer tiefer in die Waldung hinein, bis zu einer freien Lichtung, wo noch zwei Tartaren harrten, welche bei mehreren Kamelen Wache hielten. Die Thiere mußten niederknieen und Eines derselben, welches am reichsten aufgezäumt und mit einem bequemen Damensattel versehen war, mußte Aminda besteigen, während sich Hassan vor sie auf den Hals des Kamel's setzte, um die Zügel zu leiten. Felix aber wurde weniger rücksichtsvoll behandelt, denn er wurde zwischen die Höcker eines der Thiere geworfen und dort so fest gebunden, daß er keiner freien Bewegung mehr fähig war, und jede Hoffnung entrinnen zu können, aufgeben mußte. Zwei Tartaren setzten sich zu ihm; auch die Andern bestiegen die übrigen Kamele und bald flogen die raschen Thiere über den Waldpfad dahin, der sie in die freie Haide führte. Als die Nacht hereinbrach, wurde ein kurzer Halt gemacht, um die Thiere verschnaufen zu lassen und zu füttern. Auch den Gefangenen wurde Speise und Trank geboten; doch sie verschmäheten es Beide. Aminda aber wurde, gegen die schneidend kalte Nacht-

luft, in warme Mäntel und Decken gehüllt und ihr Haupt mit einem dichten Schleier umgeben. Dann wurde der nächtliche Ritt mit vergrößerter Eile wieder fortgesetzt. Der Bulganackfluß bot kein Hinderniß dar; denn er war bereits fest gefroren und leicht zu überschreiten, dann aber ging es im raschen Trabe immer am sandigen Ufer der Kalamitabucht hin, bis man endlich, alle menschliche Wohnungen sorgfältig vermeidend, Eupatoria, beim Anbruche des Morgens erreichte. Auch das türkische Lager, welches die Hafenstadt auf der Landseite umgab, wurde nicht berührt, und durch ein kleines Seitenthor erlangte man Einlaß. Die Straßen waren noch verödet und deshalb gelangte auch der seltsame Zug, ohne Aufsehen zu erregen, bis zu einem jener düstern und stark befestigten Gebäude, welches sich als der ehemalige Wohnsitz eines Tartarenfürsten verrieth. Es war von Granitsteinen aufgeführt, in Form eines länglichen Vierecks mit plattem, orientalischem Dache. Ringsum war es mit hohen, finstern Mauern umgeben, die in unregelmäßigen Zwischenräumen mit kleinen Thürmen besetzt waren. Hier hatte Suleiman-Pascha sein Quartier genommen, da er es vorzog in einem festen, warmen Hause zu wohnen, als unter leichtem Zelte die Unannehmlichkeiten der harten Winterkälte, mit seinen Truppen im freien Lager zu theilen. Kaum hundert Schritte davon entfernt aber, in der Nähe eines Marktplatzes erhob sich ein noch größeres, ähnliches Gebäude, welches für ein Serai, oder festes Schloß gelten konnte. Auch war es mit zwei Flügeln versehen und Omer Pascha, der Sirdar, oder Oberbefehlshaber der gesamm-

ten türkischen Armee, war mit seinem ganzen Gefolge dort eingezogen.

Erschöpft von dem schnellen, nächtlichen Ritte und nicht ohne bange Besorgniß vor dem Empfange, welcher ihr bevorstand, betrat Aminda herzklopfend den festen Boden und schritt von Hassan geführt über den Hofraum, bis zur Hauptpforte des Hauses, die auf sein Klopfen geöffnet wurde. Ein Haremsbeamter, den sie im Haushalte ihres Gebieters noch nicht gesehen hatte, schien sie erwartet zu haben, empfing sie achtungsvoll und führte sie zu den innern Gemächern, welche den Frauen des Hauses angewiesen waren. Ehe sie jedoch die große Hausflur verließ, wendete sie sich zu Hassan und fragte nicht ohne Theilnahme: „Was wird aus dem Gefangenen?"

„Er wird in das Gefängniß geworfen;" entgegnete der Schwarze finster, aber unterwürfig.

Ein heftiger Kampf schien sich in ihrem Busen entzündet zu haben. Sollte sie den Mahnungen ihrer Liebe, oder den Eingebungen ihres Hasses folgen, der sich ihrer bemächtigt hatte, ohne jedoch ihre Leidenschaft ganz unterdrücken zu können? Doch war der Streit in ihrem Innern nur von kurzer Dauer, denn schon nach wenigen Augenblicken war sie entschlossen, dem Auflodern ihres Hasses nachzugeben und den jungen Mann seinem Schicksale zu überlassen. Sie wendete sich deshalb auch mit einem kalten, stolzen Blicke von Hassan ab, und folgte, ohne eine weitere Bemerkung hinzuzufügen, dem Haremsbeamten, der sie in die für sie bereits eingerichteten Zimmer führte, wo er sie einigen dienenden Frauen

überließ; jedoch die Thüren sorgfältig verschloß, woraus sie leicht entnehmen konnte, daß sie sich auch selbst als eine Gefangene zu betrachten habe.

Weit mehr als Aminda, hatte Felix bei seiner nächtlichen Entführung gelitten. Seine zusammengeschnürten Glieder waren von der Kälte ganz erstarrt und als er von dem Kamele losgebunden worden war, vermochte er sich nicht auf seinen Füßen zu erhalten. In ziemlich roher Weise und ohne auf seinen Zustand Rücksicht zu nehmen, packten ihn zwei Tartaren und schleppten ihn fort nach einem Seitengebäude, wo zwei Wachtposten aufgestellt waren. Durch eine niedrige, eisenbeschlagene Thür, trug man ihn eine Treppe hinab, bis man einen Kellerraum erreichte, der eine Reihe Gefängnisse der unsaubersten Art enthielt. Es waren kleine, sechs Fuß breite und kaum acht Fuß lange Gemächer, welche nur einen Haufen verfaultes Stroh und einen elenden Stuhl enthielten. Von der gewölbten Decke und von den Wänden troff immerwährend eine schmutzige Feuchtigkeit herab, welche den lehmigten Fußboden des Kerkers in einem schlammigen Pfuhl verwandelte, und einen widrigen Moderdunst verbreitete.

Hier wurde der Gefangene, nachdem man ihm die Riemen von den Händen gelöst hatte, auf das faule Stroh niedergeworfen und ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, verließ man ihn, und verwahrte sorgfältig die Kerkerthür mit schweren Schlössern und Riegeln.

Anfangs befand sich der Unglückliche in einem Zustande der Betäubung, die ihn für äußere Eindrücke fast gänzlich unfähig machte; doch der Schmerz seiner

kaum geheilten Wunden erweckte ihn aus seinen dumpfen Träumen und führte seine Besinnung zurück. Nach und nach erinnerte er sich auch an Alles was mit ihm vorgegangen, nur konnte er sich nicht entsinnen, wie er hierher gelangt war. Doch es bedurfte nur eines einzigen Blickes durch das elende Gemach, um ihn zu belehren, daß er sich in einem Kerker befinde. Zuerst gedachte er mit Wehmuth seines alten Vaters, welcher, wie er überzeugt war, während der vergangenen Nacht die qualvollste Angst ausgestanden hatte, weil sein Sohn nicht heimkehrte. Er wußte, daß der Alte sich ganz allein im Hause befand, und daß Niemand ihm nahe war, der ihn hätte trösten, beruhigen und in seinen Nachforschungen, die er gewiß um seinen verschwundenen Sohn anstellen würde, hätte unterstützen können.

Bisher hatte man sich wenig um die Bewohner des einsamen Landhauses bekümmert. Nachdem seine Schwester Constantia ihn außer Gefahr erklärt und verlassen hatte, war Felix von einem deutschen Arzte behandelt worden, der früher in russischen Diensten gestanden und sich in der Nähe angesiedelt hatte. Es hatten sich zwar mehrmals Soldaten der verbündeten Truppen beim Fouragiren und Recognosciren bis in diese Gegend verirrt; doch der Obrist hatte sie stets freundlich aufgenommen und ihre Forderungen mit Bereitwilligkeit zu erfüllen gesucht, so viel er es nur im Stande war; weshalb es ihnen auch nie in den Sinn kam sein Haus zu durchsuchen, wobei sie seinen Sohn hätten finden, und da er in russischen Militairdiensten stand, als Gefangenen hätten reclamiren können. Ein

Verrath von Seiten des deutschen Arztes aber, war auch nicht zu befürchten und so hatten sie sich dem Gefühle der Sicherheit hingegeben, bis zur Genesung des jungen Mannes.

Deshalb mußte Felix auch die Art und Weise, wie man sich seiner bemächtigt hatte, räthselhaft erscheinen und da er Aminda wirklich für die Wittwe eines französischen Offiziers hielt, wofür sie sich ausgegeben hatte; so konnte er auch nicht ahnen, in welcher Beziehung sie zu einem Befehlshaber der türkischen Armee stand. Daß er sich aber in der Gewalt der Türken befand, war ihm schon durch die Richtung klar geworden, welche die Tartaren mit ihm einschlugen, und da er wußte, daß diese größtentheils den Russen feindselig gesinnt waren und sich den Verbündeten angeschlossen hatten, so vermuthete er, daß diese Tartaren ihn in seines Vaters Hause ausspionirt, und sich seiner nur bemächtigt hätten, um sich durch seine Auslieferung bei ihren türkischen Glaubensgenossen beliebt zu machen. Die Behauptung des Schwarzen, daß Aminda die Favoritin Suleiman Pascha's sei, und die Beschuldigung, daß Felix dieselbe geraubt haben solle, hielt dieser nur für eine leere Erfindung, um den gewaltsamen Ueberfall zu rechtfertigen. Vielmehr aber glaubte er, daß sich die Tartaren mit dem Sclaven verständigt hätten, die schöne junge Dame, die ihnen längst auf ihren Spaziergängen aufgefallen sein konnte, zu entführen, und an irgend einen türkischen Machthaber für sein Serail zu verkaufen. Er empfand deshalb auch Mitleid mit der bedrängten Lage, in welche er sie versetzt glaubte, ahnete jedoch auch nicht im Ent-

fernteſten die Gefahren, von welchen ſie Beide bedroht wurden.

Der ganze Morgen verging, ohne daß ſich Jemand um ihn kümmerte, und Hunger, Kälte und Erſchöpfung verſetzten ihn bald wieder in eine Betäubung, welche ihn faſt gänzlich aller Beſinnung beraubte.

Erſt um die Mittagsſtunde hörte er ein Geräuſch, welches ihn wieder zur Beſinnung erweckte. Er erhob ſich von ſeinem Lager und bemerkte jetzt, daß durch ein kleines, vergittertes Fenſter ein ſchwacher Lichtſtrahl hereindrang und ſeinen elenden Kerker mit einem Dämmerlichte erfüllte. Das Geräuſch aber kam vom andern Ende des Gefängniſſes und er ſah jetzt deutlich, wie ſich eine kleine Klappe in der eiſernen Thür von Außen geöffnet hatte, und wie eine weibliche Hand ihm ein ſchwarzes Brot und einen irdenen Krug mit Waſſer hereinreichte.

Er ging nach der Thür, um die frugale Koſt, die man ihm bot, entgegen zu nehmen, wobei es ihm nicht entging, daß ein paar ſchwarze Augen ihn mitleidig anblickten. Es war die kaum dreizehnjährige Tochter des Gefangenwärters, aus tartariſchem Stamme, welche ihm ſeine Nahrung brachte, und die bei ſeinem Anblicke wie bezaubert ſtand, und ſich an den ſchönen Zügen des Jünglings, wie es ſchien, nicht ſatt ſehen konnte.

Felix redete ſie freundlich an und richtete die Frage an ſie: ob ſie ihm nicht ſagen könne, wer ihn eigentlich habe gefangen nehmen und hier einſperren laſſen?

„Suleiman Paſcha;“ entgegnete ſie leiſe.

„Aber warum läßt er mich in dieſen abſcheulichen

Kerker werfen und behandelt mich nicht, wie ich es als Kriegsgefangener erwarten darf?“ fuhr Felix fort.

„Du bist kein Kriegsgefangener, denn Du trägst ja keine Uniform.“

„Allerdings trage ich bürgerliche Kleider, aber nur, weil ich in der Schlacht an der Alma schwer verwundet wurde, und mich im Hause meines Vaters bis zu meiner Genesung verborgen hielt.“

„Suleiman Pascha ist sehr zornig auf Dich, denn Du hast ihm seine Favoritin, die schöne Aminda geraubt und entführt.“

„Aber Mädchen, wie kommst auch Du auf diese unsinnige Beschuldigung? Aminda ist die Wittwe eines französischen Offiziers und hat sich in das Haus meines Vaters freiwillig geflüchtet, um zudringlichen Nachstellungen, welchen sie in Balaklawa ausgesetzt war, zu entgehen.“

„Ach, schweig' still! Dies Märchen wird Dir doch Niemand glauben;“ sprach das Mädchen mit ungläubigem Lächeln und kopfschüttelnd. „Ich habe Sclavinnen aus dem Harem Suleiman-Pascha's gesprochen, welche die schöne Aminda gleich wieder erkannt hatten. Sie sagten mir, daß ihr Gebieter auch über sie ein ernstes Gericht halten würde.“

„Aber das ist ja kaum möglich und wenn es wäre, so habe ich doch keine Ahnung davon gehabt.“

„So muß sie Dich getäuscht haben und es ist ihr wohl leicht geworden, da Du sie liebst.“

„Wer sagt Dir, daß ich sie liebe? Sie hat mich

in meiner Krankheit gepflegt und ich bin ihr Dankbarkeit schuldig, aber Liebe habe ich nie für sie gefühlt."

„Andere werden Dir das nicht glauben; ich aber will es Dir glauben, wenn Du mir es zuschwörst bei Deinem Gott."

„Ich schwöre Dir es, bei meinem Gott und bei Allem was mir heilig ist!"

„Genug!" entgegnete das Mädchen, tief aufathmend, als ob ihr eine schwere Last von ihrem Herzen genommen wäre. „Jetzt glaube ich Dir! Denn in Deinem Gesichte stehen Ehrlichkeit und Treue so deutlich geschrieben, daß Du unmöglich eine Liebe verleugnen und den Namen Deines Gottes dabei mißbrauchen kannst. Ich glaube Dir, aber ich beklage Dein Schicksal jetzt nur noch mehr."

„Was weißt Du von meinem Schicksale?"

Die Kleine schwieg und verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen.

„Sprich! Wenn Du mein Schicksal kennst, so theile mir es mit, daß ich mich vorbereite. Sie können mich ja doch nur tödten und ich habe dem Tode bereits in's Auge gesehen, ohne zu zittern."

„Ja, sie wollen Dich tödten!" rief das Mädchen in schmerzlicher Bewegung und brach dabei in lautes Schluchzen aus. „Ich habe meinen Vater belauscht, als er sich mit dem bösen Hassan besprach, der Dich und Aminda gefangen hat und hierher brachte. Sie meinten, daß Dein Kopf verloren wäre und daß sie die Martern nicht mit Dir theilen möchten, zu welchen Dich der gestrenge Pascha verurtheilen würde, ehe er das

Zeichen gäbe, zum letzten Gnadenstreiche. Ach, wenn ich Dich befreien könnte! Aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen sollte, denn mir fehlen alle Mittel dazu."

Felix war tief erschüttert. Denn obgleich er im hohen Grade den Muth besaß, im offenen Kampfe dem Tode in's Auge zu schauen, so schauderte er doch unwillkürlich zusammen bei dem Gedanken, vielleicht unter langsamen Martern sein Leben, das er liebte, wie es die ehrgeizige Jugend immer liebt, enden zu müssen. Er dankte deshalb auch gerührt dem Mädchen für ihre Theilnahme, und die Hoffnung, eine Retterin in ihr zu finden, bemächtigte sich seiner plötzlich. Doch eben als er im Begriffe war, sich in eine weitere Unterredung mit ihr einzulassen, fuhr sie erschrocken zusammen: „Still! Mein Vater pfeift, weil ich so lange bleibe! Ich muß fort!" —

Kaum vermochte sie Felix noch zu fragen: „Und wie heißest Du, gutes Kind?" worauf sie flüchtig antwortete: „Marsa heiße ich," und dann schnell die Oeffnung in der Thür zuklappte, den Riegel vorschob und davon eilte.

In einer qualvollen Stimmung blieb der Gefangene allein. Durch die Mittheilungen der kleinen Tartarin hatte er die Gefahren, welche über seinem Haupte schwebten, für weit drohender erkannt, als er geglaubt hatte. War Aminda wirklich die Favoritin des Pascha's, woran er kaum noch zweifeln konnte, so lag allerdings ein Verdacht gegen ihn vor, den er durch einfache Gegenrede wohl schwerlich zu zerstreuen hoffen durfte. Deshalb mußte er allerdings das Schlimmste erwarten,

denn er wußte, daß gerade die Eifersucht den Türken zur größten Grausamkeit reizt. Dabei fühlte er sich auch körperlich so geschwächt und erschöpft, daß er fürchtete, auch in eine geistige Niedergeschlagenheit zu verfallen und vielleicht dem Pascha gegenüber muthlos zu erscheinen, da er doch entschlossen war, ihm fest und stolz gegenüber zu treten.

Als sich Suleiman-Pascha am Morgen jenes Tages von seinem Polsterlager erhoben hatte, war seine erste Frage, die er an seinen ersten Leibdiener richtete, der ihm beim Ankleiden behülflich war: ob es dem schwarzen Sclaven Hassan gelungen sei, sich Aminda's wieder zu bemächtigen und sie nach Eupatoria zu führen?

„Dein Wille Herr, ist erfüllt!“ erhielt er zur Antwort. „Hassan harret Dein im Vorzimmer, und Aminda, die reizendste Blume Circassiens, weilt wieder unter Deinem Dache. Ihr schändlicher Entführer aber liegt im Kerker, Deines Spruches harrend.“

Ein freudiges Lächeln zuckte um die Lippen des Pascha's, welches aber sogleich wieder verdrängt wurde, durch einen finstern Ausdruck der Rache, während ein unheimlicher Blitz aus seinen Augen Eifersucht und Haß verrieth. „Aminda soll ruhen bis ich sie rufen lasse; Hassan mag eintreten; sprach er dann.

Der Leibdiener öffnete die Thür und wollte eben den Schwarzen eintreten lassen, als mit feierlichen Schritten ein Derwisch hereinschritt, mit über der Brust gekreuzten Armen und mit hohler Stimme dem Pascha zurief: „Allah segne Dich, mein Sohn!“ worauf Jener erwiderte: „Allah ist groß! Allah sei gelobt!“

Nachdem der Derwisch seinen Gruß ausgesprochen hatte, setzte er sich in einem Winkel des Zimmers, auf den platten Boden nieder, die Beine gekreuzt zusammenschlagend, und schien in sehr ernste Gedanken zu versinken, ohne sich weiter um irgend Jemand zu kümmern. Er war ein alter Mann und nannte sich Melak und sein langer schneeweißer Bart gab ihm ein ehrwürdiges Aussehen. Auch war er in seinem Aeußeren weniger schmutzig, als es seine Genossen in der Regel sind. Er trug graue Unterkleider, einen weißen Mantel, eine spitze, graue Mütze von Ziegenfell, welche unten von einem Stück grünem Wollenzeuge turbanartig umschlungen war. In seinem gleichfalls wollenen, grünen Gürtel steckte ein Dolch, dessen Griff mit kleinen Glocken versehen war. Um seinen Hals hing an einer schwarzen Schnur ein Talisman, welcher aus einem Steine vom Grabe des Propheten in Mekka bestand, und von seinem Gürtel hing an seiner linken Lende ein Bockshorn herab, mit einem Mundstücke, welchem er zu gewissen Tageszeiten keineswegs harmonische Töne entlockte. In seiner Hand trug er einen starken Stock, welcher oben mit einem eisernen Halbzirkel versehen war und der seinem Haupte zur Stütze diente, so lange er in der entsprechenden Stellung gehalten wurde. Sobald er jedoch die Augen schloß und sich dieser Stütze ganz hingeben wollte, begann der Stock zu wanken und hinderte den Märtyer am Einschlafen. Deshalb deutet auch ein solcher Stock in der Hand des Derwisches schon an, daß der heilige Mann sich selbst verdammt hat, den Schlaf zu entbehren. Melak gehörte zu jenen orien-

talischen Geistlichen, welche sich Wander-Derwische nennen, weil sie rastlos umherziehen, von Almosen leben, Selbstverleugnung im höchsten Grade üben, sich den Pflichten der Wohlthätigkeit und Aufopferung unterziehen, Kranke heilen und prophetische Aussprüche thun. Daß es viele schlaue Betrüger unter ihnen giebt, bedarf wohl kaum der Bemerkung. Melak hatte sich der Expedition angeschlossen und war seit der Landung der türkischen Armee in der Krim, immerwährend in der Nähe des Pascha's geblieben, der den aufgedrungenen Gesellschafter dulden mußte, weil eine Zurückweisung des heiligen Mannes, als eine schwere Beleidigung gegolten hätte, welche die ganze Armee mit Unwillen erfüllt haben würde. Uebrigens schenkte ihm Suleiman-Pascha doch auch eine gewisse, gläubige Verehrung, erbat sich seinen Rath und vertraute seinem Urtheile.

Nachdem der Derwisch Platz genommen am Boden, wurde Hassan eingelassen, der sich seinem Gebieter demüthig zu Füßen warf und dann auf dessen Geheiß eine genaue Erzählung begann, wie er sich, mit Hülfe der Tartaren, Aminda's und des jungen Russen bemächtigt und wie es ihm gelungen sei Beide ohne Hinderniß nach Eupatoria zu bringen. Suleiman hatte ihm mit lebhaftem Interesse zugehört, doch als ob er noch Zweifel in die Worte des Sclaven gesetzt hätte, wendete er sich nach dem Derwische um und fragte: „Was sagst Du dazu, Melak."

Dieser aber hockte wie ein steinernes Bild am Boden, kein Zug seines Gesichtes verrieth Leben und seine grauen Augen starrten unverwandt auf seine Fußspitzen.

Er gab keine Antwort und der Pascha wiederholte seine Frage auch nicht; denn er wußte, daß es vergeblich sein würde, da der heilige Mann in so tiefe Gedanken versunken war, daß ihn selbst eine Todesdrohung nicht darin gestört haben würde. Er warf deshalb dem Schwarzen eine volle Geldbörse zu, und entließ ihn mit dem Bedeuten: daß er ihm die Strafe für sein langes Herumschweifen schenke und ihn wieder aufnehme in seine Dienste. Denn Hassan war zwar auch, noch vor der Schlacht an der Alma von den herumstreifenden Kosacken gefangen genommen worden, wie seine übrigen Kameraden, aber es war ihm allein gelungen wieder zu entwischen, ehe sie ihn in Sicherheit bringen konnten. Lange Zeit hatte er sich nun im englischen und französischen Lager herumgetrieben, hatte Dienste genommen bei Offizieren, war aber wegen Diebereien überall fortgejagt worden, so daß er sich schon auf dem Wege befand, zu den Russen überzulaufen und ihnen seine Dienste als Spion anzubieten, als er in der Nähe des abgebrannten Dorfes Burliuk, bei dem einsamen Landhause des Obristen Alberti vorüberkam und Aminda und Felix erblickte, welche sich eben auf einem Spaziergange im Walde befanden. Jetzt änderte er seinen Plan plötzlich und ging dreist nach Eupatoria zu seinem Gebieter zurück, der ihn erst, ohne ihn zu hören, erdrosseln lassen wollte. Doch als er vernahm, daß er Aminda's Aufenthalt entdeckt habe, ließ er ihn vor sich. Er verwirrte sich jedoch in seinen Aussagen, über die Art und Weise wie Aminda an jenem Morgen nach der Landung beim Abbrechen des Zeltes spurlos verschwunden sei und wie

er dann selbst mit dem Haremsbeamten Ismael, den Frauen und den übrigen Sclaven in die Hände der Kosacken gefallen sei, daß ihm sein Gebieter keinen Glauben schenken wollte. Da er jedoch fortwährend behauptete Aminda gesehen zu haben und sich erbot, sie wieder herbeizuführen, ließ sich der Pascha endlich bewegen, ihn damit zu beauftragen, gab ihm aber eine Anzahl Tartaren mit, deren Treue er vertrauen konnte, und die ihn streng bewachen und jedenfalls wieder zurückbringen sollten. Im Falle des Gelingens war ihm Befreiung von aller Strafe und eine Belohnung zugesagt, im Falle des Mißlingens aber aber durfte er sich einer harten Ahndung gewärtig halten.

Der Saal, in welchem sich der Pascha befand, bot wenig Bemerkenswerthes dar. Es war ein großes, alterthümliches Gemach, mit geschmacklos gemalten Wänden, an welchen sich mehrere Polstersitze befanden mit persischen Seidenstoffen überzogen. In einer Ecke des Saales befand sich ein Kamin von englischer Arbeit, in welchem ein starkes Feuer brannte. Auf einem Bord stand eine vergoldete Tafeluhr, und einige Porzellain-Vasen mit künstlichen Blumen. Dies war so ziemlich die ganze Ausstattung des Salons, welche im Vergleich mit der orientalischen Pracht, wie sie z. B. in Konstantinopel herrscht, dürftig erschien.

Auch schien er sich durchaus nicht behaglich zu fühlen und trotzdem, daß sein Wunsch erfüllt worden war, seine Aminda wieder zu besitzen, umzogen doch finstere Falten seine Stirn und er blies die Rauchwolken aus seiner kostbaren Tabackspfeife höchst mißmuthig von sich.

Er mochte ungefähr 40 Jahre zählen, war von mittler Statur und ein wenig korpulent. Seine Haut war gebräunt, seine Züge hatten den orientalischen Schnitt, sein dunkelbrauner Bart war wohlgepflegt, fein und seidenweich, und sein Auge hatte jenen wollüstigen Ausdruck, welcher zugleich eine kalte Grausamkeit verräth. Sein geschorenes Haupt bedeckte der rothe Fez mit langer, blauer Quaste, übrigens trug er weißseidene, mit Watte gefütterte Beinkleider, lackirte Halbstiefel und einen blauen Sammetkaftan mit Silberbesatz; denn wenn er sich zu Hause befand, folgte er ganz seiner Bequemlichkeit, und die weniger bequeme Uniform legte er nur an, wenn es sein militairischer Dienst erforderte. Er war weder ein kriegerisches Genie, noch ein zuverlässiger Anführer, und sein Pflegma ließ selten einen kühnen Entschluß oder persönliche Tapferkeit bei ihm aufkommen. Die Regierung war sehr unzufrieden mit der Führung seines Amtes, welches sie in seine Hand gelegt hatte, und er wußte, daß eine schwere Wetterwolke über seinem Haupte schwebte. Obgleich Omer-Pascha, der Oberfeldherr der gesammten orientalischen Armee, sich schon seit mehreren Tagen in Eupatoria befand, hatte er ihn doch noch nicht vor sich gelassen und ihn durch seinen Adjutanten bedeutet, daß er ihn nicht eher sehen wolle, als bis er sich über sein bisheriges Verfahren gerechtfertigt habe. Vergebens aber hatte er bis jetzt sein Hirn zermartert Rechtfertigungsgründe aufzufinden, für ein Verfahren, welches in der That nicht zu entschuldigen war und selbst sein vertrauter Rathgeber, der Derwisch Melak, schien diesmal um einen

guten Rath verlegen zu sein. Die türkischen Truppen hatten in dem Treffen bei Balaklawa offenbare Feigheit gezeigt, wodurch die Engländer gezwungen worden waren, dem Feinde ihre Schanzen zu überlassen; der türkische Anführer aber hatte sich während des ganzen Gefechtes nicht auf dem Kampfsplatze blicken lassen und erfuhr die schmachvolle Flucht seiner Truppen erst, nachdem die englische Cavallerie glorreich gesiegt und er sich von seinen Polstern erhob, wo er sich unbekümmert um seine Armee einer trägen Ruhe überlassen hatte. So hatte er allerdings wohl Ursache mit trüben Blicken in die Zukunft zu schauen, und es war nicht zu verwundern, wenn sich seiner eine gewisse Mißstimmung bemächtigt hatte.

Mehrere Stunden später erst befahl der Pascha Aminda vor ihn zu führen. Sie hatte einer kurzen Ruhe genossen und sich von ihrer Erschöpfung wieder erholt; ja, sie hatte auch sogar Zeit gefunden zu einer ausgesuchten Toilette, indem sie ihr Nationalcostüm wieder angelegt hatte, in welchem sie wahrlich nicht weniger reizend erschien, als in der europäischen Kleidung, die sie bisher getragen hatte. Ihr schwarzes, großes, sprechendes Auge, ihre feinen, langgezogenen Augenbrauen, ihr ovales Gesicht, welches durch die anmuthigsten Züge belebt wurde, ihr üppiger Wuchs, ihre blendend weiße Haut und ihr rabenschwarzes, in langen, vollen Locken in ihren Nacken herabfallendes Haar, dies Alles bildete ein so bezauberndes Ganzes, welches den orientalischen Schönheitsbegriffen entsprach.

Aminda aber war sich ihrer Schönheit bewußt, des-

halb trat sie auch mit einer gewissen Zuversicht vor ihren Gebieter hin und sie täuschte sich auch in ihrer Voraussetzung nicht, daß schon ihr Erscheinen seinen Zorn beschwichtigen, und einen günstigen Eindruck in ihm hervorrufen werde. Die finstern Falten, welche sich auf seine Stirn gelagert hatten, schwanden bei ihrem Anblicke und die Freude sie wieder zu sehen, leuchtete aus seinen Augen.

Mit über der Brust gekreuzten Armen verneigte sie sich vor ihm, in ehrerbietiger Weise, wie es ihr zukam, da sie nicht seine ihm angetraute Gattin, sondern nur seine Favoritin war, die er um hohen Preis von einem tscherkessischen Sclavenhändler gekauft hatte. Dann rief sie in einem Tone, welcher eine freudige Rührung recht täuschend erkünstelte: „Gelobt sei der große Prophet, daß er mich Dein Antlitz wieder schauen läßt, Du Licht meines Lebens! Ach, es war dunkel vor meinen Augen und die Nacht umschleierte mein Haupt, während der langen Zeit, die ich fern von Dir zubrachte. Erst jetzt wird es wieder Tag rings umher, und alle meine Gedanken vereinigen sich jetzt zu der einzigen Bitte: laß mir nun auch wieder leuchten die Sonne Deiner Gunst, und verzeihe mir, denn ich bin unschuldig und kehre rein zu Dir zurück, wie ich Dir entrissen wurde.“ Bei den letzten Worten beugte sie ihre Knie vor ihm und schien sich zu seinen Füßen werfen zu wollen, doch ihre Rede hatte seinen Zorn bereits fast gänzlich entwaffnet, und er zog sie neben sich auf den Divan nieder und forderte sie auf, ihm alle ihre Erlebnisse seit ihrer Entfernung mitzutheilen.

Sie war bereits darauf vorbereitet und hatte eine Geschichte ersonnen, welche eben, weil sie sehr einfach lautete, um so glaubwürdiger erscheinen mußte. Ohne sich zu widersprechen, oder auch nur zu stocken, erzählte sie, in ganz natürlicher Weise, sie sei an jenem Morgen, nachdem ihr Gebieter das Lager abgebrochen und sie zurücklassend, mit dem Heere weiter gezogen sei, gerade, als sie im Begriffe gewesen ihre Sänfte zu besteigen, von herumstreifenden Kosacken überfallen und fortgeschleppt worden, ehe ihr noch ihre Leute, welche sich im Zelte befunden, hätten zu Hülfe kommen können. Zugleich aber hätte man sich auch der Maulthiere, welche mit ihren Koffern beladen gewesen, bemächtigt, und sie durch wüste Steppen meilenweit fortgeschleppt, bis an die Alma, wo sie von einer russischen Streifpatrouille, unter Commando eines sehr jungen Offiziers, in der Nähe des Dorfes Burliuk, angehalten worden wären, der ihnen auch ohne Weiteres ihren ganzen Raub abgenommen. Der junge Mann habe sie sehr artig behandelt und sie nach dem nahegelegenen Hause seines Vaters, eines russischen Obristen außer Dienst gebracht, Namens Alberti, der ihr auch rücksichtsvoll begegnet, ihr aber angekündigt, daß sie sich als Gefangene zu betrachten habe. Felix, der Sohn des Obristen, habe sich hierauf wieder zu seinem Regimente begeben und die Schlacht an der Alma mitgeschlagen, von wo ihn sein Vater, durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet, nach Hause gebracht. Man habe sie sehr scharf bewacht, so daß ihr eine Flucht aus dem Hause unmöglich geworden, wenn sie auch eine solche hätte wagen

wollen, auf die Gefahr hin, den herumstreifenden Kosacken wieder in die Hände zu fallen, oder in den wüsten Steppen, wo sie weder Weg noch Steg zu finden wußte, umzukommen. In der Hoffnung etwas mehr Freiheit dadurch zu erlangen, habe sie sich entschlossen ihren Beistand bei der Verpflegung des Verwundeten anzubieten, den man auch angenommen, ohne jedoch deshalb jeden ihrer Schritte weniger zu überwachen. Der junge Mann sei nur langsam genesen, und habe ihr endlich seine Liebe gestanden, die sie aber mit der größten Entschiedenheit von sich gewiesen. Am letzten Tage seines Aufenthaltes im väterlichen Hause aber, habe er sie aufgefordert einen Spaziergang mit ihm im nahen Walde zu machen, und sie sei ihm auch gefolgt, in der Hoffnung eine Gelegenheit zur Flucht zu finden. Er habe ihr aber mitgetheilt, daß er am nächsten Tage zu seinem Regimente nach Sebastopol zurückkehren müsse, und daß er sie mit sich nehmen werde, da er nicht ohne sie leben könne. Sie habe sich natürlich ernstlich geweigert ihm zu folgen, und eben als sie mit ihm in einen heftigen Wortwechsel deshalb gerathen, wäre Hassan mit seinen Tartaren aus dem Gebüsche hervorgesprungen und hätte sich ihrer bemächtigt.

Dies war ungefähr der einfache Inhalt ihrer Erzählung, und der Pascha schöpfte, wie von einer großen Last befreit, freier Athem; denn er hatte weit Schlimmeres hören zu müssen erwartet. Er setzte auch eigentlich keinen Zweifel in ihre Worte, um aber sein Urtheil über ihre Mittheilung noch mehr zu befestigen, wendete

er sich zu dem Derwische und fragte ihn: „Was meinst Du, Melak; hat sie mir die Wahrheit berichtet?“

Der Befragte, welcher mit der schönen Aminda schon verstohlene Blicke gewechselt, erhob sich vom Boden und näher zu Beiden hintretend, rief er: „Blicke ihr in's Auge! Es leuchtet so hell und rein, wie die Sonne em blauen Himmel, und auch jedes ihrer Worte klang so rein wie Gold! Du darfst ihr vertrauen; ihre Rückkehr wird Dir Heil bringen.“

Mit diesen Worten verließ er den Salon, um die fernere Unterredung der beiden Wiedervereinigten nicht zu stören. Die trübe Wolke war jedoch noch nicht ganz von der Stirn des Pascha's geschwunden, und obgleich sie mit ihren schmeichelndsten Tönen zu ihm sprach, und sich erbot ihre Laute holen zu lassen, um ihn durch Gesang und Spiel zu erheitern, wie sie es sonst gethan, blieb er doch wortkarg und verstimmt. Der Ausspruch des Derwisches über ihre Rechtfertigung hatte ihn zwar bestimmt ihren Worten vollkommenen Glauben zu schenken; aber er war schlau genug ihr dies zu verhehlen, denn er wünschte, daß sie sich seine gänzliche Verzeihung erst durch einen wichtigen Dienst verdienen möchte, den sie ihm erzeigen sollte. Deshalb sprach er erst nach langem Schweigen zu ihr: „Der Derwisch behauptet, daß ich Dir vertrauen darf und ich will es thun, obgleich ich noch über Manches Aufklärung von Dir verlangen könnte, was mir dunkel scheint. Doch ich will nicht weiter strenge forschen, wenn Du mir einen Dienst leisten willst, der mich ganz von Deiner Liebe überzeugen soll. Ich befinde mich eben in einer gefahrvol-

len Lage, denn eine unglückliche Niederlage, welche ein Theil meiner Truppen vor Monaten erlitten, hat einen finstern Schatten auf mein Haupt geworfen und die Sonne der Gunst meines Herrn und Sultans weit von mir verscheucht. Alle Dienste, die ich meinem Vaterlande vor und nach diesem Unfalle geleistet habe, scheinen vergessen zu sein und man will nur das kleinmüthige Benehmen eines Haufens ungeübter Rekruten, welches ich nicht selbst verschuldete, da ich leider fern war, an mir ahnden. Der Sirdar Omer Pascha, jener Renegat, der mir überhaupt nicht günstig gestimmt ist, wird über mich Gericht halten und verlangt, daß ich mich vertheidigen soll gegen mehrere Anschuldigungen. Ich habe aber keine Freunde in seinem Kriegsrathe und werde sein wie ein Rohr ohne Stütze, das der Sturm knickt. Nun glaube ich aber, daß es in Deiner Hand liegt, die Wolke zu zertheilen, die mein Haupt umlagert —"

„In meiner Hand?" unterbrach ihn Aminda erstaunt. „Wie darf ich mich in solche Dinge mischen und wie sollte es mir gelingen, den mächtigen und gestrengen Omer Pascha günstig für Dich zu stimmen, so wehe mir es auch thut, bei unserm Wiedersehen zu bemerken, daß Dein Auge mit Nacht umschattet ist, und der Geist des Unheils Deinen Fersen folgt."

„Laß mich ausreden;" fuhr er fort; „und Du wirst mich leicht verstehen. Selinda, die liebste Tochter Omer Pascha's, an der seine ganze Seele hängt, hat Dir schon früher ihre Freundschaft geschenkt. Sie ist hier; denn sie wollte nicht von ihrem Vater weichen und begleitete ihn selbst bis auf den Kampfplatz. Du wirst

Dich zu ihr begeben und sie wird Dich sicher freundlich empfangen, denn sie hat mit großer Betrübniß von Deinem Verschwinden gehört. Suche sie zu meinem Gunsten zu stimmen und sie zu bewegen, daß sie aus Freundschaft zu Dir meine Freisprechung verlangt von ihrem Vater, als einen Beweis seiner Liebe. Ich glaube kaum, daß er es ihr verweigern wird; denn er hat diesem Lieblingskinde noch niemals eine Bitte abgeschlagen, die zu erfüllen in seiner Macht stand."

Aminda vermochte kaum ein Gefühl der Geringschätzung gegen ihren Gebieter zu unterdrücken, der sich einer Frauenintrigue bedienen wollte, um sich einer schweren Ahndung zu entziehen, die er für grobe Vernachlässigung seiner militairischen Pflichten wohl verdient haben mochte. Doch sie ließ auch nicht die geringste Aeußerung der widerwärtigen Empfindung, die sich ihrer bei seinem Ansinnen bemächtigt hatte, laut werden; sondern mit Aufbietung ihrer nicht gewöhnlichen Verstellungskunst, äußerte sie sogar große Freude ihm einen Dienst leisten zu können, für dessen Gelingen sie die lebhafteste Hoffnung zu hegen vorgab. In der That aber war sie auch wirklich hocherfreut über die Nachricht, daß Selinda sich in ihrer Nähe befand, von deren Freundschaft sie große Erwartungen für ihre eignen Pläne hegte.

Ihre Bereitwilligkeit aber schien eine schwere Last von der Brust des bedrängten Pascha's zu wälzen und mit weit freundlicherem Tone sprach er zu ihr: „So kehre nach dem Harem zurück und laß Dich köstlich schmücken zu Deinem Besuche bei der Tochter des Sir-

dars. Ich werde sogleich Befehl geben, daß man Dir dieselbe Stellung in meinem Palaste einräumt, welche Du früher genossen, und daß Dir Jedermann dieselbe Aufmerksamkeit und Achtung schenken soll, als wärst Du niemals von meiner Seite gewichen. Gelingt es Dir aber Deinen Zweck zu erreichen, dann soll Alles vergessen sein und mit vollen Händen will ich meine Gunst über Dich ausschütten. Außer den kostbarsten Geschenken will ich Dich mit einer Macht bekleiden, welche Dich zur unumschränkten Herrscherin meines Harems erheben soll. „Dein schändlicher Entführer aber —" fuhr er fort, sie scharf beobachtend — „soll sein Bubenstück schrecklich büßen. Deine Aussage genügt mir, um seine Schuld zu bestätigen, und es bedarf daher nicht einmal eines Verhörs. —"

„Nein, nein!" unterbrach sie ihn rasch. „Vergönne ihm kein Verhör; denn er würde doch nur seine Schuld leugnen und durch Unwahrheiten sich zu reinigen suchen."

„Er mag vorläufig in seinem Kerker bleiben;" versetzte der Pascha; „und wenn ich erst meiner größten und schwersten Sorgen entlastet bin, werde ich für ihn auf Martern sinnen, die uns Beide an ihm rächen sollen!"

„Rache!" rief Aminda, und die Züge ihres schönen Gesichtes nahmen einen wahrhaft dämonischen Ausdruck an. „Ja, laß Deiner Rache freien Lauf! Er hat es verdient, der Elende, der mir so lange meine Freiheit raubte."

Hätte der Pascha noch irgend einen Verdacht ge-

hegt, daß zwischen Aminda und Felix ein Liebesverhältniß bestehe, so würden diese Worte allein ihn sicher augenblicklich zerstreut haben, und er entließ sie um so so freundlicher und wohlwollender.

Kaum aber befand sie sich wieder allein, so drückte sie beide Hände gegen ihr ungestüm klopfendes Herz und flüsterte leise vor sich hin: „Felix! Dein Leben liegt jetzt in meinen Händen. Ich will, ich kann Dich retten — wirst Du mir nicht ein wenig Liebe schenken, wenn ich Dich befreie von den schrecklichsten Todesmartern?" Damit war sie fest entschlossen, noch einen Versuch zu wagen sein Herz zu bestürmen. Sie wollte ihm die Freiheit bieten, unter der Bedingung, daß sie mit ihm in das russische Lager fliehen wolle, und daß er ihr heilig versprechen sollte, sie stets in seiner Nähe zu dulden und ihre Liebe nicht zurückzuweisen. Nach europäischen Begriffen wird man freilich ein solches gewaltsames Aufdringen aller weiblichen Würde, allen Gesetzen der höheren Gesittung zuwider finden; doch die Circassierin, gewohnt ihre wilden Leidenschaften unbeschränkt walten zu lassen, erzogen zum Sclavendienste, unter einem Volke, welches die Vielweiberei zum Gesetze erhoben, kannte jenes Zartgefühl nicht, welches christlichen Frauen Zurückhaltung auferlegt in der Kundgebung ihrer Liebe. Sie hatte Felix ohne große Ueberwindung, und ohne nur daran zu denken, daß sie ihre weibliche Ehre dadurch verletzte, das Geständniß ihrer Liebe zuerst abgelegt und ihn aufgefordert, ihre Gefühle zu erwidern. Sie war entschlossen, ungeachtet sich schon Haß und Rachsucht gegen ihn, wegen seiner Zurück-

weisung in ihrer Brust erhoben hatten, noch einen letzten Versuch zu wagen ihn für sich zu gewinnen und ihm die Wahl zu lassen zwischen einer Erwiderung ihrer Leidenschaft und dem Tode. Daß sie die Mittel erlangen würde ihn zu befreien und mit ihm zu fliehen, daran zweifelte sie nicht, denn das stolze Selbstgefühl schwellte ihren Busen, daß sie wieder Herrin im Palaste des Pascha's sei. Auch besaß sie an dem Derwische einen getreuen Verbündeten, denn gerade durch ihren Einfluß war er bei dem Pascha und dessen ganzen Haushalte zu seinem gegenwärtigen Ansehen gelangt, während Suleimans wirkliche Frauen und Zemira, die zweite Favoritin, ihn stets mit scheelen, gehäßigen Blicken ansahen, und ihn gern wieder aus der mächtigen Stellung verdrängt hätten, welche ihr Gebieter ihm eingeräumt hatte, denn er veranlaßte diesen, sie Alle mit Geringschätzung zu behandeln und nur Aminda stets als die schönste Blume der Frauen zu preisen. Deshalb hatte ihre Rückkehr große Bestürzung im Harem erregt und man tröstete sich nur noch mit der Hoffnung, daß es ihr nicht gelingen möchte sich gegen ihren Herrn zu rechtfertigen und daß dieser vielleicht sie schuldig befinden und verstoßen würde. Hierin aber sahen sie sich getäuscht; denn kaum war sie nach ihrer ersten Unterredung mit ihm, wieder in ihre Zimmer zurückgekehrt, als auch die Haremsbeamten schon Befehl erhielten, ihr mit aller Auszeichnung zu begegnen, denn die bei ihrem Eintreffen gegen sie verfügte Haft sei aufgehoben und sie stehe wieder in der vollkommensten Gunst ihres Herrn. Mit der kriechendsten Unterwürfigkeit nahete sich ihr jetzt

die Dienerschaft wieder und Alles beeiferte sich das Wohlwollen der mächtigen Favoritin wieder zu erlangen, die auch sogleich ihre stolze Herrschermiene wieder annahm, vor welcher ihre Untergebenen zu zittern gewohnt waren.

Sie ließ sogleich bei Selinda ihren Besuch anmelden, welche ihr auch antworten ließ, daß sie denselben gern empfangen werde, aber erst am Nachmittage, da sie eben im Begriffe sei ihren Vater in das Lager zu zu begleiten. Aminda hatte deshalb noch mehrere Stunden Zeit und beschloß ohne Säumen sich eine Unterredung mit Felix zu verschaffen. Da sie dazu aber den Beistand des Derwisches bedurfte, so ließ sie diesen zu sich rufen, der auch nicht säumte sich bei ihr einzufinden, denn ihm allein war es erlaubt, als Priester und geistlicher Rath die Gemächer der Frauen zu betreten. Sie empfing ihn sehr freundlich, dankte ihm für seinen Beistand und fügte ihren Worten ein ansehnliches Geschenk bei, welches der heilige Mann auch nicht verschmähete. „Du wirst mir einen Dienst erweisen, Malek;“ sprach sie dann in vertraulichem Tone zu ihm. „Ich möchte mit dem Gefangenen reden, welcher mit mir zugleich hierher gebracht worden ist.“

Doch die Miene des Alten verfinsterte sich und fast strenge sprach er zu ihr: „Was hast Du zu reden mit dem Ungläubigen, dem Moskowiter, dem Erzfeinde unsers Volks? Du weiltest schon zu lange in seiner unreinen Nähe; hüte Dich, daß Dein Gebieter keinen Verdacht schöpft. Denn wenn er erfahren sollte, daß Du Dich heimlich in das Bereich seines Hauches begeben, so

könnte auch seine Gnade schwinden wie ein Hauch und sein Zorn auf Dich fallen, gleich einem Sturme.“

„Gleichviel!“ antwortete sie. „Ich muß ihn sprechen. Ich will Dir auch den Grund nicht verhehlen, der mich dazu zwingt. Meine Koffer, die alle meine Kostbarkeiten enthalten, sind in den Händen des Vaters jenes jungen Mannes geblieben, und ich befürchte, er wird die Auslieferung verweigern, wenn er erfährt, daß der Pascha seinen Sohn gefangen hält. Ich will daher den jungen Russen durch freundliche Worte zu bestimmen suchen, daß er einen Brief an seinen Vater schreibt, in welchem er diesen bittet, dem Ueberbringer des Schreibens mein Eigenthum sogleich auszuliefern, weil nur dadurch allein seine Haft gemildert und ihm eine Aussicht auf gänzliche Befreiung eröffnet werden könne. Deshalb säume nicht und suche vom Gefängnißwärter den Kerkerschlüssel heimlich zu erlangen; doch ohne daß der Pascha es erfährt, weil dieser meinem Beginnen leicht eine andere Deutung unterlegen könnte.“

Der Derwisch schien selbst sehr geneigt ihrem Verlangen eine ganz andere Deutung unterzulegen, und weigerte sich daher auch noch geraume Zeit; doch endlich vermochte er dem Anerbieten eines noch größeren Geschenkes als er bereits empfangen, nicht mehr zu wiederstehen und willigte ein. Es war ihm leicht, den Schlüssel zu dem äußern Eingange in die unterirdischen Kerkerhöhlen zu erhalten, da dort auch türkische Gefangene aufbewahrt wurden, welchen er zuweilen geistlichen Zuspruch leistete, oder mit ihnen betete. Doch den Schlüssel zu der Thür des Kerkers, in welchem Felix

gefangen gehalten wurde, vermochte er sich nicht zu verschaffen, da ihn der Gefangenwärter dem Pascha selbst hatte abliefern müssen. Deshalb war auch Aminda nur halb zufrieden gestellt und sie mußte sich damit begnügen, den Gefangenen durch die Oeffnung zu sprechen, die, wie ihr der Derwisch mittheilte, sich in jeder Kerkerthür befand, um Brod und Wasser hindurch reichen zu können. An der Seite Melak's verließ sie ihre Zimmer und da sie dem ersten Haremsbeamten sagte, daß sie sich mit dem Derwische in die kleine Moschee hinter dem Palaste begebe, um dort Allah ihren Dank darzubringen für ihre glückliche Rettung aus den Händen der Ungläubigen, so wurde ihr auch kein Hinderniß bei ihrer Entfernung aus dem Palaste in den Weg gelegt und auch keine weitere Begleitung für sie angeordnet.

XI.

Die Tochter des Gefangenwärters, Marsa, das kaum vierzehnjährige Tartarenmädchen, hatte eine so innige Zuneigung zu dem armen, gefangenen Felix gefaßt, welche alle ihre Gedanken in Anspruch nahm. Sie hatte sich aus ihres Vaters großem Schlüsselbunde einen zweiten Schlüssel zu verschaffen gewußt, welcher gleichfalls die äußere Thür zu dem Gefängnißkeller öffnete, und diesen benutzte sie, um gegen die Mittagszeit wieder hinabzuschleichen. Sie kam aber nicht mit leeren Händen. Von ihrem eignen dürftigen Lager hatte sie

eine wollene Decke genommen, um sie dem Unglücklichen zu bringen. Von ihrem eignen Mittagsbrote hatte sie ein Stück kaltes Fleisch zurückbehalten, eine kleine Schale mit Butter und ein Töpfchen voll Ziegenmilch hinzugefügt, um es ihm zu bieten.

Felix zeigte sich auch tiefgerührt, durch die freundlichen Gaben des armen Mädchens und sprach ihr seinen wärmsten Dank dafür aus. Dieses Gefühl wurde aber nur noch erhöht, als sie ihm leise vertraute: daß sie einen Plan ersonnen habe ihn zu befreien und daß sie hoffe, daß er gelingen werde.

So angegriffen und elend sich der junge Mann auch fühlte, so schien ihm diese Nachricht doch augenblicklich ein neues Leben einzuhauchen, und er war eben im Begriffe sie zu bitten, ihm das Nähere über ihren Plan mitzutheilen, als sie plötzlich den Finger auf den Mund legend, ihm Schweigen empfahl und ihr Ohr nach der Kellertreppe neigte, welche hinauf in den Hof führte. Wenige Augenblicke später flüsterte sie ihm zu: „Geh' auf Dein Lager! Es kommt Jemand!" Dann schloß sie rasch und geräuschlos die Oeffnung, sprang von der Thür zurück und verbarg sich in einen dunkeln Winkel. Sie war so vorsichtig gewesen, die äußere Treppenthür wieder hinter sich zu verschließen, deshalb konnte auch Derjenige, welcher jetzt herabkam nicht ahnen, daß sich bereits Jemand im Keller befand.

Es dauerte auch nicht lange, so wurden vorsichtige, zagende Schritte hörbar und seidene Gewänder rauschten die Treppe herab. Es war Aminda, tief verschleiert, mit einer kleinen Laterne in der Hand. Sie schritt

gerade auf die Thür zu, welche Felix Kerker verschloß; denn der Derwisch hatte den Gefangenwärter darüber ausgeforscht und ihr die Lage derselben bezeichnet. Kaum hatte sie die Thür erreicht, so blieb sie stehen; denn sie fühlte sich so beklommen, daß sie erst Athem schöpfen mußte. Dann erst schlug sie die Klappe von der Oeffnung zurück und rief leise in den Kerker hinein: „Felix! Felix!“ wobei sie ihr Antlitz entschleierte.

Der Gefangene erhob sich von seinem Lager, schritt nach der Thür, erkannte sie auf der Stelle und drückte sein Erstaunen aus, sie wieder zu sehen.

„Konnten Sie glauben, daß ich Sie vergessen, verlassen würde?“ sprach sie mit sanftem Vorwurf. „Alle meine Gedanken waren nur mit Ihnen beschäftigt, seit ich hier bin. Von dem Augenblicke, als ich Ihr trauriges Loos erfuhr, beschattete tiefer Kummer meine Seele und ich wurde nicht eher wieder ruhig, als bis der Thau der Hoffnung mein brennendes Herz kühlte. Ja, jetzt hoffe ich, Dich retten zu können, mein theurer Felix! Du sollst frei sein, oder ich will mit Dir sterben!“

Der junge Mann schien jedoch nicht angenehm überrascht durch ihre Erscheinung; denn er ahnete bereits, daß sie für den Beistand, den sie ihm zu leisten gedachte, eine Forderung stellen würde, gegen deren Erfüllung sich seine Gefühle sträubten. Ihre Schönheit hatte ihn kalt gelassen und hatte ihn schon das mit so wenig Zartgefühl abgelegte Geständniß ihrer Leidenschaft von ihr zurückgescheucht, so fühlte er einen fast offenbaren Widerwillen gegen sie, seitdem er erfahren hatte, daß sie die Favoritin eines türkischen Pascha's sei. Er

entgegnete ihr deshalb auch mit sehr ernster Miene: „Sie haben mich getäuscht, indem Sie sich für eine Christin, für die Gattin eines französischen Offiziers ausgaben und als eine Verfolgte Gastfreundschaft und Schutz in meines Vaters Hause beanspruchten, die Ihnen auch gern gewährt wurden. Doch ich bedaure es mehr, mich in Ihnen getäuscht zu haben, als daß Sie mich und meinen Vater täuschten.“

Sie fühlte sich sichtbar betroffen durch diesen Vorwurf, auf den sie nichts zu entgegnen wußte, und um das Gespräch davon abzulenken, begann sie eifrig: „O lassen Sie uns die kostbare Zeit nicht durch Vorwürfe vergeuden! Felix! Es drohen Ihnen hier die schrecklichsten Gefahren. Der Pascha hält Sie für meinen Entführer, und trotz aller meiner Gegenreden bin ich nicht im Stande gewesen, ihn von seinem Irrthume zu überzeugen. Er hat hoch und theuer geschworen, sich furchtbar an Ihnen zu rächen und vielleicht in wenigen Tagen schon steht Ihnen ein martervoller Tod bevor. Vertrauen Sie sich mir an; ich will, ich werde Sie retten, aber lassen Sie mich mit Ihnen fliehen. Versprechen Sie mir, daß Sie mich stets in Ihrer Nähe dulden wollen, ich will Ihre Sclavin sein, ich will —“

Doch beinahe heftig unterbrach sie Felix: „Kein Wort mehr! Ich bin Christ und kenne das Verhältniß einer Sclavin nicht und will es auch nicht kennen lernen. Auch bin ich nicht im Stande Ihnen ein anderes Verhältniß zu bieten, welches Sie an meine Nähe fesseln könnte; denn ich habe mir heilig gelobt mit keinem andern weiblichen Wesen ein Bündniß einzugehen, als

mit dem, welches ich wahrhaft würde lieben können. Noch ist aber dies Gefühl nicht wach geworden in meiner Brust und so lange sich mein Vaterland in Gefahr befindet, soll nur die Kriegsgöttin meine Braut sein und nur nach ihrer Gunst will ich streben. Die Todesdrohungen des Pascha's fürchte ich nicht, denn ich bin unschuldig an dem Verbrechen, welches er mir zur Last legt und er darf mich nur als Kriegsgefangenen betrachten."

„Aber er wird es nicht!" fiel sie ihm eifrig in's Wort. „Sie sind in Civilkleidern in seine Hände gefallen und Niemand als seine vertrautesten Diener, weiß um Ihre Gefangenschaft. Er kann Sie hier tödten lassen, ohne daß Ihr Vater, Ihre Freunde, jemals erfahren, auf welche Weise und durch wen Sie umgekommen sind. Ich verabscheue die Stellung an der Seite des Pascha's, so glänzend sie auch sein mag; ich verlange nichts als Dir zu folgen, wie Dein Schatten, Dich zu sehen, Dir zu dienen und Dir zuweilen sagen zu dürfen, daß ich Dich liebe, wie ich noch niemals einen Mann geliebt. Höre mich! Höre mich! Rege durch Deine hartnäckige Weigerung die bösen Geister nicht auf, die in meinem Busen schlummern! Ich beschwöre Dich!"

Doch auch diese Beschwörung, welche zugleich wie eine Drohung klang, war nicht im Stande, seinen festen Willen zu erschüttern und in einem ernsten, sehr bestimmten Tone bat er sie sich zu entfernen und ihn seinem Schicksale zu überlassen.

Da schien es Anfangs, als ob sie eine Ohnmacht

anwandele; denn ihre Kniee wankten, und sie mußte sich an die Wand stützen, um nicht zu sinken. Doch dieser Anfall der Schwäche dauerte nur wenige Augenblicke und die Gluth des Zornes, die in ihr tobte, schien ihr Kraft zu geben, sich wieder aufzurichten. Ihr Auge flammte vor Wuth und indem sie ihm einen Blick zuschleuderte, als ob sie ihn damit durchbohren wollte, rief sie ihm mit bebender Stimme zu: „Hüte Dich! Hüte Dich! Ich lasse mich nicht ungestraft zurückstoßen. Du ziehest meinen Haß, meiner Liebe vor? Du sollst diese Wahl bitter bereuen. Jetzt fürchte nicht mehr, daß man Dich rasch tödten wird; nein, Du sollst leben — aber ein Leben der qualvollsten Martern! Mein Haß soll Dich zwingen meiner zu gedenken, wenn die höllische Pein Deine Glieder durchzuckt, und ich will hier stehen an derselben Stelle, und Dir hohnlachend zurufen: „So rächt sich verschmähte Liebe!“ Mit diesen Worten schlug sie die Klappe zu, welche die Oeffnung schloß, und entfernte sich eilig.

Marsa hatte in dem dunkeln Winkel, in welchen sie sich zurückgezogen, fast jedes ihrer Worte gehört; sie hatte aber auch mit stillem Entzücken vernommen, wie hartnäckig Felix ihrer Versuchung widerstand und ihre Liebe zurückwies. Zugleich aber fühlte sie sich auch so empört über die wüthenden Drohungen, die sie gegen ihren Schützling ausgestoßen, daß sie einen so heftigen Haß gegen die schöne Favoritin faßte, wie sie ihn noch gegen kein menschliches Wesen gehegt hatte. Sie bedurfte mehrerer Minuten Zeit, um sich von der Aufregung zu erholen, in welche sie durch die Unterredung,

die sie mit angehört hatte, versetzt worden war. Dann erst kam sie aus ihrem Winkel hervor, öffnete die Klappe wieder und rief Felix herbei.

„Fürchte nichts!“ flüsterte sie ihm leise zu. „Du sollst frei sein, ehe die Frucht ihrer Rache reift. Aber wir dürfen nun keine Zeit mehr verlieren und unser Plan muß ausgeführt werden, in dieser Nacht noch, ehe der Tag graut. Nimm dies und gebrauche es mit Vorsicht. Es ist eine Feile, die ich meinem Vater heimlich weggenommen habe. Feile dies Gitter des kleinen Fensters durch; wenn Du auf den Stuhl steigst, wirst Du es erreichen können, aber vermeide so viel als möglich alles Geräusch dabei. Das Fenster wird weit genug sein, daß Du durchkriechen kannst und dann sei ohne Sorge; dann bringe ich Dich aus dem Schlosse und aus der Stadt hinaus, ohne daß Dich Jemand sieht. Ich gehe jetzt, daß mich mein Vater nicht vermißt. Sobald die Wächter die letzte Nachtrunde gemacht haben, komme ich an das vergitterte Fenster und helfe Dir heraus.“

Felix hatte die Feile aus ihrer Hand genommen und ihr aufmerksam zugehört; dann flüsterte er ihr in den herzlichsten Ausdrücken seinen Dank zu, worauf sie sich entfernte. Er aber beschloß sogleich an die Arbeit zu gehen. Das kleine Fenster, welches er, sobald er auf einen Stuhl gestiegen war, leicht erreichen konnte, führte nach einer Abtheilung des Hofes, welche mit einer Mauer umgeben war, an welche sich kleine Stallungen lehnten. Das eiserne Gitter war alt, und der Rost hatte es schon theilweise zerfressen, so daß er hoffte,

es in kurzer Zeit durchfeilen zu können. Doch mußte er diese Arbeit noch aufschieben, bis es dunkel geworden und der Hof leer von Ab- und Zugehenden geworden war. Er verbarg deshalb die Feile in seiner Brusttasche und um sich etwas zu stärken für die bevorstehende Flucht, die ihm neue Strapatzen verhieß, genoß er die Lebensmittel, die Marsa ihm heimlich gebracht hatte, denn er fühlte sich sehr erschöpft.

Wirklich wurde es auch mit einbrechender Dunkelheit in der Abtheilung des Hofes, welche er durch das Fenster übersehen konnte, ganz still, und die wenigen Menschen, die dort hin und her gegangen waren, verschwanden gänzlich. Zuweilen hatte er auch Marsa gesehen, die nach einem der kleinen Ställe ging, aber sie gab im Vorübergehen auch nicht das geringste Zeichen eines Einverständnisses und warf nicht einmal einen Blick nach dem Kerkerfenster. Endlich sah er auch die Wachtrunde vorüberziehen und vorsichtig alle Winkel des Hofes durchspähen. Dann wurde es ruhig und kein Mensch ließ sich mehr blicken. Das Horn des Derwisches ertönte bald hier, bald dort in den Räumen des Schlosses und ermahnte alle Bewohner derselben das Nachtgebet nicht zu vergessen.

Jetzt erst war die Zeit gekommen, wo Felix es wagen konnte sein Werk zu beginnen und er fing mit großem Eifer an, die Feile, die ihm Marsa zugesteckt hatte, zu gebrauchen. So geräuschlos als möglich setzte er seine Arbeit fort, und das Heulen des Sturmes, welcher sich draußen erhoben hatte, begünstigte ihn. Aber mit Bestürzung bemerkte er bald, daß seine noch

schwachen Kräfte von der Anstrengung bereits erlahmten und schon fürchtete er, daß er sein Unternehmen nicht würde vollenden können. Schrecken aber ergriff ihn, als er vernahm, daß die äußere Kerkerthür geöffnet wurde und schwere Schritte auf der Kellertreppe erschallten, die sich näherten. Zugleich hörte er auch Kettengerassel und obgleich er glaubte, daß man noch so spät einen unglücklichen Gefangenen einbringe, glaubte er doch die Vorsicht nicht außer Acht lassen zu dürfen. Er schob die Feile durch das Gitter hinaus und legte einen Stein darauf, um sie zu verbergen. Dann stieg er vom Stuhle herab, setzte ihn bei Seite, versteckte die Gefäße, in welchen ihm Marsa Milch und Butter gebracht, schob auch die wollene Decke, die sie ihm zugesteckt, unter das Stroh, und warf sich dann selbst auf sein elendes Lager nieder. Dies Alles war nur das Werk weniger Augenblicke und bald sollte er sich überzeugen, wie nothwendig seine Vorsicht gewesen war; denn die schweren Schritte und das Kettengerassel näherten sich immer mehr, und er hörte deutlich, wie man seine Thür öffnete. Der Gefangenwärter, ein Tartar der grimmigsten Sorte, trat mit seinem Knechte herein. Der Erstere trug eine Laterne, der Letztere hatte mehrere Ketten über den Arm gehängt. Bei diesem Anblicke errieth Felix sogleich, daß man nur gekommen sei, um ihn zu fesseln. Er schauderte unwillkürlich bei dem Gedanken, daß er dadurch an seiner beabsichtigten Flucht gehindert werden könne, aber jeder Widerstand würde vergeblich gewesen sein; denn wie hätte er sich wehren sollen, mit seiner schwachen Kraft, gegen zwei starke Männer?

Leider hatte er sich auch in seiner Vermuthung nicht getäuscht, denn ohne ihn auch nur eines einzigen Wortes zu würdigen, befahl der Tartar seinem Gehülfen ihm zu leuchten und legte dann dem Gefangenen die schweren Ketten an, womit er ihn an die Mauer festschloß, so, daß er sich kaum noch von seinem Lager zu erheben vermochte. Zähneknirschend mußte es der Unglückliche dulden und als sie ihr Geschäft verrichtet hatten, verließen ihn Beide wieder eben so stumm, als sie gekommen waren. Da lag der Arme nun im Dunkel, schmachvoll fest gekettet, am Boden, und dadurch verhindert auch nur die kleinste Vorbereitung zu seinem Befreiungswerke zu treffen. Kaum mochte er Aminda einer so boshaften Rache für fähig halten, und doch glaubte er in dem Gerassel der Ketten, mit welchen er belastet worden war, ihren ersten, höhnenden Rachegruß zu erkennen. Aber was hatte er nun sonst noch zu fürchten? Mußte er nicht besorgen, daß sie nach diesem ersten Schlage Streich auf Streich gegen ihn führen würde? Mußte er jetzt nicht aller Hoffnung, durch die arme Marsa befreit zu werden, entsagen? Diese marternden Fragen, auf die er keine tröstende Antwort fand, schlugen ihn gänzlich darnieder und es kam eine Stimmung über ihn, in welcher er keinen andern Wunsch mehr hegte, als einen schnellen Tod zu erleiden. Kein Schlaf kam in seine Augen, aber endlich, als Mitternacht längst vorüber war, verfiel er in eine Art Betäubung, die ihn fast gänzlich seiner Sinne beraubte. Er wußte nicht, wie lange er so gelegen haben mochte, als es ihm schien, als ob sein Name leise gerufen würde.

Rasch suchte er die Betäubung von sich abzuschütteln und neigte sein Ohr lauschend nach dem vergitterten Fenster. Da hörte er zum zweiten Male denselben Ruf und zwar etwas lauter, so daß er Marsa's Stimme erkannte.

Sie war es auch wirklich und schien bereits davon unterrichtet zu sein, daß man ihn in Ketten gelegt hatte, denn sobald sie seine Antwort vernahm, rief sie ihm in großer Angst zu: „Um Allah's willen! Wo ist die Feile? Ich muß sie haben, sonst ist Alles verloren!"

Felix pries jetzt den glücklichen Gedanken, den er gehabt hatte, die Feile außerhalb des Kerkers, in der Nähe des Gitters zu verstecken; denn er wäre jetzt nicht im Stande gewesen, sie ihr zuzureichen. Kaum hatte er ihr die Stelle bezeichnet, wo er sie unter einen Stein gelegt, als sie das Instrument auch schon gefunden hatte, und nun mit einem beinahe rasenden Eifer die Arbeit wieder aufnahm, in welcher der Unglückliche unterbrochen worden war.

Es war auch noch keine Viertelstunde vergangen, als sie schon die eisernen Stäbe so weit durchgefeilt hatte, daß es ihr gelang, mit einer für ihr Geschlecht und Alter höchst seltenen Kraft das ganze eiserne Gitter aus dem Fenster heraus zu brechen.

Jetzt war die Bahn frei. Sie stieß einen leisen Freudenschrei aus, und ohne Säumen kroch sie jetzt mit außerordentlicher Gewandheit durch die Oeffnung und ließ sich in den Kerker hinab. Sie war ein Kind der Wildniß, rasch, entschlossen, und schreckte vor keiner Gefahr zurück. Schon in ihrer frühesten Kindheit, ehe

noch ihr Vater den Gefangenwärterposten in Eupatoria erhielt, hatte sie ihn auf seinen nomadischen Streifereien begleitet und Jahre lang mit ihm in den Steppen und Gebirgen, unter freiem Himmel und in Erdhölen gelebt. Deshalb war sie abgehärtet, ihre Muskeln hatten sich gestählt, ihre Glieder waren geschmeidig und obgleich sie noch sehr jung war, besaß sie doch wahrhaft männliche Kraft und Ausdauer.

Sobald sie im Kerker festen Fuß gefaßt hatte, sank sie zu den Füßen des Gefangenen nieder, ergriff seine Hände, küßte sie und ließ ihre Thränen darauf niederfallen. Aber nur wenige Minuten gab sie sich dieser Bewegung hin, dann ging sie sogleich wieder zur Thätigkeit über. Sie zog die Feile wieder hervor, die sie in ihrem Busen verborgen hatte, und begann nun eilig und geschickt die Ketten durchzufeilen, die ihn an die Mauer fesselten. Es war eine schwierige Arbeit, da in dem Kerker eine beinahe noch nächtliche Dunkelheit herrschte und sie die größte Vorsicht anwenden mußte, um ihm Hände und Füße nicht dabei zu verletzen. Doch sie zeigte auch hierin eine seltene Geschicklichkeit und nach einer halbstündigen, unausgesetzten Arbeit hatte sie ihr Werk zu Stande gebracht.

Die schweren Ketten fielen durchschnitten zu Boden und Felix konnte sich frei erheben. Im Drange seiner Freude und Dankbarkeit drückte er seine Retterin an seine Brust, doch sie wand sich aus seinen Armen und indem sie ihm verschämt zuflüsterte: „Ach laß das! Wir dürfen keine Minute Zeit mehr verlieren, sonst wird es

Tag, und wenn mein Vater erwachte und herabkäme, dann würde es ein schreckliches Unglück geben."

Sie hatte indessen den Stuhl unter das Fenster gesetzt und forderte ihn jetzt auf zuerst aus dem Fenster zu steigen und sich dann im Hofe dicht an die Wand zu drücken.

Er kam auch glücklich hinaus und befolgte ihre Weisung.

Vorsichtig suchte sie jetzt das Geschirr, in welchem sie ihm Milch und Butter gebracht, und die wollene Decke unter dem Strohlager hervor und schob erst Alles zum Fenster hinaus, damit nichts zurückbliebe, was sie verrathen könnte. Nachdem sie nun auch die Feile wieder zu sich gesteckt hatte, stieg sie selbst hinaus, raffte Alles zusammen und flüsterte ihm zu: „Jetzt folge mir schnell."

Sie zog ihn mit sich fort, ungefähr dreißig Schritte weit über den Hof, in einen kleinen Stall. Dort standen drei Ziegen, die sich zutraulich an sie schmiegten und ihr freundlich entgegen meckerten.

Aber sie streichelte sie nur flüchtig und sprach zu ihnen: „Laßt mich nur! Ich habe keine Zeit mit Euch zu kosen. Aber wenn ich wieder komme, bringe ich Euch etwas mit."

Dann zog sie aus einem Winkel eine Schubkarre hervor, die an drei Seiten von bretternen Wänden umgeben war. Sie schob sie bis an die Stallthür, steckte ein langes und breites Messer zu sich und nahm von einem Bort unter dem Dache einige leere Säcke herab

und ein zusammengeknüpftes Tuch, in welchem sich eine Flasche und Lebensmittel befanden.

Felix hatte ihr mit stiller Verwunderung zugeschaut, denn noch hatte er keine Ahnung von ihrem Befreiungsplane. Doch hatte sich seiner ein inniges Vertrauen zu ihr bemächtigt, denn Alles was sie that geschah mit einer Raschheit und Sicherheit, welche bei einem Mädchen ihres Alters wohl allerdings nur selten zu finden sein mochte. Sie hatte noch kein Wort weiter zu ihm gesprochen und als er sie jetzt leise fragte: „Wie kommen wir aber aus dem Hofe hinaus?" entgegnete sie eben so leise: „Sorge nicht! Ich fahre Dich hinaus und sind wir draußen erst an der Schildwache vorbei; dann denke ich, giebt es keine Gefahr mehr, wenn uns nicht zufällig eine Patrouille begegnet, was Allah verhüten möge. Setze Dich nur getrost auf die Karre, ziehe die Beine an Dich und krümme Dich zusammen, so viel Du kannst. Ich decke Dich dann mit den Säcken zu und fahre Dich dreist bei der Schildwache vorüber, die der Prophet mit Blindheit schlagen möge."

Felix Erstaunen steigerte sich noch mehr bei diesem Ansinnen, und sein Haupt schüttelnd, sprach er: „Das ist doch Dein Ernst nicht, Marsa?" Bedenke doch, daß ich nicht so leicht bin, Du würdest sicher der Last unterliegen, armes Kind!"

„Ei, ich bin kein Kind mehr!" entgegnete sie beinahe stolz. „Ich kenne viele Tartarenmädchen in der Krim, die schon mit vierzehn Jahren heirathen, und wie schwer wirst Du denn sein? Ich habe wohl schon schwerere Lasten auf meiner Karre gefahren, wenn ich

für meinen Vater die Mehlsäcke aus der Mühle hole. Auch sollst Du ja nur ein paar tausend Schritte weit fahren; denn sind wir nur erst drüben im Parke, dann kannst Du gern absteigen und zu Fuß gehen; denn dort wird uns Niemand begegnen. Besinne Dich nicht, wir haben Eile."

„Und doch muß ich mich besinnen;" erwiderte er ernst aber freundlich. „Mir scheint, ich handle Unrecht, wenn ich Dein Opfer annehme. Du stürzest Dich um meinetwillen in eine entsetzliche Gefahr. Wenn wir entdeckt würden —"

„Dann ließe mich der Pascha todtpeitschen, und mein Vater würde davon gejagt;" entgegnete sie mit finsterer Ruhe. „Ich habe das Alles schon bedacht; aber ich will es wagen darauf, wenn ich Dich nur retten kann; denn ich weiß nicht, es wird mir immer so warm um's Herz, wenn ich nur an Dich denke, und ich glaube — ich habe Dich lieb. Aber ich verlange nicht, wie die böse Aminda, daß Du mich mit Dir nehmen und wieder lieb haben sollst. Ich will schon glücklich sein, wenn ich nur weiß, daß Du fern von Deinen Feinden in Sicherheit bist, und will mich dann begnügen, ganz im Stillen an Dich zu denken."

Schrecken und Rührung wechselten in Felix Herzen. Er vermochte sich eines unwillkürlichen Schauders nicht zu erwehren, als er vernahm, welches entsetzliche Schicksal sie bedrohete, wenn ihr Befreiungswerk entdeckt würde und er glaubte es kaum vor seinem Gewissen verantworten zu können, das arme, unschuldige Kind einer so schrecklichen Gefahr auszusetzen.

Sie schien jedoch in seinen Augen zu lesen, was in seinem Innern vorging, und fuhr deshalb immer dringender fort: „Je länger Du zögerst, desto größer wird die Gefahr. Denn wenn der Himmel hell wird und ich fahre bei dem Wachtposten vorbei, könnte es ihm leicht einfallen nachzusehen, was ich so schwer geladen habe, in meine Karre. Jetzt, so lange es dunkel ist, wird er wenig darauf achten. Drum säume nicht! Denke an Deinen Vater und an die Freiheit!"

Wenn aber Felix durch irgend Etwas zu einem raschen, entscheidenden Entschlusse bewogen werden konnte, so war es gerade durch den Gedanken an seinen alten Vater. Um seinetwillen, glaubte er, würde der Gott, zu dem er brünstig gebetet, seine Flucht gelingen lassen, und ohne weiter zu widerstreben, warf er sich auf die Karre und krümmte sich zusammen, so viel er vermochte. Marsa zog ihm schnell einen Sack über die Füße, damit diese nicht unverhüllt hervorragen sollten, und bedeckte ihn dann ganz mit den übrigen Säcken, nachdem sie das große Messer und die in das Tuch geknüpften Lebensmittel zu ihm gelegt hatte. Dann nahm sie den breiten Tragriemen auf, legte ihn über ihre Schultern und schob die Karre zum Stalle hinaus, immer an der äußern Hofmauer hin, bis zu einer kleinen Pforte, zu welcher sie einen Schlüssel besaß, da sie oftmals vor Tagesanbruch das alte Gebäude verließ, um Hausstandsbedürfnisse für ihren Vater, oder Futter für ihre Ziegen herbeizuholen. Noch war im Hofe kein menschliches Wesen wach, und es gelang ihr deshalb auch ungestört mit ihrer Karre zur Pforte hinaus zu kommen, die sie

wieder hinter sich verschloß. Draußen dehnte sich eine schmale Ebene bis zum Saszik-See aus, doch Marsa fuhr längs der Mauer hin, und obgleich die Last des jungen Mannes nicht unbedeutend war, so suchte sie doch einen leichten Schritt anzunehmen, als ob sie die leere Karre vor sich hinführe.

„Gieb keinen Laut von Dir und rühre Dich nicht!" rief sie ihm leise zu, als sie ein paar hundert Schritte weit an der Mauer hingefahren war; denn sie war in die Nähe der Schildwache gekommen, welche sich in eine Nische gedrückt hatte.

„Wenn er schliefe, kämen wir vielleicht vorüber, ohne angerufen zu werden;" sprach sie dann vor sich hin. „Die Karre habe ich tüchtig eingeschmiert und sie schreit nicht, aber der Schnee ist hartgefroren und knistert, so leicht ich auch auftrete."

Sie hatte sich indessen in ihrer Hoffnung getäuscht; denn als sie ganz in die Nähe der Nische gelangt war, trat die Schildwache plötzlich hervor und rief ihr ein lautes „Halt!" zu.

Sie gehorchte auch sogleich, stellte die Karre nieder und entgegnete dann in einem ruhigen Tone: „Nun, ich halte! Was willst Du?"

„Wer bist Du? Und was hast Du da auf Deiner Karre?" rief der Soldat näher tretend, der zu einem Linieninfanterie-Regimente gehörte und fast ganz in Schaffelle eingehüllt war, so daß er einen erschreckenden Anblick gewährte.

Das Tartarenmädchen aber schien gar nicht erschrocken zu sein, denn sie war gewöhnt an das ge-

spenstische Aussehen des türkischen Militairs. Deshalb entgegnete sie auch ganz keck: „Nun, beim großen Propheten! Bist Du denn blind und taub, daß Du mich nicht kennst, da mich doch alle Welt hier kennt? Ich bin Marsa, die Tochter des Gefangenwärters, im Palaste des Pascha Suleiman, und fahre fast jeden Morgen hier vorbei, nach dem großen Parke drüben."

Diese Auskunft schien aber dem Posten durchaus nicht zu genügen; denn er fragte weiter in seiner unfreundlichen Weise: „Was hast du aber so früh schon da drüben zu schaffen? Der große Park gehört zu dem Schlosse, welches der Serdar Omer-Pascha bezogen hat und Niemand darf hinein, der nicht dort wohnt."

„Du bist sehr neugierig;" entgegnete sie kurz und schnippisch. „Oder die Langeweile plagt Dich und Du willst nur ein wenig plaudern. Aber ich habe keine Zeit zum Schwatzen und will Dir nur kurz und rund sagen, daß ich die Erlaubniß von meinem Oheim dem Gärtner habe, jeden Morgen mit meiner Karre in den Park zu fahren. Ich schneide dort grüne Stechpalmen für meine Ziegen zum Futter, und wenn meine Karre voll ist, fahre ich wieder nach Hause."

„Aber Deine Karre ist ja schon voll! Was hast Du geladen?" fiel ihr der Wachtposten, offenbar mißtrauisch, in das Wort.

„Nichts als Säcke!" erwiderte sie noch immer dreist und ohne die Fassung zu verlieren. „Einige will ich abliefern, drüben in der Mühle, und die andern brauche ich um trocknes Laub hinein zu sammeln, zur Streu

für meine Ziegen. Weißt Du nun Alles und wirst Du mich ziehen lassen."

Doch der Soldat hatte sich, auf sein Gewehr gestützt, vor die Karre gestellt, und obgleich er eigentlich nichts mehr zu fragen wußte, schien er doch noch keineswegs geneigt zu sein, ihr freie Bahn zu gönnen. Wohl mehrere Minuten lang, während Felix in seiner zusammen gekrümmten Lage auf der Karre Todesangst ausstand, blieb er nachdenklich stehen, als ob er Etwas überlegte und begann endlich wieder, in einem milderen Tone: „Ich denke mir, Marsa, wenn Du so früh schon ausgehst, um im Freien zu arbeiten, so wirst Du wahrscheinlich Dein Morgenbrot mitgenommen haben, und Du könntest mir etwas abgeben davon; denn ich werde erst nach Tagesanbruch abgelöst und ich bin gar sehr hungrig."

Seine Stimme war zuletzt in einen so kläglichen, bittenden Ausdruck übergegangen, daß das weichherzige Tartarenmädchen nicht zu widerstehen vermochte. „Nun, ich theile gern mit einem Hungrigen mein Brot;" sprach sie; „Du sollst etwas haben." Damit ging sie zu der Karre und zog aus dem Bündel, welches die Lebensmittel enthielt, ein Stück Brot, welches sie ihm reichte, und wonach er gierig griff und sogleich davon zu essen begann.

„Darf ich nun weiter fahren?" fragte sie dann und er entgegnete mit vollem Munde: „Fahre weiter, in Allah's Namen und lohne Dir's der große Prophet!"

Mit einem freundlichen Gruße warf sie den Tragriemen wieder über die Schultern und indem sie sich

das Ansehen gab, als ob die Karre ganz leicht wäre, fuhr sie weiter; während der Soldat, ihr mit einem dankbaren Blicke nachschauend, wieder in seine Nische, die ihm gleichsam als Schilderhaus diente, zurück trat.

Sie hatte jetzt ungefähr nur noch zweitausend Schritte zurückzulegen, bis zu dem großen Parke, der rings von einer Mauer umgeben war. Was sie der Schildwache mitgetheilt hatte, war nur die reine Wahrheit; denn sie hatte wirklich durch ihren Oheim, den Gärtner des Schlosses, in welchem jetzt Omer-Pascha sein Quartier genommen, die Erlaubniß erhalten den Park zu betreten, um die immergrüne Stechpalme, die dort reichlich wuchs, und trockenes Laub für ihre Ziegen zu sammeln. Ja, er hatte ihr sogar einen Schlüssel zu einer der Thüren in der Parkmauer anvertraut, weil sie oft noch vor Tagesanbruch an ihr Geschäft ging. Mit erleichtertem Herzen fuhr sie nun dahin. Wenn sie auch dem Soldaten gegenüber ihre Fassung behauptete, hatte sie doch große Angst ausgestanden; denn ein Zufall konnte ihren Schützling verrathen und sie Beide in's Verderben stürzen.

In gleicher Weise hatte Felix eine wahre Folterqual erlitten. Er hörte jedes Wort, welches der Wachtposten und Marsa sprachen und mußte jeden Augenblick befürchten, daß er die Karre näher untersuchen würde; denn um dies zu thun, durfte er sich ja nur niederbeugen und die Hand ausstrecken. Aber die Todesangst hatte ihm auch den verzweiflungsvollen Entschluß eingegeben; den Soldaten auf der Stelle zu tödten, im Falle er ihn entdecken sollte. Deshalb hielt er auch

das große Messer, welches Marsa mit in die Karre gelegt hatte, krampfhaft umklammert; jeden Augenblick bereit es zu seiner Vertheidigung, oder zum Angriffe zu gebrauchen.

Ohne weiteres Hinderniß gelangten Beide bis zu der Parkthür, zu welcher Marsa den Schlüssel besaß und die sie eilig öffnete. Sie hatte, seit sie den Soldaten verlassen, kein Wort mehr gesprochen und erst als sie die Karre in den Park hineingeschoben und die Pforte wieder hinter sich verschlossen hatte, schöpfte sie freier Athem, und rief Felix leise zu: „Du kannst jetzt aufstehen und neben mir hergehen, damit Dir die Glieder nicht erstarren. Es ist noch ziemlich dunkel, und es wird uns kein Mensch hier im Parke begegnen, der uns sehen und verrathen könnte. Auch denke ich, Du wirst vorläufig hier am sichersten sein.“

Felix ließ sich nicht zweimal dazu auffordern sich von der Karre zu erheben, denn seine zusammengekrümmte Lage, die er in dem kleinen Raume des bretternen Kastens einnehmen mußte, war nicht allein höchst unbequem, sondern auch schmerzhaft. Rasch stand er auf seinen Füßen, schüttelte und dehnte seine Glieder, aber zu seiner Bestürzung fand er sich weit mehr angegriffen, als es eine viel weitere Fußtour gethan haben würde. Er vermochte deshalb auch seiner Befreierin nur mit wankenden Schritten zu folgen, die außerordentlich besorgt um ihn, ihre Karre nur langsam vor sich herschob und jetzt da diese leicht war, ihn noch mit einem Arme zu unterstützen suchte. Sie war hier so bekannt, daß sie

selbst in der nächtlichen Dämmerung, welche noch herrschte, die verschlungenen Pfade des ziemlich verwilderten Parks mit großer Sicherheit verfolgte, und so führte sie ihn einen ziemlich weiten Weg, bis in ein kleines, abgelegenes Wildgehege, welches, wie sie wußte, unter ihres Oheims besonderer Aufsicht stand und nur selten von einem menschlichen Fuße betreten wurde. Der Schnee lag hier nicht so hoch, als anderwärts, denn die hohen Bäume hatten ihn abgehalten, und überall am Boden zogen sich, wie grüne Stickerei auf weißem Sammet, die dunkeln, aber noch saftigen Blätter der Stechpalme hin. In einem, rings von dichtem Gebüsch umgebenen freien Raume, hielt sie endlich an und setzte ihre Karre nieder. Zu seinem Erstaunen aber, fand er, daß sie hier bereits, wenn auch nur einfache Vorbereitungen zu seiner Aufnahme getroffen hatte, was am vergangenen Tage geschehen sein mußte. Aus der Scheune ihres Oheims hatte sie sich nämlich mehrere Bund Stroh entliehen, unter dem Vorwande, daß ihr Vater dessen bedürfe für seine Gefangenen; hatte es aber hierher getragen und ein, obgleich luftiges, doch möglichst warmes und weiches Lager daraus bereitet. Denn ihrem Plane nach sollte sich Felix hier den ganzen Tag über verborgen halten, da man gewiß, so lange die Sonne leuchtete, nach ihm suchen würde. Mit Einbruch der Nacht aber sollte er aufbrechen, und da er die schmale Landzunge, welche die Kalamita-Bucht von dem Saszik-See scheidet, nicht passiren konnte, weil sie von türkischen Truppen stark besetzt war, so mußte er auf einem Umwege den See umgehen, und über Tapmannai, Szack,

Tulat und Karatuch, an der Katharina-Säule vorüber, Sympheropol zu erreichen suchen.

Als sie ihm ihren Plan mittheilte, erkannte er sogleich, daß er klug und den Umständen angemessen sei; weshalb er sich auch ohne alle Widerrede, in ihre Anordnungen fügte. Da er neue Kräfte sammeln mußte zu seinem bevorstehenden, nächtlichen Marsche, ließ er sich auf das für ihn bereitete Strohlager nieder, und verzehrte mit großem Appetit einen Theil der mitgebrachten Nahrungsmittel. Der Flasche aber, in welcher sich Rum befand, sprach er nur weniger zu, denn er hatte nur einige Schlucke davon genossen, so bemächtigte sich seiner bereits große Müdigkeit. Indessen war es Tag geworden und Marsa ging nun an ihr Geschäft, mit dem großen Messer Stechpalmen abzuschneiden und ihre Karre damit zu beladen, und als dies geschehen war und sie wieder zu Felix zurückkehrte, fand sie ihn eingeschlafen. Sie warf einen Blick der Liebe und des Mitleids auf ihn und um Alles in der Welt hätte sie es nicht über sich gewinnen können, ihn aufzuwecken. Sie wußte wie nothwendig er dieser Ruhe bedurfte, um sich zu stärken für den weiten Marsch, der seiner harrte, da er doch kaum dem Knabenalter entwachsen war und kaum genesen von seiner schweren Verwundung, die ihn gar sehr erschöpft hatte. Aber sie hielt es auch für nothwendig, so lange er schliefe, nicht von seiner Seite zu weichen, damit er nicht überrascht würde, sobald sich Jemand nähern sollte, was freilich hier in dieser abgelegenen Gegend schwerlich zu befürchten war. Auch trieb sie ein inniges Gefühl an, noch länger bei ihm

zu weilen; denn die Trennung auf Nimmerwiedersehen stand ja so nahe bevor. Deshalb stand sie auch lange, mit über der Brust gekreuzten Armen und hielt ihre Blicke auf ihn gerichtet, bis einzelne Thränen hervorquollen, ihre hellen Augen verdunkelnd. Dann schlich sie hinter den dicken Baumstamm, an welchem das Strohlager eine Stütze gefunden hatte und weinte bitterlich. Doch dauerte diese schmerzliche Bewegung nur wenige Minuten, worauf sie hastig ihre Thränen mit der Schürze abtrocknete, und wieder hervorkam. Es war indessen Tag geworden und ein schöner, heller Wintermorgen hatte sich auf die eiserstarrte Landschaft herabgesenkt.

Im Drange der Umstände hatte sie ihr Morgengebet vergessen; doch die auftauchende Sonne erinnerte sie daran und die Arme nach Osten ausbreitend, erhob sie ihre Seele zu ihrem Gott. Es war ein Dankgebet, welches aus dem reinsten Herzen floß und sie knüpfte die dringende Bitte daran, daß Allah dem Fremdlinge gnädig sein, alle Gefahren von seinem Haupte wenden und ihn glücklich bis zu seinem Vater zurück gelangen lassen möge.

Dann fühlte sie sich beruhigter, aber auch recht matt und müde; denn sie hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen und alle die schweren Anstrengungen, denen sie sich oft unter der heftigsten Gemüthsbewegung unterzogen, hatten ihre Kraft erschöpft. Deshalb ließ sie sich auch ganz leise neben Felix auf das Strohlager nieder, zwar mit dem festen Vorsatze nicht einzuschlafen; aber die Natur war schwächer, als ihr Wille, und es war rührend anzusehen, wie sie gegen den Schlaf an-

kämpfte, wie sich dieser aber immer mächtiger auf sie niedersenkte, so daß alle ihre Bemühungen sich wach zu erhalten, scheiterten. Noch einige Male riß sie die Augen gewaltsam auf, dann aber senkten sich ihre Augenlider schwer wie Blei, und öffneten sich nicht wieder, denn ihre Sinne schwanden und sie war sich ihres Vorsatzes schon nicht mehr bewußt. Ihr Oberkörper hatte sich vorwärts gebeugt und unwillkürlich war ihr rechter Arm auf sein Knie niedergefallen, worauf sie nun auch ihr Haupt sinken ließ.

So war der Schlaf über Beide gekommen, wie über ein paar Kinder, die unbekümmert um Gefahr, ihr Auge schließen.

Der Palast, welchen Omer-Pascha mit einem Theil seiner Familie bezogen hatte, war zwar auch ein alterthümliches, von einem Tartarenfürsten erbautes Gebäude, allein von weit größerem Umfange, als derjenige, welchen Suleiman Pascha bewohnte. Auch war er nach der Stadtseite zu noch mehr befestigt, mit hohen Ringmauern und Wachtthürmen umgeben. Nach Osten jedoch dehnte sich, hinter dem Palaste, ein großer, schöner Garten, dem sich ein Park anschloß, beinahe bis an den Saszik-See aus.

Nur in einem einzigen der Frauengemächer herrschte an jenem Tage, schon gleich nach Sonnenaufgang, ein reges Leben. Selinda, die geliebteste Tochter Omer Pascha's, hatte sich auch heute, wie sie es in der Regel that, schon vor Tagesgrauen von ihrem Lager erhoben, und beschäftigte sich eifrig, unter dem Beistande ihrer Zofe Mirza, mit ihrer Toilette. Sie war von einer

europäischen Mutter geboren, die ihr Vater leidenschaftlich geliebt hatte, die aber schon vor Jahren der Tod ihm entrissen hatte. Dieser Unglücksfall bereitete ihm den herbsten Schmerz, den er jemals in seinem Leben empfunden, und da seine Tochter das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter wurde, sowohl an äußerer Schönheit, als an Edelsinn und Tugend, so trug er den ganzen, reichen Schatz an Liebe, die er der Verstorbenen gewidmet hatte, auf sie über.

Selinda war in der muhamedanischen Religion, zu welcher ihre Eltern übergetreten waren, erzogen worden; doch als ihr Verstand sich entwickelte, schien ihr dieselbe nicht zu genügen und sie neigte sich mehr der milderen, christlichen Lehre zu, von welcher ihre Mutter ihr schon in ihren Kinderjahren, in'sgeheim in traulichen Stunden, einige Mittheilungen gemacht hatte, die sie für den Heiland Christus weit mehr begeisterten, als für den Propheten Muhamed. Sie hatte sich sogar ein Neues Testament, in deutscher Sprache, die sie von ihrer Mutter erlernt, zu verschaffen gewußt, und betrachtete dies Buch, welches sie freilich nur in der abgeschlossensten Einsamkeit lesen durfte, als einen heiligen Schatz. So entsproßte das Samenkorn des Christenglaubens, welches in den geheimsten Winkel ihres Herzens gefallen war, zu einer lebendigen, kräftigen Saat, obgleich sie gezwungen war, sich allen Gebräuchen der muhamedanischen Religion öffentlich zu unterwerfen. Aber sie nahm auch durch ihre Mutter dazu hingeleitet europäische Gesittung an, und zog selbst die europäische Kleidung der türkischen vor. Deshalb hatte es auch ihr Vater ihr nicht

versagen mögen, daß sie sich in ihrem häuslichen Kreise ganz nach Gefallen kleidete, obgleich er darauf bestehen mußte, daß sie, sobald sie sich öffentlich zeigte, oder so oft sie mit Personen der türkischen Nation in ihrer Wohnung in Berührung kam, auch das türkische National-Costüm anlegte. Ihre tägliche Umgebung war dies gewohnt, und hielt es mehr für eine Grille der Eitelkeit, als für eine Geringschätzung der orientalischen Sitte, wenn sie in ihren Gemächern und auf einsamen Spaziergängen, in dem mit hohen Mauern umgebenen Garten und Parke, nach Art europäischer Modedamen gekleidet erschien.

Sie war mit jener einnehmenden Schönheit begabt, welche gleich beim ersten Anblicke alle Herzen bezaubert. Ihre hohe, schlanke Gestalt entwickelte bei jeder Bewegung eine unnachahmliche Grazie, und ihr reizendes, edelgeformtes Antlitz trug die deutlichsten Spuren europäischer Abkunft. Aus ihren großen dunkeln Augen erglänzte der Strahl der Seelenreinheit und einer unerschöpflichen Herzensgüte. Ihre ganze Erscheinung flößte hohe Achtung und Bewunderung ein.

Auch an jenem Morgen legte sie europäische Kleidung an, über welche sie einen orientalischen Mantel, mit Hermelin gefüttert, warf, während sie über ihr Haupt nur einen doppelten, schwarzen Schleier schlug.

So pflegte sie sich zu ihren Spaziergängen, auf welchen ihr höchst selten nur ein menschliches Wesen begegnete, zu rüsten, und so wollte sie auch heute, nur von ihrer Zofe begleitet, den Park durchwandeln, um sich nach einem Schlafe in den fast heißen Gemächern,

welche die ganze Nacht hindurch warm erhalten wurden, zu erfrischen.

Sobald ihre Toilette beendet war, ließ sie durch Mirza ihren Hund von ächt spanischer Race, Bella genannt, herbeirufen, der ihr seinen Morgengruß, mit einem freudigen Gebell darbrachte, und um sie herumtanzend, nicht eher ruhete, als bis sie ihm einige Liebkosungen gespendet hatte. Dann verließen alle Drei die Frauengemächer, und begaben sich über eine Hintertreppe in den Garten hinab.

Es war ein außerordentlich milder und schöner Wintermorgen und die Sonne schien beinahe warm, auf die mit ihrem weißen Leichentuche bedeckte Gegend herab. Auch fühlte sich Selinda ungemein wohl und heiter gestimmt, weshalb sie auch, sobald sie den Garten durchschritten hatte und den Park betrat, zu Mirza sprach: „Laß uns heute recht weit gehen. Wir kennen noch lange nicht alle Parthieen des Parks und wollen Entdeckungsreisen machen.“

Die Zofe, welche ihr mit wahrer Zuneigung und treuer Anhänglichkeit zugethan war und jeden ihrer Wünsche als Befehl betrachtete, folgte ihr bereitwillig und der kleine Hund sprang munter voraus, bald hier und da im Schnee scharrend, bald lustig bellend, bald wieder zu seiner Herrin zurückkehrend und um sie herumtanzend, bis sie ihm ein freundliches Wort, oder eine Liebkosung zuwendete.

„Unser Bella soll uns führen heute!“ rief Selinda, nachdem sie eine Strecke weit gegangen waren, heiter die Hände zusammen schlagend, aus. „Lauf, schönes

Hündchen, lauf, und zeige uns den Weg! Wir wollen uns einbilden, daß Du eine verzauberte Fee bist und daß wir uns in einem endlosen Walde befinden, durch den Du uns sicher leiten sollst."

Es schien, als ob das Thierchen diese Worte wirklich verstanden hätte, denn es trabte jetzt weit ehrbarer voraus, als ob es sich seiner Führerpflichten bewußt wäre. Zuweilen, wenn die Wege sich kreuzten, blieb es stehen, und schien zu überlegen, ob es rechts oder links einbiegen, oder gerade aus laufen sollte. Zuweilen aber hob es auch die Nase spürend in die Luft, und es schien dann, als ob es irgend einer Witterung folgte.

Selinda scherzte über ihre Idee, sich von ihrem Hunde führen zu lassen, und folgte ihm mit ihrer Zofe, wohin es ihm auch beliebte, sich zu wenden. So gelangte sie auf Wege, welche sie noch nicht betreten hatte, die zu dem kleine Wildgehege führten. Kaum in dessen Nähe gelangt, blieb der Hund aber stehen, schnüffelte in der Luft herum, bellte einige Male, aber nicht laut, als ob er andeuten wolle, daß er etwas entdeckt habe und kroch dann durch das dichte Gebüsch, durch welches auf dieser Seite kein Weg führte.

Selinda, die sich nun einmal vorgenommen hatte, ihn gewähren zu lassen blieb gleichfalls stehen, um seine Rückkehr zu erwarten, die auch nach wenigen Minuten erfolgte. Er sprang an ihr auf und bellte wieder leise, als wolle er ihr mittheilen, daß er etwas Wichtiges gesehen habe, dann aber umkreiste er, die Nase auf den Boden gerichtet, das Gebüsch, bis er den Weg fand, der hineinführte. Dort blieb er stehen, bis seine Herrin

herankam, die lächelnd zu ihrer Zofe sagte: „Gewiß hat er ein Wild in seinem Lager entdeckt, laß uns ihm folgen; denn er ist heute gar zu possierlich."

Er lief ganz eifrig voraus, sie folgten ihm und so gelangten sie bald zu der kleinen, ganz von Gebüsch umgebenen Lichtung, wo Marsa das Strohlager für Felix bereitet hatte, und wo Beide, überwältigt von Erschöpfung ,eingeschlummert waren.

Ganz erstaunt blieb Selinda bei diesem Anblicke stehen, hob gegen den Hund drohend den Finger empor, daß er sich ruhig verhalten solle und gab auch ihrer Zofe einen Wink, durch keinen Ausruf ihre Gegenwart zu verrathen. Mit dem Ausdrucke des innigsten Gefühls richtete sie ihre seelenvollen Blicke auf die rührende Gruppe der Schlummernden. Aber unbegreiflich schien es ihr, wie jene Beiden, die so deutliche Spuren verschiedener Abstammung und verschiedener Stellung in der menschlichen Gesellschaft an sich trugen, hierher gekommen waren, und in so traulicher Weise mit einander vereint, bis in den hellen Morgen hinein, schlummerten. Sie erkannte auf den ersten Blick, daß Felix keinem niedern Stande entsprossen sei, obgleich seine Civilkleidung beinahe eine bäurische zu nennen war. Sie erkannte es an den edel und feingebildeten Zügen seines ungemein einnehmenden Gesichts, an der wohlerhaltenen weißen und zarten Haut seiner Hände. Auch entging es ihr nicht, daß sich in seinem Aeußeren noch deutliche Spuren einer durch lange Krankheit hervorgerufenen Schwäche zeigten, und ihr inniges Mitleid wurde augenblicklich rege, als sie bemerkte, daß er zu-

weilen im Schlafe zusammen schauderte, und die Hand auf welche er sein Haupt gestützt hatte, ganz blau und erstarrt war, von der Kälte.

Die tiefe Bewegung, welche der außerordentlich rührende Anblick in ihr hervorgerufen hatte, schien sie der Sprache ganz beraubt zu haben, und unwillkürlich nahm sie ihren, mit Hermelin gefütterten, Sammetmantel ab und deutete ihrer Zofe mit einem Winke an, daß sie den Schlummernden damit bedecken möge.

Mirza erfüllte auch sogleich den Willen ihrer Herrin so leise und geschickt, daß es ihr wirklich gelang den armen Felix in das wärmende Kleidungsstück einzuhüllen, ohne ihn zu erwecken, während Selinda, ganz versunken im Anschauen, und die Hände unter dem Kinn gefaltet, dabei stand, ja, selbst Bella, durch einen Blick auf ihre Gebieterin, ihre stille Theilnahme verrieth. *)

Als dies geschehen war, flog es wie ein Lächeln der Dankbarkeit über die Züge des Schlummernden und indem er sich behaglich dehnte, schien er die wohlthuende Wärme des feinen Pelzwerks zu empfinden. Ein lieblicher Traum von Frühlingsduft und erwärmenden Sonnenstrahlen, die sich durch Blüthenbäume auf ihn niedersenkten, umgaukelte seine Sinne; doch plötzlich wechselte die Scene. Eine schwarze Wetterwolke verdunkelte das freundliche Tageslicht und unter Blumen sah er eine riesengroße Schlange hervorschießen, welche in bunten Farben schillerte und ihn mit ihren Ringen in erstickender Umarmung zu umschlingen drohete.

(* Siehe das Prämienbild № I.

Der Traum beunruhigte ihn sichtbar. Seine Hände ballten sich, wie zur Vertheidigung, er stieß einen Schrei aus — und erwachte.

Auch Marsa fuhr mit einem Schreckensrufe empor und hatte sich augenblicklich ermuntert.

Beide starrten die fremde Dame an und Bestürzung malte sich Anfangs in ihren Zügen; doch als sie bemerkten, wie sie gütig auf sie niederschaute; als Felix wahrnahm, daß sie ihn sogar mit ihrem Mantel hatte bedecken lassen, da bemächtigte sich seiner ein so inniges Vertrauen, wie er es noch nie gegen ein ihm ganz fremdes weibliches Wesen empfunden hatte.

Indessen hatte auch Marsa ihre Fassung wieder gewonnen. Ihr Oheim, der Gärtner, hatte ihr die schöne Dame erst kürzlich gezeigt, als sie im Park lustwandelte, und sie ihr als die Tochter des jüngst erst in Eupatoria eingetroffenen Serdars Omer Pascha bezeichnet. Sie erkannte sie jetzt wieder auf den ersten Blick und da Alles, was sie von ihr vernommen hatte, nur ein Lobgedicht war, auf ihre Tugend und besonders auf ihre unerschöpfliche Herzensgüte, so fühlte sie auch sogleich den Muth sich ihr zu Füßen zu werfen und mit angstvoll emporgehobenen Händen sie anzuflehen: „O verrathe uns nicht! Sei barmherzig!“

Mit unbeschreiblicher Milde blickte Selinda auf das arme Mädchen, befahl ihr aufzustehen und forderte nähere Aufklärung.

Marsa warf einen fragenden Blick auf Felix, als ob sie sich erst dessen Einwilligung versichern wollte, ob sie auch reden dürfe? Doch auch dieser hatte sich

rasch von seinem Lager erhoben und trat jetzt, indem er sein Haupt, von der unkleidsamen Mütze, die er trug, entblößte, mit edelm, wahrhaft ritterlichen Anstande vor Selinda hin. Zuerst händigte er der Zofe, unter den wärmsten Dankesäußerungen gegen ihre Herrin, den Sammetmantel wieder ein, und dann richtete er die bittende Frage an diese, ob sie ihm wenige Minuten Gehör schenken wolle damit er im Stande sei ihr seine Schicksale mitzutheilen, die ihn hierhergeführt? Mit einer wohlwollenden Neigung ihres Hauptes gab sie ihm ihre Einwilligung dazu, doch ehe er noch die Lippen öffnete, um seine Mittheilung zu beginnen, flüsterte ihm Marsa zu: „Du brauchst ihr nichts zu verschweigen, gar nichts! Sie ist himmlisch gut, wie ein Engel des Paradieses! Sie ist die Tochter des großen Omer Pascha und wenn Du ihr Herz rührst, wird sie Dich retten, durch die Macht ihres Vaters."

Selinda waren diese Worte nicht entgangen, und sie wendete sich erröthend ab, während Felix durch diese Mittheilung sein inniges Vertrauen nur noch gesteigert fühlte. Doch er schlug bescheiden seine Augen nieder und wagte es nicht mehr ihr in's Antlitz zu schauen; denn schon ihr erster Anblick hatte einen zündenden Funken in sein Herz geworfen. Er drängte jedoch das aufflammende Gefühl zurück und mit einer Offenheit, welche das unverkennbare Gepräge der Wahrheit trug, begann er seine Erzählung. Er nannte seinen Namen, gab sich als Fähndrich in der russischen Armee zu erkennen und berichtete: wie er in der Schlacht an der Alma gefährlich verwundet, und von seinem Vater vom Schlacht-

felde hinweggetragen und in dessen Wohnung gebracht worden sei. Dann erzählte er weiter, ohne die geringste Befangenheit zu äußern, wie Aminda in das Haus seines Vaters gekommen, und sich für die flüchtige Gattin eines französischen, gefallenen Offiziers ausgegeben, wie sie sich seiner Verpflegung unterzogen, und wie man sie Beide, als er kaum genesen, am Tage vor seinem Abgange zur russischen Armee, mit ihr in einem nahen Gehölz gelustwandelt, überfallen und nach Eupatoria fortgeschleppt habe. Hier sei es ihm erst kund geworden, daß Aminda keine Christin, sondern die Favoritin Suleiman Pascha's sei, die durch ihm unbekannte Ereignisse schon seit der Landung der verbündeten Heere in der Krim von ihrem Gebieter getrennt worden sei. Dieser aber scheine ihn nun eines geheimen Einverständnisses mit Aminda, welches jedoch niemals stattgefunden, zu beschuldigen und habe ihm die fürchterlichste Rache geschworen. Er sei in einen abscheulichen Kerker geworfen, mit Ketten belastet und gegen alles Kriegsrecht mit den entsetzlichsten Martern bedroht worden. Da habe sich Marsa, die Tochter des Kerkermeisters seiner erbarmt, sei ihm zu seiner Flucht behülflich gewesen und habe ihn während der Nacht, auf ihrer Karre, aus den Mauern des festen Palastes glücklich bis hierher geführt, wo sie geglaubt, daß er sich werde verborgen halten können bis zum Eintritte der Dunkelheit, um dann die Flucht weiter fortzusetzen, bis in die von den Russen occupirten Gegenden. Da sie jedoch Beide die ganze Nacht hindurch kein Auge geschlossen, so hätte die Erschöpfung und die kalte Luft sie hier in einen festen

Schlaf versenkt, dem sie nicht hätten widerstehen können.

Die Dankbarkeit, welche er immer noch für Aminda fühlte, für die sorgfältige Pflege, die sie ihm während seiner Krankheit gewidmet, hatte ihn zurückgehalten, auch nur durch die leiseste Andeutung die glühende Leidenschaft zu verrathen, welche ihm die Favoritin selbst eingestanden, oder gar die wilden Rachedrohungen zu berühren, mit welchen sie ihn noch im Kerker heimgesucht hatte.

Selinda hatte seiner Erzählung mit einer wahrhaft innigen Theilnahme gelauscht, und auch nicht der leiseste Zweifel an der Wahrheit seiner Worte sprach sich in ihren Zügen aus. Er hatte so frei und ungezwungen geredet, seine Worte waren so fließend, ohne Anstoß, über seine Lippen gedrungen, und sein offener Blick, der Zug der Redlichkeit, der in seinem Angesichte vorherrschte — dies Alles trug so ganz das Gepräge der Wahrheit, daß sie nicht zweifeln konnte.

Indessen vermochte sie doch eine gewisse Verlegenheit nicht zu verbergen, denn obgleich sie die lebhafteste Theilnahme für den jungen Mann empfand, so wußte sie doch nicht, was sie mit ihm beginnen sollte. Sie konnte allerdings ihren Vater bitten, ihn unter seinen Schutz zu nehmen, was ihr dieser auch schwerlich abgeschlagen haben würde; aber sie befürchtete, daß dies zu unangenehmen Erörterungen mit Suleiman-Pascha führen würde, der, um seine grausame Behandlung zu entschuldigen, den armen Gefangenen mit den schwersten Anklagen belasten konnte, und sie wußte nicht, ob ihr

Vater eben so leicht geneigt sein würde an seine Schuldlosigkeit zu glauben, als sie. Auch sahe sie wohl ein, daß er selbst unter ihres Vaters Schutze, doch vielleicht lange Zeit würde Kriegsgefangener bleiben müssen, und sie wünschte ihm von Herzen, daß er seine Freiheit vollkommen wieder erhalten möchte. Sie hätte ihn allerdings seinem Schicksale überlassen können, ohne sich weiter um ihn zu kümmern und hätte sich ihn schon zum Danke verpflichtet, wenn sie das zufällige Zusammentreffen mit ihm gegen Jedermann verschwiegen hätte, aber ein seltsames Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt, welches sie aufforderte, mehr für den jungen Mann zu thun, als er selbst nach einer so flüchtigen Begegnung erwarten durfte. Vor Allem aber quälte sie die Besorgniß, daß er leicht in die Hände Suleiman Pascha's zurückfallen könnte, da gewiß schon mit Tagesanbruch die umfassendsten Nachforschungen in der ganzen Gegend nach ihm angestellt worden waren. Dann aber würde sie ihren Einfluß nicht mehr haben geltend machen können, und sie hätte ihn als verloren betrachten müssen.

Felix hatte sie in banger Erwartung betrachtet, als sie mehrere Augenblicke lang sinnend stand, und ihre Verlegenheit war ihm nicht entgangen. Auch in seinem Herzen war eine wunderbare Bewegung vorgegangen, und er hätte sich ihr zu Füßen stürzen mögen, um ihrer Schönheit zu huldigen. Er bedachte jedoch die gefahrvolle Lage, in der er sich befand und an die unübersteigliche Scheidewand, die sich zwischen ihn, den armen flüchtigen Fähndrich der russischen Armee, und die Tochter des mächtigen Oberbefehlshabers des ganzen türkischen

Heeres gedrängt hatte. Er erkannte, daß es Wahnsinn wäre, ihr das Gefühl, welches ihn plötzlich ergriffen hatte, auch nur anzudeuten, aber es that ihm doch auch zugleich leid, sie seinetwegen in Verlegenheit versetzt zu sehen und er sprach deshalb zu ihr mit bebender Stimme, die ihr die Empfindungen, welche ihn beseelten, doch verrieth: „Es thut mir wehe, daß ich in Ihrem edeln Herzen durch meine Erzählung vielleicht einen Streit entzündet habe, der Ihnen Beunruhigung verursacht. Doch würde ich nimmer verlangen, daß sie ihn gegen Ihre Pflicht entscheiden sollen. Sie sind die Tochter eines tapfern Heerführers, dem ich, obgleich ich ihm feindlich gegenüber stehe, meine volle Achtung schenke. Halten Sie sich verpflichtet, mich, den Feind Ihres Vaterlandes als Kriegsgefangenen zurückzuhalten, so sprechen Sie ein einziges Wort und ich werde Ihnen folgen, ohne den geringsten Widerstand. Aber lassen Sie mich vor Ihren Vater führen; denn ich habe das Vertrauen zu seinem Edelsinne, den er in dem Feldzuge in den Donaufürstenthümern mehrmals gegen meine Landsleute so glänzend bewährte, daß er es nicht dulden wird, daß man mich wegen falscher Beschuldigungen mißhandelt und mit Martern und Tod bedroht. Er wird mir eine Behandlung angedeihen lassen, wie ich sie als Kriegsgefangener erwarten darf."

Ein reizendes Lächeln schwebte um Selinda's Lippen und während ein holdes Erröthen ihre Wangen schmückte, entgegnete sie in heiterm Tone: „Ei, ei! Was muthen Sie mir zu? Glauben Sie, daß es mir jemals in den Sinn gekommen ist, hier auf meinen harmlosen Spazier-

gängen Gefangene zu machen und sie an meinen Vater auszuliefern? Mein Gemüth ist nicht so kriegerischer Natur und ich wünsche allen Menschen frei zu sein, denn die Freiheit ist ja doch ein so hohes, heiliges Gut. Auch will ich gar nicht untersuchen, ob der Pascha Suleiman überhaupt ein Recht dazu hatte, Sie auf eine so hinterlistige Weise überfallen und von Ihrem Vaterhause hinwegschleppen zu lassen; aber ich will gern glauben, daß alle Beschuldigungen, die er auf Sie häuft, ungerecht sind. Deshalb wünschte ich auch, Ihre Freiheit, die Sie sich mit Hülfe dieses guten Mädchens errungen haben, gesichert, und Sie ungefährdet in die Arme Ihres alten Vaters, dessen Schmerz um Ihr Schicksal ich mir lebhaft denken kann, zurückkehren zu sehen. Sie würden aber dies Ziel schwerlich erreichen, wenn ich Sie als Kriegsgefangenen meinem Vater überlieferte, weil er Sie dann hier zurückhalten müßte, bis eine Auswechselung stattfände, worüber vielleicht Monate hingehen könnten. Weit größere Gefahren aber würden Sie sicher bedrohen, wollten Sie Ihre Flucht in dieser Nacht schon fortsetzen, wo gewiß Streifpatrouillen auf allen Wegen um Eupatoria umherschweifen, um Ihnen nachzuforschen und Sie wieder fest zu nehmen. Fielen Sie aber zum zweiten Male in Suleiman Pascha's Hände, dann fürchte ich, würde er seine Rache an Ihnen kühlen, noch ehe mein Vater — oder sonst Jemand — im Stande wäre einzuschreiten."

Ihre klare und vernünftige Rede hatte die Bewunderung, die er ihr gleich beim ersten Anblicke zollte, nur noch erhöht, und er mußte ihr vollkommen Recht

geben; doch noch ehe er im Stande war ihr seine Beistimmung auszudrücken, fuhr Sie fort: „Sie werden nun freilich denken: es ist leicht gesagt einen Flüchtigen zu warnen, nicht weiter zu gehen, wenn man ihm nicht zugleich einen Rath ertheilen kann, wohin er sich wenden soll. Doch wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken wollen, so will ich es versuchen Ihnen einen solchen Rath zu geben. Ihre Erzählung hat mich gerührt und um Ihres Vaters willen wünsche ich Sie sicher zu retten. Sie müssen sich hier einige Tage lang verbergen, bis man Sie vergessen hat. Auch habe ich Grund zu vermuthen, daß die Tage der Herrschaft des Pascha Suleiman gezählt sind, und ist er erst seines Commandos entbunden, wird er auch keine Macht mehr über Sie haben. Vielleicht dürfte es mir gelingen, Ihnen ein sicheres Asyl, hier auf dem Grund und Boden, welchen mein Vater jetzr beherrscht, nachzuweisen, und es wird sich also nur darum handeln, ob Sie meinen Rath annehmen und Ihre Flucht aufschieben wollen, bis Sie dieselbe mit größerer Sicherheit fortsetzen können, was vielleicht schon in wenigen Tagen stattfinden kann."

Felix fühlte sich durch diese gütigen Worte in unbeschreibliches Entzücken versetzt, denn sie hatte ihm unwillkürlich dadurch eine höhere Theilnahme verrathen, welche er kaum zu hoffen gewagt hatte. Er konnte sich daher auch nicht mehr enthalten, seine Kniee vor ihr zu beugen und in einem Tone, als ob er zu einer himmlischen Erscheinung spräche, rief er ganz begeistert aus: „Wie könnte ich Ihrem Rathe widerstreben, der das Gepräge eines so hohen Edelsinnes trägt? Bestimmen

Sie über mein Schicksal und vergönnen Sie mir, daß ich Sie dankbar verehren darf, gleich einem rettenden Engel.“

Doch beinahe erschrocken über seine Rede trat sie von ihm zurück, und eine Falte des Zorns wurde sichtbar auf ihrer schönen Stirn. Ein einziger Blick aber, den sie auf sein begeistertes, redliches Antlitz warf, verscheuchte die finstere Wolke augenblicklich wieder und sanft und wohlwollend sprach sie: „Um Allah's willen! Stehen Sie auf! Sie schwärmen! Man braucht noch kein Engel zu sein, wenn man Bedrängten und Unglücklichen Rettung bietet, denn dies ist ja doch nur reine Menschenpflicht.“

Sie wendete sich hierauf zu ihrer Zofe, trat mit ihr einige Schritte seitwärts und führte ein leises Gespräch mit ihr, um sich mit ihr zu berathen, wo man den jungen Mann am sichersten unterbringen könne?

Die kluge Zofe wußte auch sogleich Rath; denn sie erwiderte ihr: „Der Gärtner muß uns beistehen; bei ihm ist er am sichersten aufgehoben. Ich habe gehört, daß er schon seit mehreren Tagen einen Gärtnergehülfen aus Baktschisserai erwartete, weil ihm der Pascha befohlen hatte die Treibhäuser in Ordnung zu bringen. Gestern Abend aber hat er die Botschaft erhalten, daß der Erwartete nicht eintreffen wird, weil er fürchtet unterwegs den Kosacken in die Hände zu fallen und als Ueberläufer zu dem Heere der Verbündeten angesehen und bestraft zu werden. Nun meine ich, wenn der junge Fremdling die Rolle des Gehülfen spielen wollte, so könnte er sich in der Wohnung des Gärtners aufhalten,

bis die dringendste Gefahr vorüber wäre und Niemand würde auf ihn achten; seine Verfolger aber würden es sicher nicht wagen bis in die Räume zu dringen, in welchen der große Serdar unumschränkt gebietet."

„Dein Rath scheint mir klug, wie immer, meine gute Mirza;" entgegnete Selinda erfreut; „und es wird nur darauf ankommen, ob unser Flüchtling damit einverstanden ist?"

Ihr halb fragender, halb bittender Blick allein war schon mächtig genug, um Felix ganz für den Plan der Zofe zu stimmen, und mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Freude und der innigsten Dankbarkeit, willigte er in Alles, was seine edle Retterin über ihn bestimmen würde.

Mirza erbot sich hierauf, den alten Gärtner von Allem zu unterrichten, ihm jedoch streng zu verschweigen, daß seine Nichte, die arme Marsa, die Befreiung des Gefangenen bewirkt habe und sie zweifelte keinen Augenblick, daß er sogleich in Alles willigen werde, sobald er erführe, daß es der Wunsch ihrer Gebieterin sei, dem jungen Manne ein Asyl in seiner Wohnung zu gönnen.

In aller Eile wurde nun noch verabredet, daß sich Felix in seinem bisherigen Verstecke verborgen halten sollte, bis der Gärtner ihn abholen würde. Marsa hingegen sollte sich ungesäumt mit ihrer Karre in den Palast Suleiman Pascha's zurückbegeben, um durch längeres Ausbleiben keinen Verdacht zu erregen und genau zu erforschen, was man über die Flucht des Gefangenen denke, und was man zu seiner Verfolgung für Schritte gethan habe. Auch wurde ihr noch eingeschärft, daß sie, wenn sie ihren Oheim vielleicht besuchte und Felix

zufällig bei ihm wiedersähe, sich nicht verrathen solle, damit ihr früheres Einverständniß mit ihm nicht bekannt würde und ihr schwere Verantwortung zuziehe. Sie versprach es auch, und Selinda belobte sie nicht allein wegen ihres Muthes und ihrer Menschenfreundlichkeit, die sie bei ihrem gefahrvollen Unternehmen bewiesen hatte, sondern sie lud sie auch ein im Laufe des Tages zu ihr zu kommen, weil sie ihr eine Belohnung zugedacht hatte. Mit einigen freundlichen Worten verabschiedete sie sich dann von Felix und ermahnte ihn, sich ja nicht eher aus seinem Verstecke herauszuwagen, als bis sie ihm den Gärtner gesendet habe.

Er versprach es freudig und mit wahrhaft begeisterten Dankesworten schied er von ihr.

In holder Verwirrung und mit höher gerötheten Wangen, begab sich Selinda durch den Park nach ihrer Wohnung und entließ Mirza unter dem hohen Portale, um den Gärtner aufzusuchen.

Felix stand noch lange wie bezaubert und schaute der schönen, edeln Gestalt nach, bis sie hinter einer Gruppe von Tannengebüsch verschwand. Dann fiel sein Blick auf Marsa, und das einfache Naturkind schien zu errathen, was in seiner Seele vorging; denn sie hatte jede seiner Bewegungen scharf beobachtet und sprach jetzt mit bebender Stimme und mit Thränen in den Augen: „Ja, sie ist schön, wie eine Houri, und himmlischgut, wie die Engel des Paradieses. Ich wollte es Dir gönnen, daß Du ihr näher ständest. Leb wohl! Und mögest Du glücklich in Deine Heimath gelangen.“

Recht traurig reichte sie ihm ihre harte Hand hin,

die er lebhaft ergriff und recht herzlich an seine Brust drückte, wobei er ihr tiefbewegt seinen Dank aussprach und sie dringend bat, ihn bei ihrem Oheim zu besuchen.

Doch sie schüttelte langsam ihr Haupt und indem ihre Thränen stärker flossen, sprach sie wehmüthig: „Nein, es ist wohl besser, wenn ich Dir jetzt gleich Lebewohl sage, für ewig. Ich glaube nicht, daß ich Dich bei meinem Oheim sehen werde, denn ich würde mich doch vielleicht verrathen. Du bist mir nun einmal so lieb geworden, als ob Du — mein Bruder wärst — ach! ich werde recht oft an Dich denken und immer wünschen, daß Dir es wohl ergeht. Leb wohl! Leb wohl!"

Damit entzog sie ihm ihre Hand, ergriff schnell die Karre und fuhr davon, ohne sich noch einmal nach ihm umzuschauen.

Er erwiderte ihr Lebewohl mit dem herzlichsten Ausdrucke und zog sich dann in das Gehege zurück, wo er sich wieder auf sein Strohlager warf, doch nicht um sich dem Schlummer auf's Neue in die Arme zu werfen, sondern um wachen Träumen nachzuhängen, die ihn alle Gefahren, die ihn noch umringten, vergessen ließen und ihn in ein Zauberland einführten, welches er bisher noch nicht gekannt hatte. Erst durch die Ankunft des Gärtners, welcher nach einer Viertelstunde erschien und ihn nach seiner Wohnung führte, wurde er in die kalte Wirklichkeit zurück versetzt.

XII.

Als Marsa den Hofraum des Palastes wieder er-

reichte, bemerkte sie eine ungewöhnliche Aufregung unter den Wachen und der Dienerschaft des Pascha's. Sie stellte sich jedoch, als ob sie gar nicht darauf achtete, schob ihre Karre in den Stall hinein, und bot den Ziegen die grünen Blätter der Stechpalme, die sie, freudig meckernd aus ihrer Hand fraßen; aber sie konnte heute wenig Gefallen finden an ihren Appetit und an ihren muntern Sprüngen; denn ein schwerer Kummer schien auf ihrem Herzen zu lasten. Doch sie unterdrückte ihre Seufzer gewaltsam, strich sich die Haare aus der heißen Stirn zurück und nachdem sie den Thieren noch etwas Futter vorgeworfen hatte, verschloß sie den Stall und begab sich in die Wohnung ihres Vaters, um ihm sein Frühstück zu bereiten, wie sie dies jeden Morgen zu thun pflegte, seitdem sie ihre Mutter durch den Tod verloren hatte. Zu ihrer großen Bestürzung aber theilte ihr der Kerkerknecht mit, der ihr ganz verstört entgegen kam, daß man ihren Vater selbst in das Gefängniß geworfen habe, weil der junge Gefangene, den er am vergangenen Abende erst noch hatte fesseln müssen, während der Nacht durchgebrochen und entflohen sei. Der Pascha habe gewüthet, als er es erfahren; denn er sei Willens gewesen eine schwere Rache an dem Entflohenen zu nehmen, und er hege den Verdacht, daß es ihm nur habe gelingen können, durch ein Einverständniß mit dem Gefangenwärter, zu entkommen.

Marsa war in große Betrübniß versetzt durch diese Mittheilung; denn nur an die Gefahren denkend, welche Felix bedrohten, hatte sie nicht an die übeln Folgen gedacht, welche seine heimliche Befreiung für ihren Vater

nach sich ziehen konnte. Sie war durch diese Schreckensnachricht mehrere Minuten lang ganz außer sich gerathen; denn sie machte sich im Stillen die bittersten Vorwürfe, daß sie, um Felix zu retten ihren Vater in Gefahr gestürzt hatte. Sie befürchtete, daß diesem eine Vertheidigung nur wenig helfen würde, wenn es ihm nicht gelänge, seine Unschuld in überzeugender Art zu beweisen, und nachdem sie lange Zeit in tiefes Nachsinnen versunken war, blitzte plötzlich ein Gedanke in ihr auf, den sie fest hielt. Sie glaubte, daß ihr Vater nur gerettet werden könne, wenn es gelingen sollte, den Verdacht des Pascha auf eine andere Person zu lenken, und da sie das Gespräch Aminda's mit Felix durch die Kerkerthür belauscht hatte, worin sie ihm Befreiung bot, so flüsterte ihr der Geist der Rache, vielleicht auch der Dämon der Eifersucht, den Gedanken ein, zum Pascha zu gehen, als ihres Vaters Vertheidigerin aufzutreten und ihm zu entdecken, daß sie seine Favoritin habe in den Kerker hinabsteigen und erst nach geraumer Zeit wieder heraufkommen sehen. So schnell ihr Entschluß gefaßt war, so schnell war sie auch zur Ausführung desselben bereit.

Sie zog eilig ihren, allerdings nur dürftigen, Festtagsstaat an, begab sich dann in das Hauptgebäude und da sie glücklicherweise den Leibdiener des Pascha in den Vorgemächern fand, so bat sie diesen dringend, bei seinem Gebieter Gehör für sie zu erbitten und ihm zu sagen, daß sie ihm einige Aufschlüsse zu geben habe, über die Flucht des Gefangenen.

Der Pascha befand sich in einer höchst aufgeregten

Stimmung, wozu die drohenden Wolken, welche über seinem Haupte schwebten, viel beitrugen. Er hatte Aminda am vergangenen Nachmittage an die Tochter Omer Pascha's abgesendet, um diese zu bewegen, ihren Vater günstiger für Suleiman zu stimmen. Allein Selinda hatte bereits so seltsame Gerüchte über die lange Entfernung der Favoritin, aus dem Harem ihres Gebieters vernommen, daß das Wohlwollen, welches sie ihr früher erzeigt, bedeutend erkaltet war; weshalb sie sie auch mit einem gewissen Mißtrauen und mit sichtbarer Zurückhaltung bei sich empfing. Als ihr Jene aber nun ihre Bitte vortrug, schlug sie ihr dieselbe entschieden ab, indem sie erklärte, daß sie es in keinem Falle wagen würde, sich in ihres Vaters militairische Angelegenheiten zu mischen, oder in solchen Fällen, in irgend einer Weise auf ihn einzuwirken.

Ganz niedergeschlagen mußte sich Aminda zurückziehen und als sie dem Pascha das Scheitern ihrer Hoffnung mittheilte, gerieth dieser in den heftigsten Zorn und beschuldigte sie, seine Sache nachlässig und lau geführt zu haben, und statt der verheißenen Gunst und Erweiterung ihrer Macht über die andern Frauen seines Serails, bedrohete er sie mit seiner Ungnade und gebot ihr sich auf ihre Zimmer zu begeben und dieselben ohne seine Erlaubniß nicht zu verlassen. Auch deutete er ihr an, daß er noch eine strenge Untersuchung über sie verhängen werde, wegen ihrer Entführung und ihrer langen Entfernung aus seinem Harem, die er jetzt erst aus einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten schien.

Sie hatte sich von ihm entfernt, tief verletzt durch

seine Drohungen und mit bitterm Hasse gegen ihn im Herzen. Aber sein Zorn war so heftig, daß er ihn selbst an dem frommen Derwische ausließ, dem er die grimmigsten Vorwürfe machte, daß er bei seiner gerühmten Sehergabe doch nicht einmal die Flucht des Gefangenen vorausgesehen und ihn gewarnt habe. Malek aber vermochte sich nur schlecht zu vertheidigen, denn es hatte sich seiner eine gewaltige Angst bemächtigt. Er fühlte sich schuldig Aminda den Schlüssel zu den unterirdischen Kerkern verschafft zu haben, und hegte jetzt den Verdacht gegen sie, daß sie wirklich die Flucht des Gefangenen begünstigt habe. Erfuhr aber der Pascha sein Einverständniß mit seiner Favoritin, so mußte er die härteste Ahndung gewärtigen. Er zog sich deshalb auch gern zurück, als ihn Suleiman aus seiner Nähe verbannte.

Das arme Tartarenmädchen fürchtete aber den Zorn des gestrengen Gebieters nicht; sie dachte nur an die Vertheidigung ihres Vaters, aber nicht an die Gefahren, welche sie selbst bedrohten, indem sie für ihn sprach. Darum trat sie auch mit der gewohnten Ehrfurcht zwar, aber doch muthig und gefaßt, in den Saal, in welchem ihr der Pascha entgegen rief: „Du bist des schurkischen Gefangenwärters Tochter? Was weißt Du von seinem niederträchtigen Verrathe? Heraus mit der Sprache! Und wenn Du gegen Deinen eignen Vater zeugen müßtest, ich will die Wahrheit wissen.“

Das junge Mädchen hatte sich, wie die Sitte es erheischte, auf die Kniee niedergeworfen und hielt die Arme über die Brust gekreuzt, indem sie ihm entgegnete:

„Ich komme für meinen Vater zu zeugen, und will Dir die volle Wahrheit sagen so viel ich sie selbst weiß.“

Diese Worte, welche ruhig und fest gesprochen wurden, erregten aber den Zorn Suleimans nur noch mehr. Er machte eine drohende Bewegung mit dem Fuße, als ob er sie niedertreten wollte, wie ein verächtliches Gewürm; doch sie blieb ruhig in ihrer Stellung und zuckte nicht einmal. „Du wagst es, Elende, für Deinen Vater zu sprechen, nachdem ich Dir gesagt habe, daß er schuldig ist? Fort!“

Aber Marsa ließ sich nicht einschüchtern und erwiderte mit erhobener Stimme: „Es giebt kein Gesetz, welches der Tochter verbietet für ihren Vater zu sprechen, wenn sie ihn für unschuldig hält und ich halte ihn dafür. Du wirst gerecht sein, gestrenger Herr und wirst mich hören, damit der große Prophet Dich einst hört, wenn Du Einlaß verlangst in die Pforten des Paradieses.“

Mehrere Augenblicke starrte er die Knieende mit zornfunkelnden Augen an, und seine Hand umklammerte krampfhaft den, mit edeln Steinen besetzten Griff des Dolches, den er in seinem Gürtel trug, als wenn er überlegt hätte, ob er sie niederstoßen solle. Doch die einfachen, aber kühnen Worte des armen und niedrig gebornen Mädchens schienen ihm zu imponiren, und nach einer Pause trat er von ihr zurück, warf sich in die Kissen seines Divans und herrschte ihr zu: „So rede! Aber jede Lüge sollst Du mit Deinem Blute bezahlen!“

„Ich werde nicht lügen;“ versetzte sie; „und Dir nur mittheilen, was meine Augen gesehen und meine Ohren gehört. Ich habe es selbst gesehen, daß gestern

der Derwisch Malek meinen Vater bat, ihm den Schlüssel zu den unterirdischen Kerkern einzuhändigen, indem er hinunter gehen wolle, um einige Gefangene durch Trostsprüche zu erbauen und mit ihnen zu beten. — Mein Vater gab ihm den Schlüssel, wie er es schon öfter gethan, wenn der fromme Mann ihn darum gebeten hatte, und ich wollte die Gelegenheit benutzen, einige Waschgefäße, welche unten im Keller aufbewahrt werden, heraufzuholen; deshalb schlich ich ihm unbemerkt nach, dachte auch nebenbei vielleicht noch ein schönes, trostreiches Wort von ihm zu hören, wenn er mit den Gefangenen spräche. Aber er begab sich nicht gleich in den Hof hinab, sondern erst nach den Gemächern des Harem, wo ich ihn mit Deiner Favoritin Aminda wieder hervorkommen sah. Ich dachte, sie würden sich nach der kleinen Moschee begeben, um dort zu beten, aber sie gingen geradeswegs nach den unterirdischen Kerkern, wo die schöne Aminda die Thür aufschloß, mit demselben Schlüssel, den Malek von meinem Vater erhalten hatte und dann stieg sie rasch hinunter, während der Derwisch um die Ecke ging, wahrscheinlich sich umzuschauen, ob auch Niemand käme. Diesen Augenblick benutzte ich und schlich mich ihr ganz leise nach, die Treppe hinab; denn ich war recht neugierig geworden, was sie wohl so ganz allein da unten in den Kerkern zu suchen haben möchte? Es gelang mir auch hinunter zu kommen, ohne daß sie mich bemerkt hätte und so verbarg ich mich denn ganz in ihrer Nähe, in einem dunkeln Winkel, und hörte ganz erstaunt, daß sie durch die

Oeffnung in der Thür mit dem fremden, jungen Gefangenen sprach, welcher mit ihr eingebracht wurde —"

Der Pascha hatte ihr mit einer immer steigenden Zorneswuth, welche ihn beinahe zu ersticken drohete, zugehört und war immer bleicher und bleicher geworden. Jetzt aber unterbrach er sie, indem er ihr mit gepreßter Stimme zurief: „Halt, Mädchen! Ich stoße Dir den Dolch in die Gurgel, wenn Du nur eine Sylbe lügst. Sprich die Wahrheit — rede — hörtest Du was sie sprach?"

„Ich konnte nicht Alles verstehen;" versetzte Marsa; „denn sie flüsterten nur; aber Einiges habe ich doch verstanden."

„Was sagte sie? Ich will wissen, was sie ihm sagte;" stöhnte Suleiman aus beklommener Brust hervor.

„Sie versprach ihn zu befreien, in dieser Nacht noch."

„Mädchen, lüge nicht! Das that sie nicht!"

„Sie that es doch, mein strenger Gebieter. Ich sage die Wahrheit und wenn ich auf der Stelle den Tod leiden sollte."

„Und sprach sie von Liebe mit ihm? Doch halt! Besinne Dich ehe Du auf diese Frage antwortest; denn die kleinste Lüge ist Dein Todesurtheil."

„Ich lüge nicht;" entgegnete Marsa kalt und ruhig; „ja, sie sprach von Liebe zu ihm."

Mit einem dumpfen Schrei sank der Pascha in die Kissen zurück, als ob er eine schwere Wunde empfangen hätte, und verhüllte sein Gesicht. Eine lange, angstvolle Pause trat ein und Marsa wußte, daß ihr Leben jetzt an einem Haar hing. Hielt er es nur für möglich, daß sie ihn durch eine Unwahrheit hintergangen

hatte, so mußte sie auch befürchten, daß er sie auf der Stelle in seinem wilden Zorne mordete. Sie beobachtete ihn verstohlen und befürchtete jeden Augenblick, daß er auf sie zustürzen und ihr den kalten Dolch in die Brust stoßen würde, ohne sie weiter zu hören. Aber seine wilde Aufregung legte sich fast plötzlich, und eine finstere, schreckliche Ruhe sprach sich in allen seinen Zügen aus, als er wieder das Wort nahm und zu ihr sagte: „Du behauptest also, daß Du mir die Wahrheit gesagt?"

„So wahr mir Allah helfen möge und sein großer Prophet!" erwiderte sie fest und betheuernd.

„Ich werde Untersuchungen anstellen lassen, und finde ich, daß Du gelogen, sollst Du der gerechten Strafe nicht entgehen. Dann mache Dich gefaßt auf einen langsamen Martertod. Vorläufig aber, will ich annehmen, Du hättest wahr gesprochen; so wirst Du doch nicht leugnen wollen, daß Dein Vater mitschuldig ist, daß er sich bestechen ließ, den Gefangenen frei zu lassen?"

„Ich bleibe dabei, daß mein Vater unschuldig ist. Er wußte nichts davon und ahnete nicht, daß der Gefangene ausbrechen könne."

„Wie? Er wußte nichts davon? Hast Du ihm nicht berichtet, was Du belauschtest?"

„Nein! Ich war es wohl Anfangs Willens, aber ich zögerte damit; denn ich wußte, daß mein Vater Dir augenblicklich Alles hinterbringen würde, und fürchtete, daß Du uns nicht glauben, Deine Favoritin aber Alles für schändliche Verläumdung erklären und die fürchterlichste Rache an uns nehmen würde. Deshalb schwieg ich,

beschloß aber, die ganze Nacht hindurch in meinem Ziegenstalle zu wachen, das Gefängniß im Auge zu behalten und sobald ich nur etwas Verdächtiges bemerkte, Lärmen zu machen und die Wachen herbei zu rufen. Als es aber Abend wurde, kam Dein Leibdiener und befahl meinem Vater, den Gefangenen in schwere Ketten zu legen, was er auch sogleich that, wie sein Knecht bezeugen kann, der ihn begleitete. Da ich aber wußte, daß kein Gefangener so leicht entfliehen kann, wenn mein Vater ihn erst in Ketten gelegt und an sein Lager geschlossen hat, so ließ ich auch alle Besorgniß fahren und dachte mir: nun hat es keine Gefahr und hielt mich fest versichert, daß der Gefangene wenigstens nicht in dieser Nacht entfliehen würde. Deshalb ging ich auch nicht nach dem Ziegenstalle, sondern blieb in meines Vaters Wohnung, wo ich bald auf mein Lager niedersank, da ich sehr müde war. Vor Tagesanbruch aber stand ich wieder auf und verließ meinen Vater, der noch im festen Schlafe lag, und fuhr mit meiner Karre zum Hofe hinaus, um trocknes Laub zur Streu und grüne Stechpalmen zum Futter für meine Ziegen zu holen. Das kann mir der Wachtposten bezeugen, der draußen an der Mauer stand, denn er wollte mich nicht passiren lassen, bis er meine Karre untersucht hatte, was er auch that. Im Hofe aber war Alles still, als ich ihn verließ und ich habe gar nichts Verdächtiges bemerkt."

Sie hatte so unbefangen, einfach und natürlich gesprochen, daß der Pascha wirklich anfing Vertrauen zu ihrer Aussage zu fassen, so schwer er auch durch den Verdacht, den sie auf seine Favoritin geworfen hatte,

verletzt worden war. „Du wirst die Mauern dieses Palastes nicht verlassen;“ sprach er, weit weniger heftig, zu ihr; „bis die Untersuchung, die noch heute beginnen soll, beendigt ist. Zeigt es sich, daß Dein Vater unschuldig ist; dann soll er sogleich befreit werden und es soll ihn keine Ahndung weiter treffen. Hast Du mir sonst noch etwas mitzutheilen?“

„Nein, mein gestrenger Gebieter;“ entgegnete das Mädchen; „aber erlaube, daß ich Dir danken darf, daß Du mich gehört hast.“

„Es ist gut!“ erhielt sie zur Antwort. „Geh' jetzt!“ Und sie erhob sich und entfernte sich, nachdem sie sich dreimal ehrfurchtsvoll verbeugt hatte.

Es fiel ihr schwer auf's Herz, daß sie den Palast nicht verlassen sollte; denn sie wäre gern der Aufforderung Selinda's gefolgt, im Laufe des Tages zu ihr zu kommen; doch wahrlich nicht aus Eigennutz, um die versprochenen Geschenke in Empfang zu nehmen; sondern nur durch die Hoffnung angetrieben, zu erfahren, ob Felix auch wirklich durch ihren Oheim in Sicherheit gebracht worden sei? Indessen, sie beschloß sich dem Befehle zu fügen und obgleich sie Ursache hatte bis jetzt zufrieden zu sein mit dem Erfolg ihrer Unterredung, die sie mit dem Pascha gehabt, so war doch ihr Herz noch keineswegs frei von aller Besorgniß. Denn sie kannte die leidenschaftliche Liebe, mit welcher Suleiman an Aminda hing und wie leicht konnte es dieser gelingen, sich in seinen Augen zu rechtfertigen und ihre Anklägerin für eine Verläumderin zu erklären; besonders wenn der fromme Derwisch ihre Vertheidigung unter-

stützte und im Einverständnisse mit ihr, Alles für Lüge erklärte. Sie war ja nur ein armes, verachtetes, kaum den Kinderjahren entwachsenes Tartarenmädchen, und durfte kaum hoffen, der geliebten Favoritin und dem beinahe als Heiligen verehrten Derwische gegenüber Glauben zu finden. Auch schlug ihr der Versuch fehl, ihren Vater im Kerker aufsuchen und sprechen zu dürfen; denn der Offizier der Schloßwache, welcher die Kerkerschlüssel übernommen und die Oberaufsicht über die Gefangenen führte, schlug ihr die Bitte, die sie deshalb an ihn richtete, entschieden ab.

Pascha Suleiman war, nachdem ihn das Mädchen verlassen hatte, in finsteres Nachsinnen versunken und zu Marsa's Glücke befestigte sich der einmal angeregte Verdacht in seinem Innern, gegen Aminda und Malek, immer mehr, je reiflicher er die Umstände erwog. In seiner ersten Freude über das Wiedersehen seiner Favoritin, hatte er jeden Zweifel an der Rechtfertigung über ihr langes Verschwinden mit Gewalt unterdrückt, und der Behauptung des Derwisches, daß er die Wahrheit ihrer Aussage in ihren Augen lese, um so lieber Glauben geschenkt, als sie ganz seinen Wünschen entsprach. Doch jetzt, da der Zweifel einmal in seine Brust geworfen und ein so schrecklicher Verdacht in ihm erweckt worden war, loderte die Eifersucht nur um so heftiger in seinem Herzen auf, und der so tief verletzende Gedanke, sich von Beiden betrogen zu sehen, erfüllte ihn mit Wuth und Rache. Aber es war nicht mehr das wild aufflammende Feuer des Zornes, welches blind wüthet, um nur sein Opfer eiligst zu vernichten;

sondern es war jene stille Wuth, die sich mit Ueberlegung paart, um langsam, aber sicher, den Durst nach Rache zu kühlen. Wohl eine Stunde lang blieb er ganz allein und wiederholte sich in Gedanken die ganze Erzählung, mit welcher es Aminda gelungen war, ihn im ersten Augenblicke des Wiedersehens zu verblenden. Je lebendiger er sich aber ihre Mittheilungen in sein Gedächtniß zurückrief, desto lebhafter traten ihm auch jetzt die Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten in derselben vor Augen, und er beschloß ein schweres Gericht über sie zu halten.

Zuerst ließ er den Derwisch herbeirufen, welcher sich zwar bemühete, sich mit seiner ganzen Würde zu waffnen, der aber doch die Angst, die sich seiner bemächtigt hatte, kaum zu verbergen vermochte. Die Stellung, welche er in der Nähe des Pascha eingenommen hatte, war für ihn eine so ausgezeichnete, bequeme und lohnende gewesen, daß er kaum hoffen durfte anderwärts eine ähnliche zu finden. Er mußte es also schon deshalb für wünschenswerth halten, die Gunst seines Gebieters nicht zu verlieren, der schweren Ahndung, die ihn noch außerdem treffen konnte, gar nicht zu gedenken. Sein heimliches Einverständniß mit Aminda hätte er allerdings dazu benutzen können, den Einfluß, den er zuweilen auf den Pascha ausübte noch mehr zu befestigen und zu stärken, doch war er schlau genug, wohl einzusehen, daß ihm seine Anhänglichkeit an Aminda, jetzt, da dieselbe so plötzlich wieder in Ungnade gefallen war und eines schweren Verbrechens beschuldigt wurde, nur schaden könne. Die Nachricht von der Flucht des Ge-

fangenen, die sich am frühen Morgen schon durch das ganze Schloß verbreitete, hatte ihn gewaltig erschreckt, und er zweifelte jetzt selbst keinen Augenblick, daß Aminda seine Befreierin sei, und daß sie ihn über die Absicht ihres Besuchs im Kerker, zu welchem er ihr verholfen, schändlich getäuscht hatte. Er glaubte es deshalb auch vor seinem Gewissen rechtfertigen zu können, wenn er sich gegen sie wendete; denn er fürchtete jetzt auch durch die leiseste Vertheidigung der Favoritin den Verdacht der Mitschuld, den er auf sich geladen, nur noch zu erhöhen.

Suleiman empfing ihn mit jener finstern Ruhe, die stets bei ihm verkündete, daß er Unheil brüte. In dumpfem Tone, welcher wie ein ferngrollender Donner erklang, fragte er ihn zuerst: „Hast Du gestern von dem Gefangenwärter den Kerkerschlüssel abgefordert und erhalten?“

Der Derwisch hatte zwar Anfangs beschlossen, wie gewöhnlich, als ob gar nichts vorgefallen wäre, in seinen Winkel zu kriechen, und dort in sein hartnäckiges Schweigen zu verfallen, welches er oft Tage lang fest hielt. Doch jetzt fürchtete er dadurch das drohende Ungewitter, welches über seinem Haupte schwebte, nur um so schneller zum Ausbruche zu bringen und er hielt es vielleicht noch für möglich, es durch ein offenes, reumüthiges Geständniß von sich abzuwenden. „Ja, ich habe es gethan!“ entgegnete er deshalb kurz.

„Und welchen Vorwand gabst Du dem Gefangenwärter an für Dein Verlangen?“ fragte der Pascha weiter.

„Ich sagte ihm, ich wolle hinabgehen in den Ker-

ker, um mit den Gefangenen zu beten, und dies war auch wirklich meine Absicht."

„Lüge nicht, denn ich bin bereits von allem unterrichtet, und wenn Du glaubst durch Leugnen Deine Mitschuld zu verbergen, so wisse: daß ich Dich und Deinen Ruf vernichten kann mit einem einzigen Hauche."

Diese Rede klang allerdings so gefahrvoll und drohend, daß ihm auch der letzte Rest von Muth entschwand, Aminda, die ihn in diese üble Lage versetzt hatte, auch nur im Geringsten zu schonen. „Es war allerdings meine Absicht;" wiederholte er deshalb noch bestimmter. „Doch als ich eben im Begriffe war mich in den Kerker zu begeben, ließ mich Aminda zu sich rufen und bat mich ihr den Kerkerschlüssel zu verschaffen, da sie mit dem jungen Gefangenen, mit welchem sie eingebracht worden, sprechen müsse."

„Sagte sie Dir auch, aus welchem Grunde sie dies Verlangen hege?"

„Das that sie allerdings. Sie vertraute mir, daß sich ihr kostbarer Schmuck und ihre reichen Gewänder, welche sich in ihren Koffern befanden, in dem väterlichen Hause des Gefangenen zurückgeblieben wären und daß sie befürchte, aller dieser schönen Sachen beraubt zu werden, sobald der Vater des jungen Mannes erführe, daß man seinen Sohn hingerichtet habe. Deshalb wolle sie den Gefangenen sprechen, ihm Hoffnung machen auf seine baldige Befreiung, und ihn zu bewegen suchen, daß er ihr ein Schreiben gebe an seinen Vater, mit der Weisung: ihr Eigenthum dem Ueberbringer ungesäumt auszuliefern."

„O, wie schlau! Und Du ließest Dich täuschen?“

„Ein Nebel hatte sich um mein Hirn gelagert; ja, ich ließ mich täuschen.“

„Wo blieb Deine gerühmte Sehergabe? He?

„Es hatte Allah gefallen, mich in jenem Augenblicke mit Blindheit zu schlagen und wer vermag etwas gegen Allah's Willen? Auch scheint es mir, daß Aminda, weil sie so lange Zeit den giftigen Odem der Giauern (Christen) einathmen mußte, auch ihre Falschheit, Hinterlist und Lüge mit eingesogen hat. Ein böser Geist verführte mich ihr zu glauben und so gab ich ihr den Kerkerschlüssel.“

„Warum aber begleitetest Du sie nicht hinab in die unterirdischen Räume, und warst Zeuge ihres Gesprächs mit dem ~~verdammten~~ Verführer?“

„Ich konnte mich nicht entsinnen, daß sie mich jemals durch eine Unwahrheit hintergangen hätte, und deshalb glaubte ich ihr auch kein Mißtrauen zeigen zu dürfen.“

„Glaubst Du, daß sie den Buben liebt; daß sie ihm ganz allein, ohne fremden Beistand, zur Flucht verholfen hat?“

Er zögerte einige Augenblicke, dann aber entgegnete er sehr zuversichtlich: „Ich glaube es jetzt, obgleich ich es noch gestern nicht für möglich gehalten hätte!“

„Und meinst Du, daß der Gefangenwärter unschuldig ist; denn ich bin gestern den ganzen Abend bei ihm gewesen, habe nicht die geringste Unruhe an ihm wahrgenommen, auch nicht bemerkt, daß Aminda, oder eine ihrer Dienerinnen mit ihm verkehrt hätte. Auch

ist er ein zuverlässiger, treuer Mann, der niemals in einen Verrath gegen seinen Herrn und Gebieter willigen würde."

„Aber es ist doch kaum möglich, daß sie es ganz allein ausgeführt haben sollte?"

„Warum nicht? Es bedurfte ja zu seiner Flucht weiter nichts, als einer guten Feile, die sie ihm leicht durch die Oeffnung in der Thür zustecken konnte. Das Uebrige mußte er selbst vollbringen. Er hat es auch gethan. Er hat nicht allein seine Ketten, sondern auch die eisernen Stäbe an dem Gitterfenster durchgefeilt, ist dort hinaus gekrochen, und war das nur einmal geschehen, so konnte es ihm nicht schwer fallen in jenem abgelegenen Hofwinkel über die Mauer zu klettern und in's Freie zu entkommen."

„Aber die Wachen an der Mauer? Sie hätten ihn niederschießen müssen, wie einen Hund."

„Das wäre ihre Pflicht gewesen; doch die Dunkelheit der Nacht hat sie wahrscheinlich verhindert ihn zu bemerken."

Suleiman wußte jetzt nichts mehr zu fragen, und nachdem er einige Male in finsteres Sinnen verloren auf und nieder gegangen war, herrschte er dem Derwisch zu: „Geh! Betritt meine Zimmer nicht eher wieder, als bis ich Dich rufen lasse; entferne Dich aber nicht aus den Mauern meines Palastes! Geh!"

Malek folgte schweigend diesem Befehle und glaubte bereits die Zornwolken seines Gebieters, die sich über seinem Haupte zu entladen gedroht hatten, glücklich zertheilt zu haben.

Wieder ging der Pascha eine geraume Zeit, in tiefes Sinnen verloren, auf und nieder, dann rief er seinen Leibdiener und befahl ihm, Aminda durch den ersten Haremsbeamten vorführen zu lassen.

Die Favoritin, die den Sturm noch nicht ahnete, welcher über sie hereinbrechen sollte, da sie in der Einsamkeit der über sie verfügten Haft noch nicht erfahren hatte, daß Felix während der Nacht glücklich aus seinem Kerker entkommen sei, trat mit ihrer gewohnten Unbefangenheit herein und nur einige finstere Falten auf ihrer Stirn und ein stolzer Blick, den sie ihm zuwarf, sollten ihrem Gebieter andeuten, daß sie sich noch immer durch seinen Zorn verletzt fühle.

Er würdigte sie jedoch keines Blickes und nachdem er dem Haremsbeamten befohlen hatte sich zu entfernen und im Vorzimmer zu harren, zog er die schweren Sammetvorhänge vor der Thür zusammen, damit kein Wort ihrer Unterredung nach Außen dringen sollte; warf sich dann in die Kissen des Divans, und schien, ohne sie weiter zu beachten, darüber nachzusinnen, wie er sein Verhör beginnen solle?

Sie hatte Anfangs die Erwartung gehegt, daß er sie nur habe rufen lassen, um eine Versöhnung herbeizuführen, in welchem Falle sie schon entschlossen war, ihm durch Trotz und Schmollen das Versprechen abzunöthigen, sie unbeschränkt in seinem Harem walten zu lassen. Doch jetzt sank ihre Hoffnung bedeutend; denn sie verstand zu gut in seinen Mienen zu lesen, um nicht sogleich zu erkennen, daß er noch keineswegs versöhnliche Gedanken hege; sondern daß sich sein Zorn gegen

sie nur noch gesteigert habe. Sie vermochte sich deshalb auch einer immer steigenden Bangigkeit nicht zu erwehren; denn sie fühlte, daß sie ganz in seiner Gewalt sei und daß sie das Schlimmste zu fürchten habe, wenn er die näheren Umstände ihrer freiwilligen Flucht und die wahren Beweggründe ihres langen Aufenthaltes in Balaklawa und in dem Hause des Obristen Alberti auch nur ahnete. Sie glaubte deshalb auch ein anderes Verfahren einschlagen und seinen Zorn durch Aufbietung ihrer ganzen Liebenswürdigkeit entwaffnen zu müssen, was ihr ja schon oft mit dem besten Erfolge gelungen war. Die finstern Falten auf ihrer Stirn verschwanden nach und nach, und an die Stelle des Trotzes und des Stolzes trat der Ausdruck der Sanftmuth und der in Demuth erduldeten Kränkung.

Langsam kreuzte sie die Arme über die Brust, und einige Schritte näher zu ihm hintretend, sprach sie mit weicher, bebender Stimme: „Zürnst Du mir noch immer, mein Gebieter, und willst Du mir die Ursache Deines Zornes nicht vertrauen, damit ich mich rechtfertigen kann?“

Doch zu ihrem geheimen Schrecken schien auch diese sanfte Bitte seine Wuth nur noch mehr zu reizen. „Rechtfertigen?“ rief er, wild auffahrend und ihr einen vernichtenden Blick zuwerfend. „Wie darfst Du es wagen, Elende, von Rechtfertigung auch nur sprechen zu wollen? Ungetreues, hinterlistiges, betrügerisches Weib! Nieder, auf die Kniee, und bekenne offen Deine Schuld!“

Aminda zuckte zusammen; denn sie erkannte jetzt, daß irgend eine neue, schwere Anklage gegen sie vorgebracht worden sein mußte, und daß sie sich in einer

höchst gefahrvollen Lage befand, in welcher sie ihrer ganzen Fassung mehr als jemals bedurfte. Sie erkannte aber auch, daß sie durch Sanftheit und Demuth den Verdacht der Schuld nur noch mehr auf sich ziehen würde, und deshalb nahm sie auch augenblicklich wieder ihre stolze Miene an und entgegnete in weit entschiedenerem Tone: „Dein Befehl kann mich zwingen vor Dir zu knieen; doch weiß ich von keiner Schuld, die mich so schwer bedrückte, daß ich meine Kniee beugen müßte.“

„Unverschämte!“ tobte Suleiman. „Hüte Dich, meinen Zorn noch mehr zu reizen, er könnte Dich auf der Stelle zerschmettern. Nieder! Nieder! Zu meinen Füßen nieder, sag' ich, und bekenne.“

Wieder zogen sich die finstern Falten auf ihrer Stirn zusammen, und ihre stolze Haltung beibehaltend, sank sie langsam auf ihre Kniee nieder. Dann sprach sie, ihre funkelnden Blicke fest auf ihn richtend: „Ich kniee, weil Du es befohlen hast. Was soll ich nun bekennen?“

„Du fragst noch?“ herrschte ihr der Pascha immer heftiger zu. „Dein todeswürdiges Verbrechen sollst Du eingestehen. Du hast in vergangener Nacht den gefangenen, jungen Russen aus seinem Kerker entfliehen lassen, oder hast ihm doch wenigstens die Mittel dazu geliefert, sich selbst zu befreien.“

Alles Herzblut stockte auf Augenblicke in Aminda's Brust. Noch einmal tauchte plötzlich die flammende Leidenschaft, die sie für Felix hegte, in ihrem Innern auf; den Haß den sie ihm geschworen, die gefahrvolle Situation in der sie sich befand, ihren strengen Richter

und Alles um sich her vergessend, jauchzte sie laut auf und rief unwillkürlich: „Er ist frei! Felix frei! Allah sei gedankt!"

Doch kaum waren ihr diese Worte entflohen, so erbebte sie, ihre Unbesonnenheit bereuend und schaute verlegen zu Boden.

Die wilde Zorneswuth des Pascha verwandelte sich aber auch jetzt wieder, wie vorhin, in seiner Unterredung mit Marsa, in jene kalte, schreckliche Ruhe, welche, wie sie wußte, gefährlicher war, als sein Toben.

„Du dankst Allah, daß jener Bube befreit ist;" sprach er und ein grimmiges Lächeln zuckte um seine Lippen. „Was bedarf es also noch weiter eines Bekenntnisses? Du wünschtest seine Befreiung, Du botest ihm die Hand dazu und — sie ist gelungen, Dank dem bösen Feinde, der Dich dabei leitete."

Aminda aber, die indessen ihre Fassung wieder gewonnen hatte, versetzte jetzt besonnener: „Du deutest meine Worte falsch, gestrenger Pascha. Wenn ich auch unwillkürlich Freude darüber äußerte, daß der Elende, der mir Kummer genug bereitete, entflohen sei, so geschah es nicht um seinetwillen, sondern aus einem ganz andern Grunde, den ich Dir nicht verhehlen will. Hättest Du ihn tödten lassen, so war mein reicher Schmuck, meine prachtvolle Garderobe, die ich in seines Vaters Hause zurückgelassen, wahrscheinlich für immer für mich verloren. Jetzt aber, wenn er glücklich und unversehrt heimkehrt, darf ich hoffen, daß er mir mein Eigenthum ausliefern wird, wenn ich es abfordern lasse. Deshalb nur entflohen mir in der ersten Ueberraschung jene freu-

digen Worte, denn seine Befreiung war mir gänzlich unbekannt und ich habe nie daran gedacht ihm die Mittel dazu zu bieten."

„Falsche! Hoffe nicht, mich durch dieselbe Lüge zu hintergehen, durch welche es Dir gelang, die blöden Augen des alten Derwisch zu verblenden. Ich sehe scharf, bis in Dein falsches Herz hinein und weiß Alles;" sagte der Pascha.

Sie aber warf einen forschenden Blick auf ihn, als ob sie aus seinen Zügen herauslesen wolle, ob er noch mehr wisse. Dann fragte sie: „Was hat der Derwisch gegen mich ausgesagt?"

„Daß Du unter demselben lügenhaften Vorwande, mit dem Du eben Deinen freudigen Ausruf beschönigen wolltest, ihn überredet hast, Dir den Kerkerschlüssel zu verschaffen, wozu sich auch der schwache Narr bewegen ließ."

„Was hat er ferner gegen mich vorgebracht?"

„Daß Du wirklich den Schlüssel, den er von dem Gefangenwärter entlehnt hatte, benutztest, in den Kerker hinabstiegst und eine lange Unterredung mit dem Gefangenen hattest."

„Ich will es nicht leugnen. Aber eben jener Vorwand, den Du einen lügenhaften nennst, war es einzig und allein, der mich dazu bewog den Gefangenen zu sprechen."

„Versuche es nicht mich zu täuschen; denn mein Vertrauen, welches ich früher in Deine Worte setzte, ist zerronnen, wie der Schaum des Meeres nach dem Sturme. Deine Unterredung ist belauscht worden, Du

hast ihm seine Befreiung geboten, Du hast von Liebe mit ihm gesprochen —"

Aminda fühlte die ganze Schwere dieser Anklage, und ihre Angst stieg mit jeder Minute. Doch nochmals sammelte sie ihre ganze Kraft und rief in dem Tone der höchsten Entrüstung: „Ich hätte nimmer geglaubt, daß der alte, fromme Mann sich bis zum schaamlosen Verläumder entwürdigen könne." —

Doch der Pascha fiel ihr in's Wort: „Lästere den frommen Mann nicht. War er auch schwach genug sich von Dir hintergehen zu lassen, so hat er doch seinen Fehler aufrichtig bereut und mir ein wahrheitsgetreues Geständniß abgelegt. Folge seinem Beispiele und vielleicht könnte ich mich bewogen fühlen, Deine Strafe zu mildern."

„Und wer sollte mich belauscht haben außer ihm? Stelle mir den Lauscher gegenüber, ich will es ihm in's Gesicht sagen, daß er mich verleumdete."

„Ich habe nicht Lust Dir die Person zu nennen, die gegen Dich gezeugt hat, doch schenke ich ihr mein volles Vertrauen. Weiche mir nicht aus und antworte mir kurz und einfach: Willst Du mir Alles reuig bekennen?"

„Ich habe nichts mehr zu bekennen; ich sagte Alles."

„Du lügst, denn Dein Hauptverbrechen willst Du mir verhehlen. Hast Du vergessen, daß ich die Macht besitze Dich zu einem Geständnisse zu zwingen?"

„Ein erzwungenes Geständniß ist kein Geständniß, ist ein Frevel am heiligen Rechte."

„Hast Du vergessen, daß ich Dich schon wegen

der Vergehungen die Du eingestanden, furchtbar strafen kann?"

„O, nein! Ich weiß, daß Du mich aus Deiner Nähe verbannen, zu den niedrigsten Sclavendiensten verurtheilen kannst; daß Du die Macht hast, mich in den Kerker werfen, mich mißhandeln, ja, tödten zu lassen."

„Wenn Du dies weißt, so zittre! Ich werde meine Macht gebrauchen; denn auch ich weiß, daß Du den Buben liebst, den Du entfliehen ließest."

„Ich sollte ihn lieben?" rief sie mit erzwungenem Lachen. „O, wüßtest Du, wie sehr ich ihn hasse."

Da loderte jedoch Suleiman's Zorn auf's Neue wieder furchtbar auf. Er sprang auf von seinen Polstern, packte sie wüthend bei der Brust, und sie aus ihrer knieenden Stellung emporreißend, rief er ihr zornschäumend zu: „Nimm Dich in Acht, daß ich Dich nicht zermalme, elende Schlange. Gestehe es ein, daß Du ihn liebst —"

Doch er sprach nicht weiter. Der krampfhafte Griff seiner Hand hatte ihr das seidene Obergewand, welches ihre Brust umschloß, zerrissen und es war ein kleines, einfaches Medaillon herabgefallen, welches sie auf ihrem Busen verborgen hatte. Es enthielt Felix Miniaturbildniß in russischer Cadetten-Uniform. Sein Name war in die Goldumfassung eingravirt. Es hatte in dem Hause des Obristen in dem Giebelzimmer gehangen, welches früher seine Tochter, dann Aminda bewohnte und die Letztere hatte es sich angeeignet, und es stets auf ihrem Herzen getragen. So war sie auch im Besitze desselben geblieben, als sie mit Felix über-

fallen und nach Eupatoria fortgeschleppt wurde, seit ihrer Rückkehr in den Palast ihres Gebieters, hatte sie sich aber noch nicht überwinden können, sich desselben zu entledigen.

Als es jetzt zum Vorschein kam, erschrak sie heftig und ihr Antlitz überzog Todtenblässe. Ehe sie aber noch im Stande war, es zu ergreifen und wieder an sich zu nehmen, hatte es Suleiman bereits erfaßt und auch sein Antlitz wurde bleich, wie der Tod, als er das Portrait erblickte. Zähneknirschend las er den Namen: „Felix Alberti;" dann warf er einen gräßlichen Blick auf die Bestürzte und sprach langsam, in dumpfem Tone: „Jetzt bedarf es Deines Geständnisses nicht mehr, elende Verrätherin. Dies Bild spricht lauter, als Deine Zunge jemals sprechen könnte; aber es spricht auch zugleich Dein Urtheil!"

Jetzt fühlte Aminda, daß sie verloren sei, doch noch einmal wollte sie es wagen, ihn durch Bitten zu rühren und sie streckte ihre Arme flehend gegen ihn empor und beschwor ihn, sie zu hören. Doch er ließ sie nicht zu Worte kommen, und donnerte ihr entgegen: „Schweig' Elende!" Dann ging er nach der Thür und rief den Haremsbeamten, dem er befahl, sie in das Frauengefängniß seines Palastes zu führen und mit seinem Kopfe für sie zu haften.

Auch der letzte Rest ruhiger, kalter Ueberlegung, den sie bis jetzt noch zu bewahren gewußt hatte, entschwand ihr plötzlich, und der Gedanke: daß sie nun doch unrettbar verloren sei, regte noch einmal die wilden Flammen des Hasses auf, den sie schon längst gegen

ihren Gebieter genährt hatte. Sie verschmähete es jetzt, ihn um Gnade anzuflehen, die, wenn er sie auch gewährte, doch nur eine Milderung ihrer Strafe herbeigeführt, welche ihr jedoch nur eine um so längere Marter aufgebürdet hätte. Durch reuige Bitten würde er sich vielleicht haben erweichen lassen, sie nur zu verstoßen und zu den gemeinsten Sclavendiensten zu verdammen, wo sie unter Schmach, harter Arbeit und täglichen Mißhandlungen ihr Leben würde elend haben hinschleppen müssen; doch sie konnte dies als keine Gnade betrachten und zog deshalb auch einen raschen Tod vor. Es war ihr also auch gleichgültig, ob sie seinen Zorn noch mehr erhöhete; ja, sie wünschte vielleicht sogar ihn auf das Aeusserste zu reizen, daß er sich vergessen und ihr auf der Stelle den Tod geben sollte, ehe er noch auf lange Martern denken konnte. Ehe sie daher dem Haremsbeamten folgte, trat sie näher zu dem Pascha hin und sprach in gedämpftem Tone zu ihm: „Du hast ein Geständniß von mir gefordert, jetzt will ich Dir Alles beichten, höre! Ich bin Dir, nach unserer Landung in der Krim, absichtlich entflohen, weil ich einen jungen, edeln Franken liebte, den ich schon in Varna heimlich kennen gelernt. Später aber wendete ich mein Herz dem jungen Russen zu, mit dem mich ein Zufall zusammen führte, eben als ihn sein Vater tödtlich verwundet vom Schlachtfelde heimtrug. Ich habe sie Beide geliebt und es gewährte mir eine wahre Wonne Dich zu hintergehen, Dich, den ich eben so sehr verachtete, als haßte. Das ist mein Geständniß und jetzt laß mein Urtheil schnell vollziehen. Ich zittre nicht vor dem Tode,

ich ersehne ihn; denn an Deiner Seite leben, Dir eine Liebe heucheln zu müssen, die ich nicht empfand, wäre doch nur ein langsames, elendes Hinsterben gewesen."

Doch sie hatte sich getäuscht. Ihr beleidigendes Geständniß war nicht mehr vermögend, seine finstere eiserne Ruhe zu erschüttern. Was sie ihm unbesonnen, in ihrer höchsten Wuth vertraute, überraschte ihn nicht mehr; denn er hatte es bereits geahnet. Deshalb entgegnete er ihr auch kalt: „Hoffe nicht mehr mich mit Deinem Stachel zu verwunden, auch mein Herz ist jetzt durch den Haß gepanzert und kein Tropfen Deines Giftes kann es mehr verletzen. Deine Sehnsucht soll gestillt werden; Du sollst einen Tod erleiden, wie Du ihn verdient. Jetzt, fort mit Dir!"

Sie entgegnete nichts mehr. Noch einen funkelnden Blick des tiefsten Hasses warf sie ihm zu, dann folgte sie mit festen Schritten dem Haremsbeamten und ließ sich, ohne zu widerstreben von ihm in das Frauengefängniß führen.

Der Pascha aber sank, sobald er sich allein sah, mit verhülltem Antlitz auf die Polster seines Divans nieder. Jetzt erst fühlte er die tiefe Verletzung, die ihm ihre Worte zugefügt hatten, und der Gedanke, sich von einem Weibe, welches er leidenschaftlich geliebt hatte, so schmachvoll betrogen zu sehen, erzeugte eine Empörung in seiner Brust, die ihm beinahe Sprache und Athem raubte.

Erst nach geraumer Zeit erhob er sich wieder, ging mit raschen Schritten auf und ab und ließ dann den

Aga (Offizier) rufen, welcher die Wache seines Palastes commandirte.

„Hat man noch keine Spur von dem flüchtigen Gefangenen entdeckt?“ redete er ihn finster an.

„Keine, gestrenger Pascha!“ erhielt er zur Antwort. „Es sind Patrouillen ausgesendet worden, ohne Säumen, nach allen Richtungen; doch sie kehrten fast sämmtlich wieder, ohne Erfolg. Nur Einige erwarte ich noch; vielleicht hatten sie eine glücklichere Jagd und es gelang ihnen sich des Giaurs zu bemächtigen.“

„Wir wollen es hoffen;“ entgegnete der Pascha, und fuhr nach einer Pause fort: „Laß den Gefangenwärter frei und sende ihn zu mir. Seine Unschuld an der Flucht des Gefangenen hat sich herausgestellt. Ich will ihn sogleich sprechen.“

Schon wollte sich der Aga entfernen, als er ihn noch einmal zurückrief, und zu ihm sprach: „Heute Abend, sobald es dunkel geworden und der Iman zum Gebete ruft, wirst Du den Gefangenwärter und den schwarzen Sclaven Hassan durch die kleine Mauerpforte aus dem Palaste hinaus in's Freie lassen. Du läßt sie ungehindert passiren, mit Allem was sie bei sich führen und schärfst auch den Wachen, die außen vor der Mauer stehen, ein, daß sie die beiden Männer nicht anrufen, sondern sie, ohne sie aufzuhalten, ziehen lassen. Hast Du mich verstanden?“

„Vollkommen, mein gestrenger Gebieter;“ versetzte der Aga; „und ich werde Deinen Willen treu vollziehen.“ Hierauf entfernte er sich.

Wenige Minuten später führte der Leibdiener den

Gefangenwärter ein, der sich seinem Herrn zu Füßen warf und seinen Dank stammelte für seine Befreiung. Der Mann war ein geborner Tartar, von hoher, athletischer Gestalt, und nannte sich Orgusk. Er hatte schon gefürchtet, daß sein Haupt bereits dem Tode verfallen sei, denn er wußte, daß der Pascha gerade einen besondern Werth auf den entflohenen Gefangenen legte, und kannte seine Strenge und seine kurze Art und Weise Justiz zu üben; desto mehr war er freudig überrascht worden durch die Botschaft des Aga, daß er frei sei.

Suleiman starrte ihn eine Zeit lang mit scharfen Blicken an und sprach dann zu ihm: „Wenn ich mich überzeugt zu haben glaube, daß Du unschuldig bist an der Flucht des Gefangenen, so hast Du es nur Deiner Tochter zu danken, welche meinem Verdachte eine andere Richtung gab, die sich bestätigte. Aber trotzdem hättest Du doch noch eine schwere Strafe verdient, weil Du dem Derwische den Kerkerschlüssel anvertrautest, ohne nachzuforschen, ob er ihn auch aus seinen Händen geben, oder nur den angegebenen Gebrauch davon machen würde. Ich will Dir jedoch jede Ahndung dieses Vergehens erlassen, ja, Du hast noch eine besondere Belohnung zu gewärtigen, wenn Du Dich des Auftrags rasch und treu entledigst, den ich Dir jetzt geben werde."

Der Gefangenwärter betheuerte seinen Eifer, ihm jeden Dienst, den er von ihm begehren werde, treu und redlich leisten zu wollen und der Pascha fuhr fort: „Ist der Saszik-See ganz zugefroren?"

„Nur am Rande;" erhielt er zur Antwort; „in

der Mitte aber, wo er am tiefsten ist, ist er noch vom Eise frei."

„Und kann man vermittelst eines Bootes bis in die Mitte gelangen?"

„Sehr leicht; denn die Fischer haben Rinnen in das Ufereis gehauen, um für ihre Boote freie Fahrt zu halten."

„Gut! Du wirst heute Abend, sobald es dunkel geworden, ein Weib in den See stürzen."

Orgusk erblaßte und ein leises Zittern machte sich an ihm bemerkbar, während er mit bebender Stimme rief: „Ein Weib, Herr?"

Der Pascha sah ihn finster an und entgegnete dann streng: „Ja, ein Weib, ich sagte es; was hast Du noch zu fragen? Sie ist durch ihr eignes Geständniß schwerer Schuld überwiesen und bereits gerichtet; doch soll ihr Urtheil in aller Stille vollzogen werden und Wehe Dir! wenn Du das Dir auferlegte Schweigen brichst. Du wirst sie, ganz nach der alten Weise — im Sacke ertränken."

„Sie soll gesäckt werden?" rief der Gefangenwärter entsetzt. „Aber Herr —"

„Wage keine Widerrede!" unterbrach ihn zornig der Pascha. „Du hast nichts zu thun als meinen Befehl pünktlich zu erfüllen, sonst kehrst Du zurück in Deinen Kerker, um dort schwere Strafe zu gewärtigen.

Der arme Orgusk war nicht allein Kerkermeister, sondern auch Stockmeister, ja, er hatte schon Henkersdienste versehen müssen, deshalb durfte ihn der Auftrag seines Herrn allerdings nicht verletzen, obgleich, bei aller Rohheit, die ihm eigen war, sich sein Gefühl doch

dagegen sträubte, ein Weib auf eine Weise umzubringen, welche die fortgeschrittene Civilisation im Orient abgeschafft, ja sogar verpönt hatte. Allein er sah wohl ein, daß er keine ernstliche Weigerung laut werden lassen durfte, wenn er den Zorn des Pascha gegen sich nicht auf's Neue reizen wollte.

Deshalb sprach er auch endlich: „Dein Wille, Herr, ist mir Befehl. Ich werde Dein Gebot treulich erfüllen; aber ich bedarf eines Gehülfen dabei. Soll ich meinen Knecht dazu nehmen?"

„Nein!" versetzte der Pascha rasch. „Dein Knecht scheint mir nicht zuverlässig genug und Du mußt deshalb auch das strengste Stillschweigen gegen ihn beobachten. Aber der schwarze Hassan soll Dir beistehen; Du kannst ihn deshalb auch von dem Auftrage, den ich Dir gegeben, sogleich in Kenntniß setzen. Jetzt geh', und sobald die Dämmerung einbricht, finde Dich mit einer Bahre und mit Allem, was sonst nöthig ist, vor dem Frauengefängnisse mit Hassan ein, wo ich Euch die Schuldige selbst übergeben werde. Erfüllt Ihr meinen Willen treu und schnell, so habt Ihr eine Belohnung zu gewärtigen; zeigt Ihr Euch aber lässig, oder unvorsichtig und bewahrt Ihr das Geheimniß nicht streng, dann fürchtet meinen Zorn und schwere Strafe." Hierauf befahl er ihm durch einen gebieterischen Wink zu gehen und Orgusk entfernte sich demüthig und schweigend.

XIII.

Als die schöne Selinda wieder zurückgekehrt war

in ihre Gemächer, warf sie sich auf ihren, mit kostbaren, seidenen Stoffen überzogenen Divan, weniger um sich auszuruhen von ihrem Spaziergange im Parke, als um ihre innere Bewegung niederzukämpfen. Sie fühlte eine Aufregung in ihrem Herzen, wie sie dieselbe noch nie empfunden hatte. Alle ihre Pulse klopften laut und ihre dunkeln Augen leuchteten von einem strahlenden Feuer, welches das erste Aufflammen der Liebe in ihrem Busen verrieth. Doch noch war sie nicht zum Bewußtsein dieses himmlischen Gefühls gelangt. Wie in einem wirren Traume befangen, sah' sie auch jetzt, in ihrer Einsamkeit, sein Bild vor sich auftauchen, wohin sie nur blickte. Sie verhüllte ihre Augen mit beiden Händen, und doch leuchtete ihr sein Bild aus der Finsterniß entgegen.

„Was ist das?" rief sie, und fuhr unruhig, beinahe erschreckt, vom Divan empor. „Ueberall schaut mir sein Antlitz entgegen und ich vermag es nicht mehr meine Gedanken von ihm abzuwenden, so viel ich mich auch bemühe an Anderes zu denken. Warum kann ich den jungen Mann nicht vergessen? Hier hat mir mein gütiger Vater die schönsten Kleiderstoffe gesendet, die mich sonst in Entzücken versetzt haben würden; jetzt lassen sie mich kalt. Mein Vater wird heute ein Fest geben, um seine Ankunft in der Krim zu feiern; ich habe mich seit mehreren Tagen darauf gefreut; doch jetzt fürchte ich, es wird mich langweilen und ich möchte viel lieber ganz allein in meinen Gemächern bleiben, um nur ungestört an ihn denken zu können. Was ist das? Warum schwebt er mir immer und immer wieder

vor? Was habe ich denn so Großes an ihm gethan, was ich nicht auch an jedem Andern thun würde? Ich habe schönere Männer gesehen, vielleicht auch weisere, edlere und tapfrere und bin bei ihrem Anblicke nicht in so unruhige Bewegung gerathen. Was ist es denn so Besonderes, was meine Gedanken an ihn fesselt? Ach, seine Augen! Ihr Blick, so sanft und doch so feurig, ist tief in meine Seele gedrungen. Und der Edelmuth, die Herzensgüte, die aus seinen Zügen sprechen, und der Ton seiner Stimme — ein süßer Schauer durchbebt mich, so oft dieser Ton in meinem Busen wiederhallt." So sprach sie noch lange mit sich selbst und obgleich sie endlich das Gefühl wohl ahnete, welches sich ihrer bemächtigt hatte, so wagte sie es doch noch nicht sich es eingestehen und es laut zu bekennen, daß es Liebe sei.

Ihre Unruhe aber steigerte sich mit jeder Minute, welche Mirza, ihre Zofe, ausblieb, und ihre Ungeduld ließ sie zum ersten Male ungerecht gegen dieselbe werden; denn sie beschuldigte sie schon im Stillen der Nachlässigkeit, daß sie noch nicht zurückgekehrt war, um ihr Nachricht zu bringen.

Als sie nun aber endlich, beinahe athemlos erschien, rief sie ihr mit einer so finstern, zornigen Miene, wie sie ihr noch nie gezeigt hatte, entgegen: „Kommst Du endlich? Welche Ewigkeit bist Du ausgeblieben! Ich glaubte schon, daß Du gar nicht zurückkehren würdest."

Mirza, welche eine Belohnung ihres Eifers erwartet hatte, war ganz bestürzt über diesen strengen Ton, den sie noch nie von ihr gehört und stammelte, während Thränen ihre Augen füllten: „Aber, meine

gnädige Gebieterin, ich konnte ja doch nicht eher zurückkehren; denn der Gärtner war nicht gleich aufzufinden und ich mußte mich doch überzeugen, ob er den Flüchtling auch wirklich noch im Gehege getroffen und in Sicherheit gebracht habe?"

Als jedoch Selinda die hervorquellenden Thränen des Mädchens bemerkte, hatte sie auch ihre Strenge schon wieder bereut und sprach jetzt in ihrem sanftesten Tone zu ihr: „Ei, ich bin Dir ja nicht böse, meine liebe Mirza. Ich langweilte mich nur gar zu sehr ohne Dich und deshalb wurde ich ungeduldig. Doch laß uns schweigen davon und erzähle mir nur jetzt recht schnell, wie Du meinen Auftrag ausgeführt hast und ob sich unser Schützling nun auch wirklich in Sicherheit befindet?"

Mirza ahnete jetzt die Ursache der Ungeduld ihrer Herrin, und schnell dadurch beruhigt, rief sie: „Ei freilich, er ist jetzt so sicher, wie im Paradiese." Hierauf gab sie ihr rasch und mit der größten Zungengeläufigkeit einen ausführlichen Bericht darüber, wie der Gärtner sogleich, ohne Widerstreben eingewilligt ihrem Wunsche Folge zu leisten, wie er den Flüchtling, ohne von Jemand bemerkt zu werden, aus dem Parke abgeholt, in sein Haus geführt und in einem kleinen Zimmer, welches abgelegen, aber mit allen Bequemlichkeiten versehen sei, untergebracht und heilig geschworen habe, über seine Sicherheit zu wachen, als ob er sein eigner Sohn sei."

Aber Selinda schien doch noch nicht zufrieden gestellt. Sie wollte genau wissen, wie die Einrichtung des Zimmers beschaffen sei und ob auch nichts darin

fehle, was zur Bequemlichkeit und Pflege des kaum erst von einer schweren Wunde genesenen, jungen Mannes dienlich sein könne. Die Zofe wußte jedoch keine ausführliche Auskunft darüber zu geben und wurde deshalb beordert, im Laufe des Tages Erkundigungen einzuziehen und dann das etwa Fehlende, auch Bücher, die sie aus ihrer eignen Bibliothek aussuchen wollte, heimlich in das Gärtnerhaus zu schaffen.

Mirza versprach es auch; um aber über den Gemüthszustand ihrer Herrin ganz in's Klare zu kommen und sich zugleich ein wenig zu rächen, für die harten Worte, die sie bei ihrer Rückkehr hatte hören müssen; bemerkte sie etwas boshaft lächelnd: „Am meisten wird ihm freilich die weibliche Pflege mangeln, an die er gewöhnt zu sein scheint. Da es aber doch nun einmal nicht möglich ist, ihm seine frühere Pflegerin in seiner Krankheit, die schöne Aminda, wieder beizugesellen, so könnte man ja die kleine Marsa vielleicht bewegen, daß sie einige Zeit lang in ihres Oheims Hause bliebe; denn der hat kein Frauenzimmer in seiner ganzen Haushaltung, da er aus der Küche des Palastes gespeist wird —"

Doch Selinda unterbrach sie schnell und fast ungestüm, indem sie ausrief: „Ei, was Du doch da schwatzest, Mirza! Die kleine Marsa hat ihre eigne Wirthschaft zu führen, und ist verpflichtet bei ihrem Vater zu bleiben, der sie gewiß nicht würde entbehren wollen; ja, er könnte vielleicht dadurch häufiger in seines Bruders Haus gezogen werden, den Gefangenen zufällig zu Gesicht bekommen und sein Asyl entdecken. Nein, nein, sprich mir nicht mehr von Marsa und der

junge Mann wird sich wohl behelfen müssen ohne weibliche Pflege; denn ich wüßte Niemand, der dazu geschickt wäre und dem wir auch vertrauen dürften, als uns Beide selbst. Dich aber kann ich nicht entbehren und ich — mir würde es nicht ziemen, mich einem Fremden in solcher Weise zu nähern."

„Sie liebt ihn wirklich!" sprach die Zofe leise vor sich hin, während ihre Herrin sich erröthend von ihr abgewendet hatte.

Aber nicht allein durch die Erwähnung der armen, kleinen Marsa, sondern auch durch die Hindeutung auf Aminda, war Selinda in eine gewisse, eifersüchtige Unruhe versetzt worden, und sie wendete sich daher nach einer Pause wieder zu ihrer Zofe, mit den Worten: „Du sprachst da eben von Aminda? Es thut mir leid, daß ich sie gestern so kalt aufgenommen habe, denn die seltsamen Gerüchte, welche mir über sie zu Ohren gekommen, beruhen vielleicht nur auf boshafter Verleumdung. Suleiman Pascha würde sie nicht so freundlich wieder aufgenommen haben, wenn er einen entehrenden Verdacht gegen sie hegte, und ihm kommt es allein zu über ihr Benehmen zu richten. Gehe deshalb heute Nachmittag zu ihr und bringe ihr meine freundliche Bitte, mich wo möglich noch vor Abend zu besuchen. Aber hüte Dich wohl es ihr auch nur im Entferntesten zu verrathen, daß ich mich zur Beschützerin des Flüchtlings aufgeworfen und daß ich überhaupt etwas von ihm weiß."

Mirza versprach sich auch dieses Auftrags pünktlich entledigen zu wollen und ging ihren Geschäften

nach, welche jetzt hauptsächlich in der Herrichtung des Putzes ihrer Herrin für die Abendgesellschaft bestanden.

Selinda blieb wieder allein und obgleich sie sich noch immer einer gewissen Eifersucht gegen die schöne Favoritin nicht erwehren konnte, wünschte sie doch ungeduldig dieselbe bei sich zu sehen, um sie auszuforschen, ob sie Felix, in dessen Nähe sie so lange zugebracht hatte, liebe, und um nur mit ihr von ihm reden zu können. Allein sie ahnete noch nicht das schwere Urtheil, welches der Pascha über sie gesprochen; hätte sie es jedoch geahnet, so würde sie sicher ihre ganze Gewalt, die sie über ihren Vater besaß, aufgeboten haben, um die Unglückliche zu retten. Leider aber sollte sie von dem harten Schicksale, welches über ihrem Haupte schwebte, nichts erfahren; denn als Mirza am Nachmittage desselben Tages die Einladung ihrer Herrin an Aminda überbringen wollte, erklärte ihr der Haremsbeamte nur kurz und ohne weiteren Aufschluß, daß die Favoritin auf Befehl ihres Gebieters den Palast heute nicht verlassen dürfe. Selinda aber war wohl unterrichtet von den despotischen Launen der türkischen Ehemänner, so daß sie auch in diesem Befehle durchaus nichts Auffallendes fand und beschloß, ihre Einladung am nächsten Tage wiederholen zu lassen.

Im Laufe des Morgens erhielt sie auch einen Besuch von ihrem Vater, den er fast nie versäumte, wenn er sich in die Frauengemächer begab, und sie war, während der Unterredung mit ihm, eben im Begriffe, ihn zu bitten, ihr das Erscheinen bei der heutigen Abendgesellschaft zu erlassen, da sie sich mißgestimmt und un-

wohl fühle, als ihr Omer Pascha erklärte: er rechne darauf, daß sie sich recht liebenswürdig zeige. Der Oberbefehlshaber der französischen Armee, Canrobert, habe ihm den General Levaillant zugesendet, um ihn in der Krim zu begrüßen, und im Gefolge desselben befänden sich mehrere ausgezeichnete Offiziere, unter Andern der Artillerie-Major, Vicomte Hector de Beaumonte, den er gleich bei seinem ersten Gespräche recht lieb gewonnen. Er wünsche deshalb, da sie der französischen Sprache so mächtig sei, daß sie die Honneurs bei dem Feste in recht würdiger Weise und ganz in europäischer Art mache.

Jetzt wagte sie es nicht mehr ihre Bitte anzubringen, denn sie wußte, daß sie ihren Vater dadurch nur tiefbetrübt haben würde. Sie unterdrückte deshalb auch ihren Unmuth und versprach lächelnd ihrem Vater sich auf das Sorgfältigste zu dem Feste, welches erst spät Abends beginnen sollte, vorzubereiten und in Allem seinen Wünschen nachzukommen; so, daß er sich ganz zufrieden gestellt, wieder entfernte.

Während aber ziemlich geräuschvoll die festlichen Anstalten in dem alten, umfangreichen Schlosse, in welchem Omer Pascha sein Hauptquartier aufgeschlagen, getroffen wurden, herrschte in dem Palaste, welchen Suleiman Pascha bewohnte, eine drückende, unheimliche Stille. Wie ein Lauffeuer hatte sich unter allen seinen Untergebenen die Nachricht verbreitet, daß der strenge Gebieter sich im Zustande des heftigsten Zornes befinde, wegen der Allen unbegreiflichen Flucht des Gefangenen. Man wußte, daß der Kerkermeister bereits in das Ge-

fängniß geworfen worden war und mehrere aus dem zahlreichen Dienertrosse, die Umgang mit ihm gehabt hatten, zitterten, daß auch sie vielleicht ein Verdacht treffen könne, bei dem frevelhaften Unternehmen Beistand geleistet zu haben; Alle aber schwebten in der höchsten Angst, daß sich der Zorn des strengen Herrn, vielleicht aus andern Ursachen, auch auf sie lenken möge. Noch hatte nichts verlautet, daß auch die schöne Aminda dem Frauengefängnisse übergeben worden, denn dem obersten Haremsbeamten, welcher sie dort eingeschlossen hatte, war das strengste Stillschweigen anbefohlen worden. Hätte man es aber erfahren, so würde sich auch unter den Frauen ein panischer Schrecken verbreitet haben; denn man durfte wohl annehmen, wenn Suleiman selbst seine Favoritin, die geliebteste von seinen Frauen und Sclavinnen, nicht schonte, so war auch kein weibliches Wesen seines Haushaltes vor seinem Zorne sicher.

Marsa hatte sich sogleich nach ihrer Unterredung mit ihrem Gebieter in ihre bescheidene Wohnung zurück begeben, welche sich in dem zum Gefängnisse benutzten Seitengebäude befand. Hier sank sie im Wohnzimmer ganz erschöpft auf eine Bank nieder und begann bitterlich zu weinen. Es war die Stunde, wo sie ihrem Vater das Frühstück zu bereiten pflegte, und jetzt lag er durch ihre Schuld im Kerker und sie durfte sich ihm nicht nähern, durfte kein tröstendes Wort zu ihm sprechen, ihm keinen Beweis ihrer Liebe geben. Zwar hatte sie der Pascha nicht ungnädig entlassen, und ihr versprochen eine strenge Untersuchung über die Schuld oder Unschuld

ihres Vaters anzustellen; aber sie hatte viel gehört von seinem wankelmüthigen Charakter, und fürchtete, daß es der schönen Aminda doch gelingen möchte, allen Verdacht von sich abzuwälzen, so daß er doch am Ende auf ihrem Vater haften bleiben mußte. So marterte sie sich mit den schreckhaftesten Befürchtungen, bis sich plötzlich die Thür öffnete, und ihr Vater in's Zimmer trat, der eben von seinem Verhöre, welches der Pascha mit ihm angestellt hatte, zurückkehrte.

Mit einem gellenden Freudenschrei sprang sie auf ihn zu und warf sich in seine Arme.

Das rauhe Gemüth des Gefangenwärters erweichte sich, als er das Kind, das er nach seiner Weise recht innig liebte, an seine Brust drückte, und er theilte ihr sogleich mit, daß der Pascha ihn frei gelassen habe, und daß er ihm gesagt: er habe diese Begnadigung nur allein seiner Tochter zu danken, welche seinen Verdacht auf eine andere Spur gelenkt. Hierauf forderte er sie ernstlich auf, ihm ohne Rückhalt mitzutheilen, was sie von der Flucht des Gefangenen wisse und wen sie bei dem Pascha verdächtigt habe?

Marsa gerieth in sichtbare Verlegenheit; doch bald gewann sie ihre Fassung wieder und vertraute ihm, daß sie die Favoritin Aminda am vergangenen Abende belauscht habe, wie sie in den Kerker hinabstieg und eine Unterredung mit dem gefangenen, jungen Manne hielt, in welcher sie ihm versprach, ihn befreien zu wollen.

Orgusk trat ganz erschrocken von ihr zurück und murmelte dumpf vor sich hin: „Also ihr gilt sein Urtheil! Ach, die Unglückliche!“ Dann aber wendete er sich finster

zu seiner Tochter und sprach streng zu ihr: „Warum aber hast Du mir das nicht gestern Abend gleich berichtet, auf frischer That?“

„Ach verzeihe mir, Vater;“ bat sie, sich wieder in seine Arme werfend. „Ich fürchtete, Du würdest es dem Pascha sogleich hinterbringen, und er möchte Dir nicht glauben. Aminda würde Dich sicher der boshaften Verläumdung beschuldigt haben und wie leicht konnte es ihrer Rache gelingen Dich zu verderben. Als ich aber hörte, daß Du mit dem Knechte hinabgingst, um den Gefangenen in Ketten zu legen, da beruhigte ich mich ganz, denn ich glaubte, nun würde es ihr ganz unmöglich werden ihn zu befreien.“ Sie wagte ihm jedoch dabei nicht in die Augen zu blicken und wendete ihr Gesicht von ihm ab; denn sie fürchtete, er möchte es in ihren Zügen lesen, daß sie ihm die reine Wahrheit verhehle.

Er schenkte ihr jedoch Glauben, denn sie hatte sich immer offen gegen ihn gezeigt, und ohne weiter zu forschen, oder ihr noch mehr Vorwürfe zu machen, ging er wie in tiefes Sinnen verloren, auf und nieder.

Da näherte sie sich ihm auf's Neue, und sprach, seine Hand ergreifend, zärtlich zu ihm: „Aber Du freuest Dich gar nicht, guter Vater, daß Du wieder frei bist, und ich freue mich doch so sehr.“

„Schon gut! Schon gut!“ versetzte er, sie abwehrend. „Ich freue mich auch, aber es gehen mir noch finstere Gedanken im Kopfe herum. Geh' jetzt in die Küche und bereite mein Frühstück. Wenn es fertig ist, bring es herein; doch wir können heute nicht zu-

sammen essen, und Du mußt gleich wieder hinausgehen; denn der schwarze Hassan wird kommen und ich habe allein mit ihm zu sprechen.“

„Gut, Vater! Dann werde ich in der Küche bleiben;“ entgegnete sie und entfernte sich.

Der Gefangenwärter sank aber, sobald er sich allein befand, auf die Bank nieder und die Arme über der Brust kreuzend, sprach er leise und seufzend vor sich hin: „Also die schöne Favoritin ist die Schuldige? Jetzt wird mir Alles klar! Sie hat den Gefangenen befreit und der große Prophet mag wissen, wie es ihr gelingen konnte. Doch — sie liebte ihn und der Liebe soll ja Alles gelingen. Jetzt erkläre ich mir die Wuth des Pascha. Aber was kann ich thun? Seinen Befehl muß ich erfüllen, obgleich es mir schwer werden wird; denn ein so schönes Geschöpf zu tödten, ist kein Kinderspiel. Aber es gilt ihr Leben oder meinen Kopf und dabei ist keine Wahl.“

Aber auch Marsa war, während sie sich in der an das Wohnzimmer gränzenden Küche mit der Bereitung des Frühstücks beschäftigte, in Gedanken versunken. Sie konnte es nicht begreifen, daß ihr Vater keine Freude über seine Befreiung zeigte, während der Herzensjubel ihr die Brust zersprengen wollte. Auch war es ihr nicht entgangen, daß noch eine schwere Unruhe auf ihm lastete, und es beängstigte sie, daß er den schwarzen Hassan erwartete, um eine geheime Unterredung mit ihm zu haben. Sie hatte stets einen heftigen Widerwillen gegen den schwarzen Sclaven gehegt, denn sie hielt ihn für verrätherisch und bösartig, und fürchtete,

er möchte vielleicht gar ihren Vater zu einem gefährlichen Unternehmen verlocken wollen. „Ich muß wissen was sie zu verhandeln haben;“ sprach sie endlich leise vor sich hin; und als sie bald darauf Hassan, nach seiner gewöhnlichen Art, die Treppe heraufschleichen und in das Zimmer gehen hörte, trat sie rasch an ein kleines Fenster, welches sich in der Wand befand, die die Küche von der Wohnstube trennte. Eine der kleinen Scheiben war aber schon längst zerbrochen und heraus gefallen und im Zimmer war das Fensterchen mit einem Vorhange verhängt, so daß sie ohne gesehen zu werden, nur ihr Ohr an die Oeffnung zu legen brauchte, um Alles zu hören, was die Beiden mit einander sprachen.

Ihr Vater begann sogleich den Schwarzen von dem Befehle des Pascha's, ein Weib in den See zu stürzen, zu unterrichten und ihm anzuzeigen, daß er ihn zu seinem Gehülfen dabei bestimmt habe. Ehe er ihm aber noch den Namen der Verurtheilten nannte, rief Hassan hämisch grinsend: „Ha! Ich errathe Alles! Das wird ein Todesbad für die schöne Aminda. Sie hat sicher dem Gefangenen zur Flucht geholfen, ihm vielleicht gar wieder folgen wollen; denn daß sie verliebt in ihn war, darauf hätte ich Gift nehmen wollen.“

Sie beredeten nun noch mancherlei über die Vorbereitungen zu der grauenvollen Hinrichtung, und der lauschenden Marsa ging kein Wort ihres Gesprächs verloren. Aber sie schauderte zusammen, als sie das schreckliche Geheimniß erfuhr und eine namenlose Angst um die Unglückliche bemächtigte sich ihrer jetzt. Obgleich sie der schönen Favoritin recht gram war, weil sie dem

armen Felix glühende Rache geschworen hatte, so war es doch keineswegs ihr Wille gewesen, sie durch ihre Anklage bei dem Pascha ganz zu verderben, und am allerwenigsten hatte sie gewünscht, ihren Tod herbeizuführen. Jetzt aber mußte sie sich als ihre heimliche Anklägerin, als die Ursache ihres Unglücks betrachten und sie machte sich die bittersten Vorwürfe darüber, obgleich sie wohl einsah, daß sie ihren Vater, der doch ganz unschuldig an der Flucht des Gefangenen war, auf keine andere Weise hätte retten können, als indem sie den Verdacht von ihm ablenkte. Auch suchte sie sich dadurch vor ihrem Gewissen zu entschuldigen, daß sie dem Pascha doch eigentlich nicht mehr gesagt, als sie mit eignen Augen und Ohren gesehen und gehört, und Aminda mit keiner Sylbe beschuldigt hatte, daß sie Felix wirklich auch befreit haben sollte. Aber es gelang ihr doch nicht sich damit zu beruhigen, und die Angst um die Unglückliche, deren Todesurtheil sie veranlaßt hatte, steigerte sich mit jeder Minute. Sie vergaß die Bereitung des Frühstücks, sie vergaß Alles um sich her und ihr Haupt mit ihrer Schürze verhüllend, kauerte sie sich in einem Winkel am Feuerheerde zusammen und weinte bitterlich. Ihr Vater mußte sie mehrmals rufen, ehe sie wieder so viel Fassung gewann, vor ihm zu erscheinen und ihm das Frühstück zu bringen.

Er achtete nicht auf sie und bemerkte es deshalb auch nicht, daß sie geweint hatte; aber er verzehrte auch die einfache Kost, die ihm Marsa gebracht hatte, nur mit geringem Appetit, während der schwarze Hassan um so gieriger darüber herfiel, und durch den grauenvollen

Auftrag den er erhalten, auch nicht im mindesten erschüttert worden zu sein schien.

Das Mädchen war wieder in die Küche zurückgekehrt, während die Männer noch beisammen blieben. Sie ging aber wie im Traume herum, und war heute nicht im Stande ihre gewohnten Geschäfte zu verrichten. Unablässig dachte sie an die unglückliche Aminda und wie mit jedem Athemzuge die Stunde näher rückte, die ihrem Leben ein Ende machen sollte. Ach, wie gern hätte sie jetzt auch sie gerettet, die sie noch vor wenigen Stunden gehaßt hatte, aber sie wußte nicht einmal wie sie sich ihr nähern sollte; denn das Frauengefängniß befand sich im Innern des Palastes und stand unter der Aufsicht des höchsten Haremsbeamten, der, wie sie wußte, mit seinem Kopfe für die ihm anvertrauten Gefangenen einzustehen hatte. Da kam ihr endlich plötzlich der Gedanke, zu der Tochter Omer Pascha's hinzueilen, ihr die Gefahr anzuvertrauen, die über Aminda's Haupte schwebte, und sie um Beistand anzuflehen; sie hatte gehört, daß die Favoritin ihr befreundet sei. Noch hatte sie ihren Festtagsstaat nicht abgelegt und da Selinda sie ja selbst aufgefordert hatte, im Laufe des Tages zu ihr zu kommen, so glaubte sie auch bei derselben sogleich vorgelassen zu werden. Ihr Vater und Hassan entfernten sich endlich auch und gingen ihren Geschäften nach, weshalb ihr der Augenblick günstig erschien ihren Vorsatz auszuführen. Hastig schlang sie wieder das roth und gelbe Tuch um ihr Haupt, und verließ ihre Wohnung. Doch eben als sie über den Hof geschritten war und zur großen Pforte hinaus schreiten wollte, gedachte sie

an den strengen Befehl des Pascha's, sich nicht aus dem Palaste zu entfernen. Erschrocken hielt sie ihren Fuß zurück und blieb sinnend stehen. Sie würde sich gern einer Strafe unterworfen haben, wenn der Pascha erfuhr, daß sie ungehorsam gewesen war; allein sie fürchtete, daß er auch seinen Zorn an ihrem Vater auslassen möchte, und deshalb zögerte sie und begann auf's Neue zu überlegen, ob sie es auch wagen solle, das Verbot zu übertreten.

Als sie noch so sinnend stand, wurde sie überrascht durch den Eintritt eines jungen freundlichen Mädchens, deren halb weibliche, halb militairische Kleidung ihr auffiel, da sie dieselbe noch nie gesehen hatte. Ein schon bejahrter Mann, welcher gleichfalls nur halb militairische Kleidung trug, folgte ihr auf dem Fuße, mit einigen leeren Körben am Arme. Es war die niedliche Marketenderin Marion Fleur, mit ihrem Vater, welche der französischen Armee nach der Krim gefolgt waren und schon seit längerer Zeit ihren Standpunkt in Balaklawa eingenommen hatten. Aber schon seit dem Eintritte des Winters waren die frischen Lebensmittel in dortiger Gegend bereits sehr selten geworden, da die umwohnenden Tartaren bereits Alles verkauft hatten, was sie nur irgend entbehren konnten. Auch waren der unsichern Schifffahrt wegen die Transporte ausgeblieben, die sonst regelmäßig aus den türkischen Häfen eintrafen, weshalb sich Marion und ihr Vater genöthigt gesehen hatten einen weitern Ausflug zu machen, um neue Vorräthe, besonders an Geflügel, Gemüse, Obst und dergleichen einzukaufen. Aber nicht allein in

dieser Absicht, sondern auch aus einem andern geheimen Grunde war Marion nach Eupatoria gekommen, und nur dieser führte sie auch eigentlich in den Palast Suleiman Pascha's.

Durch ihren häufigen Verkehr mit den Tartaren, hatte sie auch bereits so viel von ihrer Sprache erlernt, daß sie sich recht gut mit ihnen verständigen konnte und kaum hatte sie Marsa erblickt, an deren Kleidung sie sogleich die Tartarin erkannte, als sie sie auch sogleich in ihrer Muttersprache anredete.

„Sieh' da!" rief sie ihr freundlich zu. „Du kannst mir wohl Auskunft geben, liebes Kind, wo ich die Tochter des Gefangenwärters Orguk treffe, die hier in dem Palaste wohnen soll?"

Marsa blickte sie lange ganz erstaunt an und entgegnete endlich etwas zurückhaltend: „Die Tochter des Gefangenwärters Orgusk bin ich selbst und heiße Marsa. Aber wer bist Du? Ich kenne Dich nicht."

„Ei wir werden schon bekannt zusammen werden;" versetzte Marion heiter, in ihrer einnehmenden Weise. „Ich bin Marketenderin beim französischen Heere und bin mit meinem Vater von Balaklawa hierhergekommen, um Lebensmittel einzukaufen. Man hat mir in der Stadt gesagt, daß Du gar geschickt bist in der Zucht des Federviehes und Hühner, Enten und Tauben mästest zum Verkauf. Deshalb bin ich gekommen, um mit Dir zu handeln."

Dies Anerbieten kam dem armen Tartarenmädchen allerdings erwünscht; denn wenn sie ihr Federvieh dem Koche des Pascha's verkaufte, mußte sie es für ein

Spottgeld hingeben, während sie hoffen durfte, von der Marketenderin hohe Preise zu erlangen. Aber noch traute sie ihr nicht ganz, denn sie hatte gehört, daß besonders die englischen Marketender die armen Tartaren oft übervortheilt hatten, weil diese die fremden Münzen nicht kannten, in welchen sie ihnen Zahlung leisteten. Sie beschloß deshalb auch vorsichtig zu Werke zu gehen und entgegnete noch immer zurückhaltend: „Ich dachte mein Federvieh noch gar nicht zu verkaufen; denn ich habe noch Futter genug es zu mästen und je fetter es wird, desto höher steigt es im Preis."

„Du kannst ja Deinen Preis machen, wie es Dir beliebt;" erwiderte Marion; „ich werde nicht dingen, denn ich sagte Dir ja, daß ich das Geflügel höchst nothwendig brauche. Doch, jetzt komm nur und laß mich es sehen; ich habe nicht viel Zeit übrig."

Marsa sah jetzt wohl ein, daß sie die Gelegenheit nicht versäumen dürfe einen guten Handel zu machen, doch um ganz sicher zu gehen, bemerkte sie noch: sie nähme aber nur türkisches und russisches Geld in Silber; denn die französischen und englischen Münzen wären ihr nicht bekannt.

Aber auch darauf schien Marion vorbereitet, denn sie zog eine große Börse hervor, welche ganz mit russischen Silberrubeln und türkischen Piastern gefüllt war und zeigte ihr das Geld.

Jetzt glaubte Marsa keine Einwendung mehr machen zu dürfen und führte sie durch ihren Ziegenstall nach einer andern sehr geräumigen Stallung, in welcher sie ihr Federvieh hegte und pflegte. Ueberall herrschte

Ordnung und Reinlichkeit; Hühner, Enten und Tauben wohnten hier friedlich, in abgesonderten Verschlägen, welche ihre Nester enthielten, bei einander und waren gesund und wohlgenährt. Mit wenigen Blicken hatte die junge Marketenderin Alles überschaut, und bald herausgefunden was sie zu kaufen wünschte. Marsa forderte einen Preis, wie sie ihn schwerlich in Eupatoria erhalten haben würde und er wurde ihr auch ohne Weiteres zugestanden, und gezahlt. Jetzt erst, als sie die schönen Silberstücke in ihrer Hand wog, faßte sie nicht allein Vertrauen zu der schönen Käuferin, sondern sie fühlte auch eine gewisse Zuneigung zu ihr, nicht, weil sie sich so freigebig bewiesen, sondern weil sie ihr mit einer so offenen Freundlichkeit begegnete, die ihr nur wenige Menschen in ihrem Leben erwiesen hatten. Sie übergab das verkaufte Geflügel Marions Vater, der es gebunden in seine großen Körbe packte, ein Netz darüber spannte und sich dann entfernte.

Als nun die beiden Mädchen allein waren, ergriff die Marketenderin Marsa's Hand und sprach leise und vertraulich zu ihr: „Jetzt laß uns noch ein wenig zusammen plaudern, liebes Kind. Du könntest vielleicht noch eine weit größere Summe verdienen als Du so eben gelöst hast, wenn Du mir einige Auskunft geben wolltest.“

Die kleine Tartarin blickte ihr ganz verwundert in's Gesicht. Sie wog wieder das schöne Geld in der Hand und konnte sich gar nicht denken, wie sie wohl noch mehr als sie bereits erhalten hatte, verdienen könne, für eine bloße Auskunft. Aber was verlangte man von

ihr zu wissen? War es etwas Gefährliches und wen betraf es? Da fiel ihr plötzlich ein, daß der junge Russe, den sie befreit hatte, vielleicht auch für die Franzosen eine wichtige Person sein könne und daß man sie vielleicht ausforschen wolle, über seine Flucht. Deshalb entgegnete sie auch, indem ihre Miene auf's Neue Mißtrauen verrieth: „Ich wüßte nichts, worüber ich Dir Auskunft geben könnte; denn ich bin ein armes, einfaches Mädchen und weiß von gar nichts."

„Du erfährst aber doch Manches, was hier im Palaste vorgeht;" versetzte Marion.

„Hm! Nicht viel!" erhielt sie zur Antwort; „denn ich kümmere mich um nichts."

„Aber Du weißt doch, daß die schöne Aminda, die Favoritin des Pascha's, zurückgekehrt ist?"

Ganz erstaunt horchte Marsa auf und antwortete dann schnell: „Das weiß ich. Aber wie kommst Du auf Aminda zu sprechen? Kennst Du sie?"

„Wohl kenne ich sie; aber Du mußt es Niemand verrathen. Sie hat lange Zeit in dem Hause, in welchem ich in Balaklawa wohne, verborgen gelebt, und dort bin ich ihre Freundin geworden."

„Du, die Freundin der stolzen Aminda? Hm, freilich! Wenn sie unter lauter Christen lebte, mußte sie auch wohl eine Christin zu ihrer Freundin wählen. Aber wie kam sie nach Balaklawa und was that sie dort?"

„Ich glaube sie wurde von ihren eigenen Sclaven, die sich ihrer Reichthümer bemächtigen wollten, auf dem Marsche, indem sie ihrem Gebieter folgen wollte, verrathen. Ich traf sie in einer sehr bedrängten Lage,

nahm sie in meinen Wagen und es gelang mir auch ihre Koffer zu retten. So brachte ich sie nach mancherlei Gefahren nach Balaklawa, und deshalb bot sie mir ihre Freundschaft."

„Aber warum blieb sie so lange in Balaklawa? Warum kehrte sie nicht zu dem Pascha zurück, dessen Aufenthalt sie doch leicht erfahren konnte?"

„Das ist ein Geheimniß, liebes Mädchen, und ich würde Dir es gern mittheilen, wenn ich nur wüßte, ob ich es Dir anvertrauen kann? Hegst Du vielleicht irgend einen Groll gegen Aminda, so sage es mir offen."

„Ja, ich hegte einen Groll gegen sie, aber das ist vorbei. Jetzt würde ich mein Blut für sie wagen, wenn ich ihr einen Dienst leisten könnte."

„Wirklich?" entgegnete Marion, indem sie dem Mädchen scharf in's Auge blickte, und sich überzeugt zu haben glaubte, daß sie die Wahrheit gesprochen. „Dann darf ich Dir auch mein Geheimniß mittheilen. So höre denn: die schöne Aminda liebt den Pascha nicht; sie fühlte sich sehr unglücklich und wollte nie wieder zu ihm zurückkehren."

„Ich weiß es!"

„Du weißt es? Nun dann kann ich mich deutlicher erklären. In Balaklawa befand sich ein tapferer, französischer Offizier, von edelm Geschlechte und großem Reichthume, welcher sie sah und innig liebte" —

„Aber sie liebte ihn nicht wieder. Sie täuschte ihn nur, denn sie liebte einen Andern."

„Woher weißt Du das?"

„Gleichviel! Ich weiß es! Sprich weiter!"

„Du magst vielleicht Recht haben, daß sie den edeln Vicomte nicht so wieder liebte, wie seine aufrichtige Leidenschaft es verdiente. Doch vielleicht war es auch nur eine Verirrung ihres Herzens, die sie von ihm abzog und die sie jetzt schon bereut. Sie verschwand plötzlich aus Balaklawa und ich erfuhr erst kürzlich, wohin sie sich gewendet.“

„Auch das weiß ich. Sie flüchtete sich in das einsam an der Alma gelegene Haus des verabschiedeten, russischen Obristen Alberti, weil sie dessen Sohn Felix liebte, der als Fähndrich in der Schlacht verwundet worden war und seiner Genesung entgegen sah.“

„Aber Mädchen, woher weißt Du dies Alles?“ rief Marion immer mehr erstaunt. „Bist Du so vertraut mit der schönen Aminda, daß sie Dir Alles selbst mitgetheilt hat?“

„Nein! Ich habe kein Wort mit ihr gesprochen, seitdem sie zurückgekehrt ist und doch weiß ich Alles. Aber fahre nur fort!“

„Du hattest wieder Recht. Sie flüchtete sich heimlich in das Haus des Obristen Alberti, in welchem wir, als ich sie in meinen Wagen genommen und die Schlacht an der Alma uns rings umtobte, eine Zufluchtsstätte gefunden hatten. Der alte Obrist trug damals seinen Sohn schwer verwundet vom Schlachtfelde heim. Sie sah ihn und liebte ihn, oder glaubte ihn zu lieben, weshalb sie das Band, welches sie an den Vicomte knüpfte zerriß, und heimlich zu dem jungen Manne zurück eilte, um ihm ihre Pflege zu bieten. Doch auch ihr verlassener Geliebter war indessen verwundet worden

und als er ihre Flucht erfuhr, verfiel er in eine so tiefe Schwermuth, die ihn noch immer nicht verlassen hat. Vergeblich bemühete er sich sie zu vergessen, zu verachten, er vermag die Flamme nicht zu löschen, die in seinem Herzen noch immer für sie brennt. Gewiß hast Du Gelegenheit die Frauengemächer des Palastes zu betreten; es kann Dir nicht schwer werden Dich ihr zu nähern — wenn Du ihr eine Botschaft bringen — ihr ein Briefchen zustecken wolltest — der Vicomte würde Dir gern so viel Goldstücke dafür geben, als Du eben Silbermünzen von mir erhalten hast."

Marsa hatte ihr mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört und wie Röthe und Bläße auf ihrem Antlitze wechselten, so wechselten auch Furcht und Hoffnung in ihrer Brust. Endlich aber ließ sie ihre gefalteten Hände wie trostlos niedersinken, und sprach tief betrübt: „Ach ein Brief! Was soll ein Brief nützen? Jetzt ist Alles zu spät!"

„Was ist zu spät?" fragte Marion rasch. „Sie wird den Brief sicher lesen und die treue Liebe des Vicomtes wird sie rühren. Vielleicht wird sie ihm seine dringende Bitte einer heimlichen Zusammenkunft gewähren. Er will ja nur ein letztes Abschiedswort zu ihr sprechen, will aus ihrem Munde vernehmen, daß sie ihm nicht zürnt, ihn nicht haßt."

„Ist er denn hier?" rief Marsa, wie außer sich.

„Allerdings ist er hier;" erwiderte die Marketenderin. „Er befindet sich in dem Gefolge des Generals Levaillant, welcher gestern hier eintraf, um Omer Pascha zu begrüßen."

Das Tartarenmädchen war in eine heftige Bewegung gerathen und ihr funkelndes, starres Auge verrieth, daß sie mit wichtigen Gedanken beschäftigt war und einen innern Kampf kämpfte. Nach minutenlangem Schweigen endlich sprach sie: „Es ist unmöglich — ich kann ihr keinen Brief zustellen, ja, ich darf mich ihr nicht einmal nähern, ach, die Unglückliche! Wenn Du wüßtest —“ fügte sie hinzu und brach in Thränen aus.

„Aber, mein Gott! Was hast Du denn? Was ist geschehen mit Aminda?“ rief Marion durch diese Worte und die ihr unerklärliche Aufregung der Kleinen beunruhigt, aus.

„Ach, das Schlimmste ist geschehen, was der Armen nur geschehen konnte;“ erhielt sie zur Antwort. „Und ich — ich bin Schuld an ihrem Unglücke; doch der große Prophet ist mein Zeuge, daß ich es nicht gewollt, daß ich nichts wünschte, als meinen Vater zu retten!“

„Aber Du sprichst in Räthseln! Erkläre Dich doch deutlicher.“

Marsa blickte sie lange forschend an und dann sprach sie, sich zutraulicher an sie schmiegend: „Ja, ich will Dir ganz vertrauen; denn es scheint mir, als ob Allah Dich zu mir gesendet hätte, um ein großes Unheil abzuwenden, welches ich allein zu hindern doch zu schwach war. Bist Du auch nicht meines Glaubens, so lese ich doch in Deinen Augen Mitleid und Menschlichkeit. So höre denn: Aminda befindet sich in dem Frauengefängnisse des Palastes und soll heute Abend noch einen schrecklichen Tod erleiden.“

Marion vermochte einen Schrei des Entsetzens nicht zu unterdrücken und forderte dringend nähere Erklärung.

Nachdem sich Marsa überall vorsichtig umgeschaut, ob auch Niemand lausche und die Stallthür fest zugezogen hatte, berichtete sie ihr flüsternd Alles was geschehen, seit Aminda in den Palast zurückgekehrt war. Sie vertraute ihr offen wie sie die Favoritin im Kerker belauscht, in ihrer Unterredung mit dem Gefangenen, wie sie ihm Rache geschworen, als er sich entschieden geweigert hatte, mit ihr zu entfliehen. Das einfache Naturkind verhehlte nicht, daß Felix in seiner traurigen, gefahrvollen Lage ihr Herz tief gerührt, und daß sie ihn deshalb selbst befreit habe, ohne jedoch seinen jetzigen Aufenthalt auch nur anzudeuten. Dann erwähnte sie die Verhaftung ihres Vaters, und wie sie, um diesen zu retten, auf den Gedanken gekommen, dem Pascha Aminda's heimlichen Besuch im Kerker zu verrathen, um den Verdacht auf sie zu lenken, dem Jünglinge zur Flucht geholfen zu haben. Endlich aber theilte sie ihr das harte Urtheil mit, welches ihr Gebieter über die Unglückliche gefällt hatte und mit dessen Vollziehung ihr Vater und der schwarze Hassan beauftragt worden waren, wie sie erlauscht hatte.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte die Marketenderin zugehört und war beinahe erstarrt vor Entsetzen, als sie die Schreckenskunde vernahm; denn sie hatte der schönen Aminda, trotz ihres Leichtsinnes, doch noch immer eine freundliche Zuneigung bewahrt. Mehrere Minuten vergingen, ehe sie im Stande war ihre Gefühle zu äußern; doch blitzte es plötzlich in ihren

Augen auf, wie ein rascher Entschluß und sogleich schien sie auch ihre Fassung wieder gefunden zu haben. „Sie muß gerettet werden;“ rief sie; „um jeden Preis! O, wenn ich dem Vicomte diese Schreckensnachricht bringe, wird er außer sich gerathen. Nein, nein, ich darf ihm das Entsetzliche nicht mittheilen. Er würde sich zu Gewaltschritten hinreißen lassen; er würde den Palast stürmen und sie mit gewaffneter Hand vom Pascha fordern. Doch was thun wir? Sag' an, gutes Mädchen — ich habe es in Deinen Thränen gelesen, daß auch Du sie gern dem Tode entreißen möchtest — wie retten wir sie? Wie gelangen wir zu ihr?“

„Zu ihr zu gelangen wird unmöglich sein, so lange sie sich im Gefängnisse befindet. Aber gerettet kann sie vielleicht werden, wenn man sie zum Tode schleppt.“

„Aber auf welche Weise soll sie sterben?“

„Ach, auf eine entsetzliche Weise, wie sie sonst, besonders an ungetreuen Weibern, im ganzen Oriente ausgeübt wurde. Sie soll gesäckt werden.“

„Gesäckt? Was ist das?“

„Das ist eine der grausamsten Todesstrafen, die es giebt. Die Verurtheilte wird an Händen und Füßen gebunden und in einen Sack gesteckt. Zu ihren Füßen werden schwere Steine oder Kanonenkugeln eingelegt, auch steckt man wohl, um die Marter zu verstärken eine wilde Katze, Schlangen, Kröten und anderes Ungeziefer, mit hinein, dann wird der Sack zugebunden, in welchen oben am Gesichte einige Luftlöcher geschnitten sind. So schleppt man die Unglückliche hinaus und stürzt sie in's Wasser.“

„Ach, das ist grauenvoll!" seufzte Marion, so tief ergriffen, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. „Und sagtest Du nicht, daß Dein Vater beauftragt wäre, das schreckliche Henkerswerk zu vollziehen?"

„Freilich sagte ich das und eben deshalb weiß ich kein Mittel sie zu retten; denn was man auch beginnen könnte, um sie zu befreien, so würde es meinen Vater in Gefahr bringen."

„Liebt Dein Vater das Gold? Der Vicomte wird ihn reich machen; er wird ihn mit in das französische Lager nehmen und ihn gegen jede Verfolgung schützen."

„Ich glaube er würde Jeden morden, der ihm einen solchen Antrag zu stellen wagte. Er ist dem Pascha treu, hat ihm einen heiligen Eid geschworen und den würde er nicht verletzen, um alles Gold der Welt. Wohl glaube ich, daß ihm Aminda selbst leid thut, sehr leid, aber er muß gehorchen. Auch steht er ja nicht allein, der schwarze Hassan ist ein böser Bube und würde ihn auf der Stelle verrathen, wenn er Mitleid zeigte, oder sich bestechen ließe die Unglückliche zu retten."

„Dann muß man Beide mit Gewalt verhindern, ihr schreckliches Werk auszuführen."

„Mit Gewalt? Aber er ist mein Vater und steht mir näher als Aminda. Drum höre wohl! Wenn Du auf Gewalt gegen ihn sinnst, werde ich ihn warnen."

„Ja Du hast Recht! Er ist Dein Vater und ihm darf nichts geschehen!" entgegnete Marion, beinahe verzweiflungsvoll die Hände ringend. „Und doch muß etwas gethan werden, um sie zu retten, die Unglückliche! Denn sie darf und soll nicht sterben! Ach, hilf mir doch!

hilf mir, gutes Mädchen; mir schwindelt, wenn ich nur an das Entsetzliche denke und hundert Gedanken wirren sich durcheinander in meinem Hirn. Ich sagte Dir: man müßte sie verhindern ihr schreckliches Werk auszuführen und freilich könnte dies nur durch Gewalt geschehen. Aber man könnte Gewalt anwenden, ohne Deinen Vater ernstlich zu verletzen; man könnte sich darauf beschränken, ihm das Opfer der Rache zu entreißen, und er könnte dann unversehrt zum Pascha mit seinem Gefährten zurückkehren und Beide könnten ihm melden, daß sie seinen Auftrag pünktlich vollzogen hätten."

Es verging eine geraume Zeit, ehe Marsa antwortete. Sie starrte sinnend vor sich und versetzte endlich, mit dem Ausdrucke tiefer Betrübniß: „Allah weiß es, wie gern ich die Arme retten möchte von einem so schrecklichen Tode! Allah weiß es, wie tief es mich demüthigt, meinen Vater Henkersdienste verrichten zu sehen. Ich weiß, daß er selbst nur mit Widerwillen den abscheulichen Auftrag vollzieht, und daß er sich freuen würde, wenn ihn sein Gebieter davon entbinden wollte. Aber ich glaube nicht, daß er sich durch fremde Gewalt würde daran hindern lassen, und bin überzeugt, er würde sich widersetzen, mit aller Kraft und er ist ein sehr starker Mann."

„Und doch könnte man ihn durch Uebermacht überwältigen, ohne ihn zu schädigen. Willst Du mir vertrauen Kind, so überlaß mir Alles und ich gebe Dir mein Wort darauf, daß Aminda gerettet wird und Deinem Vater kein Leid dabei geschieht."

„Ich möchte Dir wohl vertrauen, denn Du scheinst

gut und ehrlich zu sein. Auch hast Du ja selbst einen Vater und kannst also auch selbst fühlen, wie schmerzlich es für eine Tochter sein würde, ihren eignen Vater einer Gefahr auszusetzen durch Verrath; denn es ist doch eigentlich ein Verrath, den ich an ihm begehe.''

,,Ich fühle Alles, was Du sagen willst, mein gutes Kind und um die Welt möchte ich Dein kindliches Herz nicht verletzen, indem ich Deinem Vater ein Leid geschehen ließe. Aber Du siehst selbst ein: Aminda muß gerettet werden, drum vertraue mir. Um Dich aber zu beruhigen, schlage ich Dir vor, mit mir der Befreiung der Unglücklichen selbst beizuwohnen. Du sollst an meiner Seite bleiben, Du sollst den Plan mit entwerfen helfen, alle Vorbereitungen zur Ausführung desselben sehen und prüfen; bist Du das zufrieden?''

,,Ich muß ja wohl; denn wenn Du nur das Versprechen giebst, daß meinem Vater kein Leid geschehen soll, so wünsche ich nichts sehnlicher als Aminda vom Tode zu retten, da ich sie doch eigentlich ganz allein in's Unglück gestürzt habe.''

,,So sage mir genau, wann und wo das schreckliche Werk vollbracht werden soll?''

,,Es ist meinem Vater befohlen, sich gleich nach Sonnenuntergang mit dem schwarzen Hassan im Frauengefängnisse einzufinden und dort die Favoritin abzuholen. Sie werden sie, um die Zeit des Abendgebetes, wenn die Hofräume menschenleer sind, im Sacke, auf einer Bahre, durch die kleine Mauerpforte, die nicht weit entfernt von diesem Stalle liegt, hinaustragen. Der Offizier der Wache und die Wachtposten, die außen

stehen, sind angewiesen sie ungehindert und unbefragt passiren zu lassen. Draußen werden sie sich gleich rechts wenden nach dem einsamen Pfade der nach dem Saszick-See führt, gerade bis zu der Stelle, wo die Fischerboote liegen. Dort ist eine Rinne in das Eis gehauen, damit die Fischer bis in die Mitte des Sees gelangen können, wo er am tiefsten und noch nicht zugefroren ist. Dort soll sie hinabgestürzt werden."

Zusammenschaudernd rief Marion leise vor sich hin: „Was Gott verhüten möge!" Und indem sie sich wieder zu ihr wendete, fuhr sie fort: „Und Du willst bei mir bleiben, willst mir und meinen Freunden den Weg zeigen und beistehen in Allem was wir beschließen und was von Dir gebilligt werden wird?"

„Ich will es!" erwiderte Marsa jetzt fest entschlossen. „Besprich Dich mit Deinen Freunden und dann komm wieder hierher und theile mir Euern Plan mit. Wir wollen dann weiter darüber sprechen."

Damit war das Gespräch der beiden Mädchen geendet und Marion verließ eilig den Palast, während sich Marsa in ihre Wohnung zurückbegab. Sie bemerkte durch das Schlüsselloch wie ihr Vater in seiner Schlafkammer, die er verriegelt hatte, einen sechs Fuß langen, weiten Sack von ganz neuer Leinwand zusammen nähete. Sie wußte, zu welchem Zwecke er bestimmt war und schlich leise davon, während unwillkürlich ein Zittern durch alle ihre Glieder flog.

Kaum war die Sonne hinter einem Hügel im Westen nieder gesunken, als auch der schwarze Hassan wieder erschien und den Gefangenwärter, welcher bereits mit

seinen Vorbereitungen fertig geworden war, abholte. Sobald der Derwisch in sein Horn blies und zum Gebete rief, warteten sie nur noch wenige Minuten, bis die Hofräume ganz menschenleer geworden waren, dann begaben sie sich mit einer Bahre, auf welcher eine Matratze lag, der neue Sack und ein großes, schwarzes Tuch, in den Palast hinein und durchschritten mehrere Gänge, bis sie das Vorgemach, welches zum Frauengefängnisse führte, erreichten. Hier fanden sie den ersten Haremsbeamten bereits, der ihnen zu warten befahl, bis der Pascha selbst kommen würde. Dieser erschien auch sehr bald, ließ das Gefängniß öffnen und gebot den Harrenden mit hinein zu treten.

Aminda erhob sich von einigen harten Polstern, die am Boden des schmucklosen und sonst aller Bequemlichkeiten entbehrenden Zimmers lagen, und ein Strahl freudiger Hoffnung blitzte aus ihren Augen, als sie den Pascha erblickte, denn sie schmeichelte sich einige Augenblicke mit dem Gedanken, er habe seine Härte gegen sie bereut und komme, um ihr seine Hand zur Versöhnung zu bieten. Doch sie hatte ganz vergessen, wie schwer sie ihn beleidigt, und sollte bald erfahren, wie sie sich getäuscht und wie wenig er geneigt war ihr zu verzeihen.

„Bist Du bereit zum Tode, oder soll ich Dir den Derwisch senden?“ redete er sie finster und in dumpfem Tone an.

Da erlosch das Licht der Hoffnung plötzlich in ihrer Seele und dunkle Nacht schien sich um sie her zu verbreiten. Aber nur kurze Augenblicke dauerte die Schwäche,

die sie ergriff, und ihr Stolz gebot ihr sich stark zu zeigen. Sie nahm deshalb auch eine fast gebieterische Haltung an, als sie vor ihren Gebieter hintrat und entgegnete mit fester Stimme: „Du findest mich immer bereit zum Tode und des Derwisches bedarf ich am allerwenigsten; denn schon der Anblick des elenden Verräthers würde mich der Ruhe berauben, die ich zum Sterben bedarf.“

Jetzt schien es wirklich, als ob in Suleiman's Herzen eine mildere Regung auftauchen wollte. Er hatte ihr einen vollen Blick geschenkt, und fand sie selbst in ihrer Todtenbläſſe, welche ihr Antlitz überzog, reizend schön. Aber er wankte nur kurze Zeit und Wuth, Eifersucht und Rache behielten bald wieder die Oberhand in seiner Brust. „So bekenne laut vor diesen Männern;“ sprach er, nachdem er den innern Kampf überwunden; „daß Du den Tod verdient hast.“

Sie fühlte das Demüthigende, welches in diesem Bekenntnisse lag, und um ihm dafür die letzte, brennende Wunde zu schlagen, sprach sie mit bitterm Hohn: „Wenn es ein todeswürdiges Verbrechen ist, einen Andern zu lieben, als Dich, ja dann habe ich den Tod verdient;“ worauf sie ihm stolz den Rücken wendete.

Der Pfeil des Hohnes hatte ihn tief in's Herz getroffen und er fühlte sich beschämt vor seinen Dienern, durch ihr offenes Geständniß, daß sie einen Andern geliebt, daß sie ihn verschmäht, betrogen habe. Eine solche Beschämung aber würde er nie verziehen haben und wenn auch noch eine leise Regung der Gnade in ihm gewaltet hatte, war sie jetzt unwiderbringlich ver-

nichtet. Mit dem Ausdrucke triumphirender Rache blickte er ihr noch einmal in das bleiche Antlitz, dann wendete er sich kalt von ihr ab und sprach zu den Männern: „Ihr hörtet es, sie hat sich schuldig bekannt. Thut jetzt Eure Pflicht, Ihr kennt meinen Befehl.“

Mit diesen Worten verließ er das Gefängniß, ohne seine Augen noch einmal nach ihr zu richten und begab sich in seine Zimmer zurück.

Erst jetzt, als sie hörte, daß er seinen Willen zum letzten Male unwiderruflich ausgesprochen, als sie sich hülflos in die Hände seiner Werkzeuge gegeben sah; fühlte sie, wie die ersten Schauer der Todesangst ihr innerstes Mark durchrieselten, und der Muth, welchen Stolz und Trotz in ihr erweckt hatten, sank ihr auf's Neue. Sie schauderte vor der Berührung der rohen Männer zurück und es war ihr, als ob sie im nächsten Augenblicke zusammen brechen müßte. Vor Allem aber war es ein Gedanke, der ihre Seelenqual jetzt furchtbar steigerte, der Gedanke an Hector de Beaumont, der sie so aufrichtig, so glühend geliebt, der mit seiner Liebe die redlichsten Absichten verbunden, sie dauernd glücklich zu machen, und den sie so undankbar verlassen, um sich einem Andern zuzuwenden, der ihre Liebe so kalt verschmäht hatte. Jetzt erst, als der kalte Tod schon seine knöcherne Hand nach ihr ausstreckte, schien es zu tagen in ihrem Innern und es wurde ihr klar, daß ihre Leidenschaft für Felix nichts als eine sinnliche Verirrung gewesen, die sie jetzt bereuete, verwünschte. Die Liebe jedoch, die sie für Hector gefühlt, die auf hohe Achtung vor seinem Geiste, seiner Tapferkeit und

seinem liebenswürdigen Wesen gegründet gewesen war, tauchte jetzt, mit der ganzen Macht einer reineren Flammengluth wieder in ihrem, dem Tode verfallenen Herzen auf. Aber sie fühlte auch den brennenden Schmerz einer zu späten Reue, und sie vermochte Hector, den sie so tief betrübt, nichts mehr zu widmen, als ihre stillen, heißen Wünsche für sein künftiges Lebensglück.

Selbst die rauhen Männer, die ihr gegenüber standen, gedungen, um den Henkersdienst an ihr zu verrichten, fühlten sich durch ihr Unglück und durch die Gewalt ihrer Schönheit mächtig ergriffen. Allein keiner von den Dreien dachte auch nur daran den Befehlen ihres Gebieters ungetreu zu werden; denn sie wußten, daß sie sich der Gefahr dabei ausgesetzt hätten, ihr eignes Leben zu verlieren. Ihre Bewegung war jedoch Aminda nicht entgangen und die Liebe zum Leben, die plötzlich wieder mit unwiderstehlicher Macht in ihr erwacht war, veranlaßte sie noch einen Versuch zu wagen, sich vom Tode zu befreien.

„Hört mich, Ihr guten Männer;“ sprach sie deshalb leise zu ihnen, aber in eindringlichem Tone; „der Pascha fügt mir großes Unrecht zu; denn ich schwöre es Euch, bei Allah und dem großen Propheten, daß ich unschuldig bin an der Flucht des Gefangenen, die er mir aufbürdet. In Eurer Macht liegt es jetzt, sein schweres Unrecht wieder gut zu machen und mir mein Leben zu erhalten. Laßt mich frei und ich bin im Stande Euch reichlich zu belohnen. In jenem Hause, Hassan, in dessen Nähe Du mich überfallen, ist mein ganzer kostbarer Schmuck zurückgeblieben, der viele Tau=

send Piaster werth ist. Ich will Euch Alles, Alles ausliefern, wenn Ihr mir nur dafür das nackte Leben schenkt. Verrath dürft Ihr nicht befürchten, denn ich will die Krim verlassen und zurückkehren in meine Heimath, in die tscherkessischen Gebirge. Dem Pascha aber mögt Ihr dreist verkünden, daß Ihr sein Urtheil an mir vollzogen habt. Erbarmt Euch meiner Jugend und Allah wird es Euch vergelten!"

Doch obgleich ihre Worte in den rohen Gemüthern eine gewisse Rührung erweckt hatten, blieben doch die Gesichter ihrer Henker finster und verschlossen und keiner wagte es auch nur durch eine leise Miene anzudeuten, daß er nicht abgeneigt sei in ihr Begehren zu willigen. Hassan war der Einzige, welcher sich durch den reichen Lohn vielleicht hätte bestechen lassen, allein er überlegte sogleich, daß das Versprechen Aminda's ein sehr unsicheres war, da sie sich ja selbst nicht einmal im Besitze ihrer Kostbarkeiten befand, welche während ihrer Abwesenheit bereits in andere Hände gefallen sein konnten. Der Lohn, den ihm der Pascha aber zugesagt hatte, für treue Erfüllung seines Befehles, war zwar geringer, erschien ihm aber desto sicherer. Deshalb bedurfte es auch bei ihm gar keiner Ueberlegung weiter, um sich ihrer Bitte entschieden abgeneigt zu beweisen. Die beiden Andern aber waren theils aus sclavischer Furcht, theils auch aus Grundsatz ihrem Gebieter treu, so daß sie sich nicht hätten bestechen lassen gegen seinen Willen zu handeln, wäre auch Aminda im Stande gewesen, ihre Schätze gleich in ihre Hände zu legen.

Der Haremsbeamte Omar entgegnete ihr deshalb

auch ernst und entschieden: „Wenn wir es auch nicht leugnen wollen, daß wir Mitleid mit Dir fühlen, so spare Dir doch die Mühe uns in Versuchung zu führen; denn es wird Dir sicher nicht gelingen." Er richtete dabei zugleich einen fragenden Blick auf seine Gefährten und diese antworteten, wie aus einem Munde und gleichfalls in entschiedenem Tone: „Nein, nein! Es wird ihr nicht gelingen!"

„Du siehst;" fuhr Omar fort; „es giebt keine Hoffnung mehr für Dich und Du wirst wohl thun Dich in das unvermeidliche Schicksal ruhig und ergeben zu fügen, wie es uns der große Prophet gelehrt hat. Lege Dich dort auf die Kissen nieder, damit ich Dich binden kann; denn wir haben Eile."

Da erwiderte sie nichts mehr, aber ein schwerer Todesseufzer entwand sich ihrer beklommenen Brust. Dann brachen ihre Kniee zusammen und sie sank auf die Polster nieder. Der Haremsbeamte band ihr hierauf, so schonend als möglich, um ihr Schmerzen zu ersparen, Hände und Füße mit dicken wollenen Schnüren zusammen und nachdem er sie ihres Ueberwurfs entkleidet hatte, zogen ihr Orgusk und Hassan den langen Sack, in welchem sich unten bereits schwere Steine befanden, über die Füße und bis über den Kopf zusammen. Dann wurde die Oeffnung durch eine eingereihete Schnur fest zusammen gebunden. Oben, wo sich ihr Gesicht befand, waren einige kleine Löcher eingeschnitten, um ihr Luft zum Athmen zu gönnen, bis sie in ihr kaltes Wassergrab versank. Die Verschärfung dieser schrecklichen Todesstrafe, welche nach einer alten, grausamen Sitte

dadurch geschah, daß man eine wilde Katze, eine Schlange und anderes Ungeziefer in den Sack mit hineinsteckte, hatte der Pascha erlassen.

Von dem Augenblicke an, als Aminda auf die Polster niedergesunken, war sie in eine starre Betäubung versetzt worden, weshalb sie auch keinen Widerstand zu leisten versuchte. Gleich einem Opfer, welches zur Schlachtbank geschleppt wird, ließ sie Alles mit sich geschehen und nur ein schweres Athmen verrieth noch, daß sie lebte. Man trug sie aus dem Gefängnisse hinaus, legte sie auf die Matratze, worauf der Gefangenwärter und der schwarze Hassan die Bahre aufhoben und schnell aus dem Palaste trugen, nachdem sie über den Sack, mit seinem lebendigen Inhalte, noch ein großes, schwarzes Tuch gebreitet hatten, doch nicht bis ganz oben hinauf, daß die Luftlöcher offen blieben. Rasch überschritten sie die noch immer menschenleeren Hofräume und trugen die Unglückliche zur kleinen Mauerpforte hinaus, worauf sie noch immer mit eiligen Schritten den Weg verfolgten der zum See führte. Die Wachtposten, welche Außen standen, riefen sie nicht an, sondern wendeten sich dem erhaltenen Befehle gemäß ab, als sie die schwarze Bahre herankommen sahen. So gelangten die Träger endlich, als sie die Wachen schon weit hinter sich hatten, zu einem mit Bäumen und Gebüsch begränzten Fahrwege, auf dessen beiden Seiten sich ziemlich tiefe, aber jetzt ganz trockene, Graben befanden. Sie hatten jetzt noch kaum fünfhundert Schritte mit ihrer Last bis zum See zu wandern und gingen langsamer vorwärts, als plötzlich, rechts und links aus

den Gräben, wo sie verborgen gelegen, Männer hervorsprangen, sich ohne einen Laut hören zu lassen, auf die beiden Träger stürzten, und ehe diese noch einen Schrei ausstoßen oder an eine Vertheidigung denken konnten, ihnen selbst weite Säcke über den Kopf und den ganzen Körper zogen, die sie fest zubanden, sobald sie sie auf den Boden niedergelegt hatten. Als dies geschehen war, trugen sie sie in den Graben und legten sie dort neben einander. Dies Alles aber geschah so rasch und lautlos, als ob eine Geisterschaar ihr Wesen triebe, auch wurden die Ueberfallenen, die nur ein dumpfes Stöhnen von sich gaben, denn der Schrecken hatte sie fast erstarrt, mit der größten Rücksicht behandelt und Alles vermieden, was ihnen hätte Schmerzen verursachen können. Indessen aber hatte eine hochgewachsene Gestalt, von edelm militairischen Anstande, Aminda von der Bahre gerissen, und sie auf seinen Armen, wie ein Kind fortgetragen, bis zu einer Stelle, seitwärts im Gebüsche, wo ein mit einem weißen Plantuche überspannter Wagen hielt. Marion und ihr Vater empfingen dort die Unglückliche, befreiten sie rasch von ihrer Umhüllung und legten sie in den Wagen auf weiche Kissen nieder.

„Jetzt laßt mich ihr liebes Antlitz nur einmal küssen!“ rief Hector de Beaumonte, denn er war es, der sie von der Bahre bis hierher getragen hatte; „und dann rasch fort, so schnell die Pferde laufen können.“

Er schwang sich auf den Wagen und indem er einen heißen Kuß auf die Lippen der Geretteten drückte,

rief er in einem Tone, in welchen sich der Jubel seines liebenden Herzens mischte: „Aminda!“

Da schlug sie die Augen auf. Der wohlbekannte Ton seiner Stimme schien sie aus ihrer Betäubung erweckt zu haben, und indem sie auch seinen Namen leise vor sich hin flüsterte, schwebte ein seliges Lächeln um ihre Lippen.

„Du wirst leben, Aminda, Du bist gerettet! Vertraue Deiner Freundin Marion, sie wird Dich in Sicherheit bringen. Ich folge Dir, sobald ich kann!“ rief er ihr noch zu; dann sprang er vom Wagen herab und eilte über den Fahrweg, seitwärts in das Gebüsch, wo ein anderer Pfad nach der Stadt führte.

Der alte Fleur zog die Zügel an und die beiden muntern Pferde, welche vor den Wagen gespannt waren, flogen wie im Fluge dahin, in der Richtung nach Balaklawa zu.

Die Männer aber, welche den ganzen Ueberfall so schweigsam, rasch und geschickt ausgeführt hatten, waren verschwunden.

Schon längst war das Rollen des dahin eilenden Wagens verhallt und Todtenstille herrschte wieder in der Gegend. Der Gefangenwärter und der schwarze Hassan lagen noch immer, in ihre Säcke eingeschnürt, im Graben und wagten es kaum zu athmen, viel weniger einen Laut auszustoßen, denn eine furchtbare Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Ohne daß sie sich einander mitzutheilen vermochten, wurden sie doch durch einen und denselben Gedanken beunruhigt; denn sie glaubten Beide, nachdem sie erst wieder zur Besinnung gelangt waren,

daß man ihnen dasselbe Schicksal bestimmt habe, welches sie eben bereit gewesen waren an Aminda zu vollziehen. Mit jedem Augenblicke fürchteten sie, daß die Männer, welche sie so leicht überwältigt hatten, wieder erscheinen und sie fortschleppen würden, um sie in den See zu stürzen. Sie fühlten sich unfähig auch nur den geringsten Widerstand zu leisten und eben ihre Hülflosigkeit vermehrte noch ihre Angst, denn sie hatten an der einsamen Stelle, wo sie lagen, schwerlich Beistand von Vorübergehenden zu erwarten.

Da schlich sich endlich Marsa so leise herbei, daß sie in ihrer Verhüllung ihre Schritte nicht zu vernehmen vermochten. Sie trug ein Messer in der Hand; geräuschlos ließ sie sich in den Graben hinab, und rasch und sicher schnitt sie die festen Schnüre durch, mit welchen die beiden Säcke unter den Füßen der Gefangenen zugebunden waren. Sobald dies aber geschehen war, sprang sie den Weg hinauf und war flüchtig wie ein Reh, im Gebüsche verschwunden.

Orgusk bemerkte zuerst, daß eine unsichtbare Hand ihn befreit hatte; denn als er eine verzweifelte Bewegung machte sich in seinem Sacke umzuwenden, fühlte er zu seiner großen Freude, daß seine Füße keinen Widerstand mehr fanden, sondern frei den Erdboden berührten. In der nächsten Minute schon war er aus dem Sacke herausgekrochen, athmete die kalte, freie Luft mit vollen Zügen ein und dehnte seine starken Glieder ganz nach Gefallen, mit wahrer Lust. Hierauf säumte er nicht auch seinen Gefährten zu befreien, dessen Umhüllung er gleichfalls aufgeschnitten fand. Als sie aber nun ein=

ander gegenüber standen, da überlief sie der Zorn gegen die Männer, die ihnen diesen Streich gespielt hatten, und sie würden sie jetzt, ohne ihre Mehrzahl zu beachten, gewiß tapfer angegriffen haben, wenn sie noch gegenwärtig gewesen wären. Allein so viel sie auch umherschauten und so hell auch der Mond, der indessen hinter dunkeln Wolken hervorgetreten war, die Gegend erleuchtete, so konnten sie doch nirgends eine Spur von ihren seltsamen Feinden entdecken, die sich damit begnügt hatten, sie ganz säuberlich, ohne ihnen sonst das geringste Leid zuzufügen, in den Sack zu stecken und sie dann wieder frei zu lassen.

Aber ihr Zorn wurde sehr bald wieder durch angstvolle Besorgnisse verdrängt, denn als sie sich nach ihrer Bahre umblickten, fanden sie zu ihrem Schrecken, daß auch ihr unglückliches Todesopfer verschwunden sei. Es blieb ihnen jetzt gar kein Zweifel mehr übrig, daß man sie nur überfallen und unfähig zu jeder Vertheidigung gemacht hatte, um sich Aminda's zu bemächtigen. Aber wer konnte diese kühne That wohl ausgeführt haben? Ihre Meinungen darüber waren getheilt. Der abergläubige Hassan glaubte fest, daß gar keine Menschen, sondern Geister ihr Spiel mit ihnen getrieben hätten und führte als Hauptbeweis für seine Meinung ihr außerordentlich säuberliches Verfahren an. Er behauptete, daß er nur eine geheimnißvolle Gewalt, aber keine Hände gefühlt, als man ihn in den Sack gesteckt, und daß Menschen ihn ohne einige fühlbare Püffe gewiß nicht überwältigt haben würden. Es erschien ihm deshalb auch höchst wahrscheinlich, daß die schöne Aminda mit

bösen Geistern im Bunde gestanden, die sie im Augenblicke der höchsten Noth gerettet hätten.

Der Gefängnißwärter hingegen, obgleich er auch nicht ganz vom Aberglauben frei war, wollte doch in diesem Falle nichts von Geistern wissen, und wenn er auch die rücksichtsvolle Behandlung, die er erfahren hatte, anerkennen mußte, so erinnerte er doch deutlich gefühlt zu haben, daß Menschen von Fleisch und Bein Hand an ihn gelegt hatten. Er war vielmehr der Meinung, daß der entflohene Gefangene irgendwo Helfershelfer gefunden und den ganzen Ueberfall geleitet habe, um Aminda zu befreien und sich wieder mit ihr zu vereinigen.

Der schwarze Hassan aber schüttelte sein Haupt ungläubig und sprach: „Das ist ja aber Alles Unsinn, was Du schwatzest. Wie sollte es der flüchtige Russe wohl wagen, sich hier so nahe bei Eupatoria aufzuhalten, wo die Patrouillen noch immer nach ihm herum streifen? Und wenn er es gewagt hätte, wo sollte er Helfershelfer finden, zu einem so verzweifelten Streiche? Und wenn er sie auch gefunden hätte, von wem hätte er wohl erfahren sollen, daß der Pascha Aminda verurtheilt und daß sie gerade um diese Stunde in den See gestürzt werden sollte? Das Geheimniß wußten nur vier Personen: der Pascha selbst, Omar, ich und Du. Wir drei, die ich zuerst nannte, haben aber sicher nichts verrathen und es bliebe also nur die einzige Möglichkeit, daß Du selbst geplaudert hättest —"

„Wage es nicht, einen solchen Verdacht noch einmal auszusprechen, oder ich breche Dir die Knochen entzwei!" unterbrach ihn der Gefangenwärter zornig

und zeigte ihm die geballten Fäuste. „Ich sollte geplaudert haben? Bin ich etwa meinem Herrn nicht treu? Nicht einmal meiner Tochter habe ich den Befehl des Pascha's auch nur mit einer Miene verrathen. Meinen Knecht aber habe ich schon am Vormittage mit einem Auftrage nach Schiban geschickt, von wo er erst morgen zurückkehren wird, damit er mir nicht im Wege sein und mich belauern sollte. Aber Du hast ganz recht. Diejenigen, die Aminda befreiten, müssen doch von Allem genau unterrichtet gewesen sein und es ist mir selbst unbegreiflich, wie sie es erfahren konnten. Wenn ich die Sache von dieser Seite betrachte, dann — dann — ja, dann möchte ich selbst daran glauben, daß böse Geister ihre Hand mit im Spiele gehabt haben."

„Aha! Kommt Dir der Glaube endlich?" versetzte Hassan triumphirend. „Ich sage Dir: wir können Allah gar nicht genug danken, daß uns das Satansgeschmeiß nicht den Hals umgedreht hat. Ich halte es daher für das Beste, daß wir diesen Platz so schnell als möglich verlassen und in den Palast zurückkehren; denn es könnte das Geisterpack vielleicht gar gereuen, so schonend mit uns umgegangen zu sein, und es könnte noch einmal über uns herfallen und uns einen häßlichen Denkzettel anhängen."

„Ja, laß uns eilen, daß wir den unheimlichen Ort in den Rücken bekommen;" antwortete Orgusk. „Aber was, um Alles in der Welt, sollen wir dem Pascha sagen?"

„Das fragst Du noch?" erwiderte Hassan. „Darüber bin ich längst schon mit mir im Klaren. „Wir müssen

ihm sagen: Herr Dein Wille ist treu erfüllt! Die schöne Aminda liegt sechs Klafter tief auf dem Grunde des Sees. Es wird ihm wahrlich nicht einfallen nachzuspringen, um zu sehen ob es auch wahr ist. Wollten wir ihm aber sagen, daß sie uns geraubt worden ist und ihm auch die schönste Geistergeschichte erzählen, so würde er uns doch kein Wort glauben, sondern sich fest einbilden, wir hätten im Einverständnisse mit den Räubern gestanden, und das würde uns sicher den Kopf kosten. Also laß uns dreist vor ihn hintreten, ihm ohne eine Miene zu verziehen in's Gesicht sagen: Herr es ist geschehen, was Du befohlen und unsere Belohnung in Empfang nehmen. Die Wahrheit wird er doch nie erfahren; denn mag nun die schöne Aminda durch Geister, oder durch Menschen gerettet worden sein, so wird sie sich doch sicher hüten ihm jemals wieder vor's Gesicht zu kommen. Ich ärgere mich nur, daß wir sie nicht selbst freigelassen und uns die schönen Reichthümer auch noch verdient haben, die sie uns anbot."

Der ehrlichere Orgusk aber meinte: „Nein, nein! So ist es besser! Dann hätten wir Verrath geübt gegen unsern Herrn und würden ihm nicht so dreist haben in's Antlitz schauen können, wie jetzt. Jetzt sind wir unschuldig und wenn wir ihm nun sagen, daß wir seinen Befehl erfüllt hätten, so ist dies doch nur eine Nothlüge, um unsere Köpfe zu wahren, und nicht bestraft zu werden für die Nichterfüllung seines Auftrags, die wir doch nicht verschuldeten. So, wir sind einig! Nimm jetzt die Bahre auf und laß uns gehen."

Sie hatten indessen die beiden Säcke, die man

ihnen übergezogen, zusammen gewickelt und auf die Matratze geworfen, um nichts zurückzulassen, was sie hätte verrathen können; dann nahmen sie die Bahre auf und kehrten auf demselben Wege auf welchem sie gekommen waren, in den Palast zurück. An der kleinen Mauerpforte harrte ihrer der Haremsbeamte Omar schon, und theilte ihnen mit, daß er Befehl habe, sie sogleich zum Pascha zu führen, um ihm Bericht abzustatten. In der Wohnung des Gefangenwärters setzten sie die Trage nieder und folgten dann Omar, nicht ohne Herzklopfen. Doch Beide wußten, daß ihr Leben auf dem Spiele stand und deshalb suchten sie Fassung zu gewinnen, und traten auch in ziemlich ruhiger Haltung vor Suleiman, dessen Fragen sie dreist genug beantworteten; weshalb er auch keinen Verdacht schöpfte. Hassan gab sogar eine recht gut erfundene und nicht unwahrscheinlich klingende, haarsträubende Erzählung, wie sie die Verurtheilte in das Boot getragen, wie sie wahrscheinlich bemerkt, daß sie ihrem letzten Ziele nahe sei, wie sie sich im Sacke gekrümmt und gewunden, gestöhnt und um Gnade geschrieen habe; wie sie aber nicht darauf geachtet, das Boot hinausgerudert, bis in die Mitte des See's, wo sie sie hinabgestürzt hätten.

Der Pascha war todtenbleich, als er diesen Bericht vernahm und kalter Schweiß troff von seiner Stirn. Doch hörte er ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen und als er geendet hatte, warf er mit finsterer, verächtlicher Miene Jedem einen Beutel mit Piastern zu und gebot ihnen sich zu entfernen, nachdem er ihnen nochmals das strengste Stillschweigen eingeschärft hatte.

Beide kehrten hierauf, recht innerlich froh, daß Alles noch so glücklich abgelaufen war, in die Wohnung des Gefangenwärters zurück, wo sie Marsa fanden, welche sich in einer außerordentlich heitern Stimmung mit der Bereitung des Abendbrots beschäftigte. Als sie ihren Vater erblickte, flog sie ihm mit einem lauten Freudenrufe entgegen, als ob sie ihn seit langer Zeit nicht gesehen hätte, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn herzlich.

Auch Orgusk war, durch die glücklich überstandene Gefahr und durch die Rettung Aminda's, über die er sich doch in der Stille seines Herzens freute, zu milderen Gefühlen gestimmt, und liebkoste deshalb auch seinem Kinde, was nur höchst selten geschah. Dann aber drängte er sie von sich und sprach gutmüthig: „Na, na! Laß mich nun! Was hast Du denn heute?“

„Ach ich freue mich ja so sehr, daß ich es gar nicht sagen kann;“ entgegnete sie. „Ich freue mich, daß Du aus dem Gefängnisse befreit bist, daß ich Dich wiedersehe, daß Du bei mir bleibst und ich Dich nun wieder pflegen kann.“

„Ja, ich weiß, daß Du ein gutes Kind bist;“ versetzte er, ihr die Locken streichelnd. „Aber jetzt geh' an Deine Arbeit und spute Dich, daß das Abendbrot fertig wird, denn wir sind Beide hungrig.

Marsa ging in die Küche zurück und trällerte munter ein tartarisches Liedchen. Sie freuete sich nicht allein über die Befreiung ihres Vaters aus dem Gefängnisse, sondern auch darüber, daß ihm nicht das geringste Leid geschehen und die unglückliche Aminda doch gerettet

worden war. Sie war im Verborgenen Zeugin der Ausführung des ganzen Planes gewesen, und der Vicomte Hector de Beaumonte hatte ihr für den Beistand, den sie geleistet eine mit Gold gefüllte Börse aufdringen wollen, die sie jedoch mit der größten Entschiedenheit zurückgewiesen hatte.

XIV.

Wir beabsichtigen keineswegs, um die eigentliche Handlung der Erzählung nicht aufzuhalten, eine vollständige Beschreibung des glänzenden Festes zu geben, welches Omer Pascha veranstaltet hatte, theils um sein erstes Erscheinen auf dem neuen Kriegsschauplatze zu feiern, theils auch, um dem zu seiner Begrüßung gesendeten, General Levaillant und dessen Gefolge eine Ehre zu erzeigen. Der kühne Feldherr, dem es gelungen war, die Russen in den Donaufürstenthümern bereits glänzend zu züchtigen, fügte sich den orientalischen Sitten und Gebräuchen nur in soweit, als es die muhamedanischen Religionsgesetze durchaus erforderten, die er als Renegat zu halten einmal beschworen hatte. In seinem häuslichen Leben jedoch, und in seinem gesellschaftlichen Umgange mit Christen, ließ er noch immer die europäischen Sitten vorherrschen, welchen sich überhaupt die aufgeklärteren Muselmänner immer mehr näherten und in welche sich selbst der Sultan willig zu fügen wußte, bei den großen Festen, welche ihm zu-

weilen die Gesandten der Westmächte in Konstantinopel gaben. Deshalb war auch das festliche Mahl in Omer Pascha's Palaste durch geschickte französische Köche bereitet, und die Tafel unter Leitung seines französischen Haushofmeisters ganz in europäischer Weise servirt worden. Nur statt der Stühle hatte man ringsum ganze Reihen Ottomanen aufgestellt, welche die weichen Polstersitze, an die seine türkischen Gäste nun einmal bei ihren Mahlzeiten gewöhnt waren, wohl ersetzen konnten. Uebrigens war die größte Pracht entfaltet worden und die kostbaren Tafelaufsätze, das blitzende Silberzeug, verkündeten, daß sich der Pascha bereits einen nicht gewöhnlichen Reichthum erworben hatte. Der große Saal, in welchem das Fest stattfand, war nach orientalischer Weise reich geschmückt und glänzend erleuchtet. Eins der besten türkischen Musikcorps, größtentheils aus Europäern gebildet, war aus dem Lager herbeigerufen worden, und spielte Ouvertüren, Märsche, Arien und Tänze aus den neuesten Opern französischer, italienischer und deutscher Componisten, während der Tafel, nach deren Beendigung einige Tänze durch griechische Sclavinnen aufgeführt werden und dann ein Ball folgen sollte.

Eine Stunde nach dem muhamedanischen Abendgebete sollte das Fest beginnen und Omer Pascha empfing seine Gäste, von seinen beiden Frauen und seiner Lieblingstochter Selinda umgeben, deren Antlitz frei war, obgleich ihre langen, weißen Schleier von ihrem Kopfputze niederweheten, und in zierlichen Falten in den Nacken hinab fielen. Alle Oberbefehlshaber der türkischen Armee waren eingeladen worden, nur Suleiman

Pascha nicht, und Diejenigen, welche wenigstens einen Theil ihres Harems mit in's Feld genommen hatten, erschienen größtentheils mit ihren Frauen, unter welchen sich mehrere durch seltene Schönheit und kostbare Toilette auszeichneten. Auch von den angesehensten Einwohnern Eupatoria's hatten Mehrere Einladungen erhalten, welcher sie auch mit Frauen und Töchtern Folge leisteten. Es waren größtentheils Armenier, Griechen oder vornehme Tartaren. Zuletzt erschien der General Levaillant mit seinem Gefolge in Parade-Uniform, unter welchem sich auch der Artilleriemajor Hector de Beaumont und sein unzertrennlicher Freund Charles Morand befanden, der seit der Schlacht bei Inkerman zum Premierlieutenant avancirt war.

Beide hatten kaum noch Zeit gefunden sich dem General anzuschließen, nachdem ihnen die Rettung Aminda's so glänzend gelungen war, und sie hätten mit Freuden dem Feste entsagt, und sich glücklich gefühlt, wenn sie die ganze Nacht hindurch, neben dem bescheidenen Marketenderwagen hätten herreiten und ihre Geliebten, die er enthielt, beschützen können. Doch sie befanden sich gewissermaßen im Dienste, da sie zum Gefolge des Generals commandirt worden waren; deshalb war es ihnen nicht möglich, die Wünsche ihres Herzens zu befriedigen, und sie mußten sich mit der Hoffnung trösten, schon am andern Tage wieder nach Balaklawa zurückkehren zu können.

Omer Pascha empfing die Franzosen sehr zuvorkommend und ihr Eintreten in den Festsaal verbreitete sogleich ein reges Leben unter der ganzen Gesellschaft;

denn die aufgeweckten, gewandten, französischen Offiziere wußten nicht allein die Damen, sondern auch die Herren der Gesellschaft für sich einzunehmen.

Bald nach ihrem Erscheinen wurde das Zeichen zur Tafel gegeben und Selinda, welche auf ihres Vaters Geheiß ihren Platz genommen hatte zwischen dem General Levaillant und Hector de Beaumonte, wurde bald durch diese beiden Cavaliere in eine interessante, geistreiche Unterhaltung verwickelt, so daß sie ihr kleines Abenteuer, welches sie am vergangenen Morgen erlebt hatte, beinahe gänzlich vergaß.

Einer orientalischen Sitte gemäß, welche der Pascha beibehalten hatte, da sie eine gewisse Huldigung der Frauen ausdrückte, öffneten sich, sobald die Gäste Platz genommen hatten, die Flügelthüren des Saales und der Gärtner des Palastes trat mit einem Gehülfen ein. Beide waren in türkisches Costüm gekleidet und trugen silberne Platten auf ihren Häuptern, auf welchen zierliche Blumensträuße lagen, zu welchen die schönsten Blnmen des Treibhauses verwendet worden waren. Sie gingen zu beiden Seiten der Tafel hinauf, bis an das Ende, wo der Festgeber saß, und schritten dann wieder langsam hinab, indem sie jeder Dame mit stummer Verbeugung ein Bouquet boten.

Der Gehülfe des Gärtners, ein noch sehr junger Mann, hatte die Seite eingenommen, an welcher Selinda saß. Sie war die Erste, der er seine Blumen anzubieten hatte, und geschickt schob er eins der schönsten Sträußchen auf den Rand der Platte, welches sie auch ergriff und schon in der Hand hielt, als sie erst zu ihm

aufblickte, um ihm mit einer stummen Neigung ihres Hauptes ihren Dank zu erkennen zu geben. Doch dieser einzige Blick ließ sie auch erbleichen und ein leiser Schreckensruf drang unwillkürlich über ihre Lippen. Sie hatte in dem Gärtnergehülfen Felix, ihren Schützling erkannt, trotz der türkischen Kleidung, die er trug und die ihn ziemlich unkenntlich machte.

Ihr Schrecken war jedoch nicht unbemerkt geblieben und der Pascha rief ihr in besorgtem Tone zu: „Was erschreckt Dich, theure Selinda? Trägt der junge Bursche da die Schuld, dann Wehe ihm!“

Doch hastig entgegnete sie: „O nein, o nein; lieber Vater, er trägt keine Schuld. Ich glaubte nur, — ich sähe eine — Spinne unter den Blumen.“

„Aber dann trägt er ja doch die Schuld;“ versetzte Omer Pascha, seine Augenbrauen finster zusammen ziehend. „Es geschah doch durch seine Nachlässigkeit, daß das Ungeziefer zwischen die Blumen kam.“

Doch ~~Aminda~~ reichte ihrem Vater ihre Hand über die Tafel und sprach begütigend: „Ereifere Dich nicht, mein guter Vater, es ist ja nicht der Rede werth. Ich glaubte nur, es wäre eine Spinne, aber ich täuschte mich, es war ja nur ein kleines welkes Blatt.“

„Wer ist der Bursche?“ fragte der Pascha, noch immer finster, den alten Gärtner, der auch erschrocken war, sich jedoch zu fassen suchte und ehrerbietig antwortete: „Es ist der Gehülfe von dem ich Dir gesagt, daß ich ihn erwarte, und der auch gestern von Baktschisserai eingetroffen ist.“

„Ah so! Deshalb fiel mir sein Gesicht auf; ich

hatte ihn noch nicht gesehen;“ entgegnete der Feldherr etwas freundlicher. Dann richtete er einen scharfen Blick auf Felix, welcher in furchtloser, beinahe stolzer Haltung noch immer hinter Selinda stand, und sprach zu ihm: „Bist Du in der Krim geboren?“

„Nein, ich bin in Petersburg geboren;“ erhielt er dreist zur Antwort; „und mein Vater ist ein Deutscher.“

„Ein Deutscher!“ rief der Pascha immer freundlicher und sein Zorn schien bereits gänzlich verschwunden. „Und Du kommst von Baktschisserai? Dann kannst Du uns vielleicht Auskunft geben, über die Stellung der russischen Truppen?“

„Nein, das kann ich nicht;“ entgegnete Felix fest und entschieden.

„Wie? Das kannst Du nicht? Du wirst doch gehört haben, wie viele Regimenter in Baktschisserai und der nächsten Umgegend stehen?“

„Nein; denn ich habe mich nicht um die Soldaten bekümmert, sondern nur um meine Blumen.“

„Hm! Das verräth einen friedlichen Charakter. So entledige Dich Deines Geschäftes und dann geh'.“

Felix folgte dieser Weisung und reichte seine Bouquets den Damen die ganze Tafelreihe hinab, bis er zu Ende war, dann entfernte er sich mit dem Gärtner.

Selinda hatte indessen die qualvollste Angst ausgestanden; denn wenn sich Felix verrieth, wenn es entdeckt wurde, daß er in russischen Diensten stand, daß er aus dem Gefängnisse ausgebrochen, und daß sie ihm eine Freistatt geboten — wie sehr konnte man dann ihre edle Handlung verdächtigen, und welchen Mißdeutungen

war dann ihr Ruf ausgesetzt? Sie war einer Ohnmacht nahe und hielt sich nur mit Mühe aufrecht, so lange das Gespräch ihres Vaters mit dem jungen Manne dauerte, und als es beendigt war, wurde sie auf's Neue erschreckt, durch die Bemerkung des französischen Generals, welcher neben ihr saß: „Mir erscheint der Charakter des Burschen nicht eben sehr friedlich, und ich wollte darauf wetten, daß er bereits, so jung er auch sein mag, in Militairdiensten gestanden hat; denn seine ganze Haltung verräth es. Da er aber aus Baktschisserai kommt, könnte er vielleicht gar ein russischer Spion sein —"

„Um Allah's willen! Was sprechen Sie da?" unterbrach ihn Selinda angstvoll. „Bedenken Sie auch, daß Sie den jungen Menschen in die größte Gefahr stürzen, sobald Sie diesen Verdacht nur laut äußern? Ich habe nichts von militairischer Haltung an ihm bemerkt, im Gegentheil erscheint er mir sehr unbeholfen und harmlos."

Der General war ein viel zu galanter Cavalier, um dem Ausspruche, den sie mit so großem Ernste vernehmen ließ, zu widersprechen, und mit Gewandtheit wußte er das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken, wodurch sie bald wieder in eine beruhigtere Stimmung versetzt wurde. Ihre Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft geführt und der General fand sich ganz bezaubert von seiner schönen Nachbarin, in deren Reden sich, ohne damit prunken zu wollen, Gefühl und Geist aussprachen. Er blieb deshalb auch nach aufgehobener Tafel an ihrer Seite, und da sie ihm mehrere Tänze

gewährte, fand sie kaum einige Minuten Zeit in ein Nebenzimmer zu schlüpfen, ihre Zofe Mirza herbeizurufen und ihr das Bouquet zu übergeben, welches sie durch Felix empfangen hatte. Sie befahl ihr die Blumen in frisches Wasser zu setzen, aber sie nicht auseinander zu binden, sondern sie in derselben Ordnung zu lassen, wie sie vereinigt waren. Dann erst begab sie sich nach dem Balle zurück.

Omer Pascha hatte sich mit Hector de Beaumonte, welcher noch wegen der Folgen seiner Wunde, die er in der Schlacht bei Inkerman empfangen, dem Tanze entsagen zu müssen behauptete, in ein kleines freundliches Cabinet zurückgezogen, wo Beide einige Zeit bei einer Flasche echtem Syrakuser, ganz allein beisammen saßen. Der Feldherr hatte von allen Franzosen, die er jemals kennen gelernt, den jungen Hector am liebsten gewonnen. Er schätzte in ihm nicht allein den brillanten Cavalier, sondern auch den tapfern, edelherzigen, offenen und redlichen Mann, dem das Schicksal der Türkei tief zu Herzen zu gehen schien. Deshalb hatte er auch gewünscht während seiner kurzen Anwesenheit ein recht vertrauliches Gespräch mit ihm zu führen und alle seine Sorgen und Befürchtungen in Bezug auf den Krieg gegen ihn auszuschütten. So hatte denn auch ihre Unterhaltung sehr bald eine politische Wendung genommen, und nachdem man die Fortschritte der Belagerung von Sebastopol besprochen, warf Omer Pascha die Frage auf: „Und glauben Sie überhaupt, daß die Festung fallen wird?"

„Sie wird und muß fallen!" entgegnete Hector

entschieden; „der Kaiser Louis Napoleon bedarf der Trümmer Sebastopols, um den Frieden darauf zu bauen."

„Den Frieden, nach einem solchen Siege? Ich sollte meinen, daß dieser Sieg nur das Vorspiel sein müßte zu einem Vernichtungskriege gegen Rußland. Der Fall Sebastopols wird den nordischen Riesen erschüttern bis in die innersten Nerven. Seine Armeen jetzt schon entmuthigt und demoralisirt, werden bald unfähig sein zum ernstlichen Widerstande und ein rascher, kühner Feldzug der verbündeten Armeen, bis in das Herz Rußlands, wird ein Feuer entzünden, vor welchem der Nordstern erbleichen muß für immer und ewig."

„Aber man will ja nicht, daß er erbleichen soll. Man will ihn nur hemmen in seiner gefahrdrohenden Bahn. Man will ihm nur eine milde Lehre geben, ihm nur zeigen, daß es auch noch andere mächtige Sterne am politischen Horizonte giebt, deren Strahlenglanz sich wohl mit ihm messen kann. Es thut mir leid, daß ich es aussprechen muß, aber dieser Krieg wird weit verderblicher werden für den siegenden Orient, als für das unterliegende Rußland. Der nordische Riese wird nach dem Falle Sebastopols gern Frieden schließen; denn er wird ihm geboten werden unter den mildesten Bedingungen. Er wird sich vielleicht einige Zeit isolirt halten und seine Kräfte auf's Neue sammeln. Er hat die Fehler und Schwächen seiner militairischen Organisation kennen gelernt, drum wird er sie verbessern und wird nach wenigen Jahren schon weit furchtbarer gerüstet auftreten, vielleicht mit einem eben so mächtigen Alliirten an der Seite. Die Pforte aber wird durch den Frie-

den nichts gewonnen haben, als eine erdrückende Schuldenlast, und eine noch weit erdrückendere Abhängigkeit von ihren Bundesgenossen."

„Leider, leider sprechen Sie da die Wahrheit. Die unglückliche Pforte hat keine Bundesgenossen gewonnen, sondern sich Vormünder aufgeladen, welche nach ihrem Erbe trachten. Man gönnt dem armen, tief gesunkenen, türkischen Volke seine Existenz nicht mehr. Man giebt sich das Ansehen, für das Christenthum zu streiten und doch ist die europäische Politik unchristlich; denn es ist ihr weit weniger zu thun um ihre Glaubensgenossen, als um die materiellen Vortheile, die sie sich im Orient zu sichern wünscht. Ich sehe es kommen, daß die Pforte den Westmächten mehr wird gewähren müssen, als die Forderungen Rußlands, die den Krieg entzündeten, von ihr erheischten. Die Integrität und Selbstständigkeit des osmanischen Reiches wird zu einem Schattenbilde herabsinken; der Nordstern wird fortleuchten, wie eine verderbendrohende Brandfackel, der Halbmond aber, der einst einen so mächtigen Glanz verbreitete, wird erbleichen, und wenn ihm nicht die innere Lebensgluth auf's Neue erwacht — bald ganz erlöschen."

So ist es, und so gern ich Ihnen ein tröstendes Wort sagen möchte, wage ich es doch nicht zu widersprechen. Nur eine einzige, wenn auch für uns Abendländer traurige Hoffnung, blüht noch für die Türkei. Wenn das alte, morsche Europa selbst unter sich in heißen Kampf geräth, wenn die Großmächte selbst unter sich um die Oberherrschaft Europa's blutig ringen; oder wenn ein allgemeiner, großer Völkerkampf entbrennt,

wenn alle Nationen sich um das Banner der Freiheit schaaren, um ihre unterdrückten Rechte zu erstreiten, dann erst wird der Orient aufathmen dürfen und wenn ihn dann ein neuer Geist beseelt, dann wird er auch zu neuem Leben erwachen, zu neuer Macht gelangen. Sie aber, theurer Omer, sind der Mann, den Türken als Leitstern zu dienen und ihnen vorzuleuchten, auf dieser neuen Bahn."

Sie schätzen mich zu hoch. Ich bin Soldat, aber zu wenig Staatsmann, um ein der Verwesung heimgefallenes Reich auf's Neue zu beleben. Auch kann ich es ihnen wohl vertrauen, daß ich unter den Mächtigen des Reiches fast keinen einzigen wahren Freund zähle, aber Feinde und Neider in Menge. Dazu kommt noch, daß ich mir die heimliche Feindschaft Englands zugezogen, vielleicht weil man mein Waffenglück fürchtet und ich habe es längst durchschaut, daß ich nur durch die Intriguen des englischen Gesandten hierherberufen wurde, nicht, um mit meiner wackern Armee Theil zu nehmen am Kampfe, sondern um mir die Hände zu binden und mich zu hindern, daß ich mich nicht nach Kleinasien werfe, um auch dort die Russen zu schlagen, wie mein Heer sie bei Silistria und in den Donaufürstenthümern schlug."

Diese Befürchtungen mochte ich nicht aussprechen; doch sie sind auch mir längst schon aufgestiegen. Es ist kein Ernst im ganzen Kriege und die hohe Diplomatie Frankreichs und Englands ersehnt mit Schmerzen die Stunde, wo man sich mit Rußland wird vertragen können, ohne zu bedenken, daß sie eben dadurch eine

Schwäche zeigt, die der nordische Riese wahrlich nie verrathen würde, und wäre er auch noch tiefer gedemüthigt, als es bereits geschehen ist. Aber er wird die Schwäche wohl benutzen und wird darauf pochen, wenn es zum Frieden kommt."

In diesem offenen Tone, und im Einverständnisse fast über alle Tagsfragen, setzten sie dieses politische Gespräch, wohl noch eine Stunde fort, bis sie sich wieder zur Gesellschaft zurück begaben. Der Ball aber dauerte bis nach Mitternacht, worauf die Gäste sich empfahlen und auch Selinda sich erschöpft in ihre Gemächer zurückzog.

Eine innere Aufregung aber, die sie nicht zu bewältigen vermochte, hob noch immer ihren Busen, und nachdem sie, mit Hülfe Mirza's ihre Festgewänder abgelegt und sich in ihr Negligé geworfen hatte, dachte sie noch nicht daran sich zur Ruhe niederzulegen; sondern sank auf die Polster nieder, um noch eine Zeit lang ihren Gedanken nachzuhängen. Da fiel ihr sinnender Blick plötzlich auf den Blumenstrauß, den sie an der Tafel von Felix empfangen und welchen ihre Zofe in eine kostbare Vase mit frischem Wasser gestellt hatte. Der Anblick der Blumen rief ihr die qualvolle Angst, die sie ausgestanden, wieder in's Gedächtniß zurück und sie zürnte ihrem Schützlinge beinahe über seine Verwegenheit, mit der er es gewagt hatte, sich ihr im Angesichte ihres Vaters und aller Gäste zu nähern und sich der Gefahr auszusetzen entdeckt zu werden. Doch die Flammen ihres Zornes kamen nicht zum Ausbruch; denn sie wurden bald durch ein milderes Feuer gedämpft,

dessen Gluth sie sich freilich selbst noch nicht zu deuten wagte, die doch aber mächtig genug war, um ihr eine versöhnliche Stimmung gegen den kühnen Jüngling einzuflößen.

Erst nach einer langen Pause ergriff sie zagend das Bouquet; denn sie hatte schon während der Tafel bemerkt, daß die darin enthaltenen Blumen nach dem Selam, oder der türkischen Blumensprache geordnet waren, wodurch im Orient Gedanken und Empfindungen, Wünsche oder Bitten ausgedrückt werden. Während sich daher Mirza mit dem Hinwegräumen des Ballstaates beschäftigte, suchte sie den Selam zu entziffern und es gelang ihr bald ohne Mühe, da sie selbst sehr erfahren war in der Kunst der Blumensprache. Zu ihrem Erstaunen ersah sie daraus, daß ihr Felix seine Liebe gestand und sie um eine Unterredung für den nächsten Morgen bat. Ganz verwirrt und beunruhigt ließ sie den Strauß in ihren Schoos sinken, denn sie erkannte nur eine neue Kühnheit daraus, welche ihnen Beiden hätte verderblich werden können, wenn andere Augen, als die ihrigen, den geheimen Sinn entziffert hätten. Rasch nahm sie dann das Bouquet wieder auf, löste das Band, und vermischte die Blumen unter einander, um ihre bedeutungsvolle Reihenfolge zu vernichten, worauf sie sie wieder in die Vase steckte, um sie so lange als möglich frisch zu erhalten. Erst als dies geschehen war, suchte sie ihr Lager auf, um Mirza fortschicken zu können; denn sie fühlte das Bedürfniß allein zu sein.

Als sie aber nun in ihrem rosig erleuchteten Schlafzimmer einsam lag, in ihre seidenen Kissen gehüllt, da

flüsterte sie leise vor sich hin: „Er liebt mich, der Unglückliche! Ich aber darf ihn nicht wieder lieben; denn er ist ja der Feind meines Vaters, meines Vaterlandes. Und wenn es auch nicht wäre — ich dürfte ihn doch nicht lieben; denn er ist ja ein Christ und ich darf nur die Gattin eines Muselmannes werden."

Eine recht wehmüthige Empfindung bemächtigte sich ihrer, und es entspann sich in ihrem Innern ein heftiger Streit, ob sie ihm seine Bitte um eine Unterredung gewähren solle, oder nicht? Sie vermochte es ihm zu verzeihen, daß er ihr seine Liebe gestanden hatte, aber sie fühlte es, daß sie ihm kein Gegengeständniß gewähren dürfe; denn sie vermochte ihm ja weder Hoffnung noch Trost zu bieten. Wozu sollte sie also ein Band knüpfen, welches nur Gefahr für ihren fleckenlosen Ruf, Gefahr für seine Sicherheit herbeiführen mußte? Aber doch zögerte sie eine Entscheidung zu fällen, über seinen Wunsch sie zu sprechen, und ohne daß sie einen Entschluß darüber gefaßt hätte, schloß der Schlummer endlich ihre Augenlider.

Als sie am andern Morgen erwachte, fiel ihr erster Blick auf die Blumen, welche sie mit in ihr Schlafzimmer genommen hatte und sogleich waren auch alle hire Gedanken wieder auf Felix gerichtet und auf seine Bitte. Obgleich sich ein heftiger Streit in ihrem Innern entspann, ob sie ihm gewähren solle, oder nicht, reifte doch zuletzt der Entschluß immer mehr in ihrer Brust, ihm eine Unterredung zu vergönnen; denn in ihrem eignen Herzen regte sich der lebhafte Wunsch, ihn wenigstens noch einmal zu sehen und zu sprechen.

So erhob sie sich denn beinahe freudig aufgeregt von ihrem Lager, und nachdem sie ihr Frühstück eingenommen und den Morgenbesuch ihres Vaters abgewartet hatte, ließ sie sich von Mirza zu ihrem gewöhnlichen Spaziergange im Parke ankleiden, den sie auch bald darauf mit ihr antrat.

Selinda war schweigsam und ließ die Zofe plaudern, vom gestrigen Feste und sonst noch von allerlei Dingen, die sie heute wenig interessirten. Wie in tiefes Sinnen verloren, schritt sie langsam an ihrer Seite dahin; denn der Tag war sonnig und milde, und sie bemerkte es kaum, daß Marsa, des Gefangenwärters Tochter, ganz verstört auf sie zueilte.

Als sie die Kleine aber endlich bemerkte, rief sie ihr freundlich zu: „Ei, ei, liebes Kind, warum hast Du nicht Wort gehalten, und bist gestern nicht zu mir gekommen?“

„Ich durfte nicht;“ entgegnete Marsa athemlos.

„Du durftest nicht? Und wer verhinderte Dich daran?“

„Mein Vater war wegen der Flucht des Gefangenen von dem Pascha in den Kerker geworfen worden und dieser befahl auch mir die Mauern des Schlosses nicht zu überschreiten.“

„Dann warst Du freilich gewissermaßen selbst gefangen und bist also außer Schuld. Aber Du bist nun wieder frei und ist es Dein Vater auch?“

„Wir sind beide frei!

„Aber warum kommst Du so eilig. Ist sonst etwas vorgefallen? Es droht doch unserm Schützlinge

keine neue Gefahr? Gewiß nicht! Denn Du bist so freudig bewegt?"

„Ja, das bin ich, obgleich es vielleicht Unrecht ist; denn man soll sich über keines Menschen Unglück freuen; aber ich kann nun heute einmal nicht anders. Der Pascha Suleiman ist in Ungnade gefallen, aller seiner Würden und Aemter entsetzt und sogleich nach Konstantinopel berufen, von wo aus er in die Verbannung geschickt werden wird. Im ganzen Schlosse herrscht die größte Verwirrung, Alles wird eiligst eingepackt; denn heute Nachmittag schon soll der Pascha zu Schiffe gehen. Deshalb bin ich hierher geeilt, so schnell mich meine Füße trugen, um Dir, hohe Herrin, und dem armen Flüchtlinge Alles mitzutheilen; denn er wird nun nichts mehr von der Rache des Pascha zu fürchten haben."

Selinda hörte mit Erstaunen den Bericht des Mädchens; denn ihr Vater hatte ihr nichts mitgetheilt von dem Schicksale, welches Suleiman betroffen hatte. Obgleich sie aber ihr Bedauern ihm nicht versagte, war sie doch im Stillen eben so lebhaft als das Tartarenmädchen darüber erfreut, daß durch seine schleunige Entfernung das Asyl, welches sie Felix angewiesen hatte, nur noch mehr gesichert wurde. Doch um ihre freudige Bewegung nicht zu verrathen, nahm sie wieder eine ernste, besorgte Miene an, und sagte in theilnehmendem Tone: „Mich dauert die arme Aminda. Sie wird das harte Loos ihres Gebieters theilen müssen und ein trauriges Leben bei ihm führen, wenn er in irgend eine abgelegene Gegend verbannt wird. Ich bin neulich als sie mich besuchte, vielleicht zu hart gegen sie ge-

wesen und möchte ihr gern noch einige Worte des Trostes sagen. Du magst nachher zu ihr hingehen, Mirza, und sie freundlich zu mir einladen, wenn auch nur auf wenige Minuten, damit ich Abschied von ihr nehme."

Mirza verneigte sich stumm, zum Zeichen, daß sie den Befehl erfüllen werde; Marsa aber bemerkte in geheimnißvollem Tone, und halblaut: „Du kannst die Botschaft sparen, Herrin; denn Aminda wird nicht zu Dir kommen."

„Und warum nicht?" fragte Selinda erstaunt.

„Weil sie seit gestern Abend spurlos aus dem Schlosse verschwunden ist."

„Verschwunden?" rief Selinda erschrocken. „Der Pascha wird sie doch nicht haben umbringen lassen? Weißt Du etwas Näheres darüber? Ist sie vielleicht irgend eines Vergehens verdächtigt worden?"

„So ist es! Der Pascha hatte Verdacht geschöpft, daß sie dem Gefangenen zur Flucht verholfen."

„Bei Allah! dann hat Suleiman sie tödten lassen!"

„Du scheinst viel Antheil an ihr zu nehmen?"

„Ja, ich nehme großen Antheil an der Unglücklichen; denn sie war zwar leidenschaftlich und leichtsinnig, aber herzensgut. Die armen Circassierinnen verdienen große Nachsicht, mit allen ihren Fehlern und Schwächen; denn sie wachsen ja größtentheils wild auf in ihrer Heimath, ohne Erziehung, ohne moralische Grundsätze und nur ihre Schönheit wird gepflegt, um — verkauft zu werden. Ach, ein trauriges Loos!"

„Willst Du mir erlauben, Dir einige Worte allein zu sagen?"

„Gern. Sprich: was weißt Du von der Unglücklichen?“

Marsa trat hierauf mit ihr zur Seite und flüsterte ihr geheimnißvoll zu: „Ja, Du hast es errathen, die schöne Aminda sollte sterben. Der Pascha hatte befohlen, sie sollte in den Sasziksee gestürzt werden, und sie befand sich schon auf dem Todeswege. Um meinen Vater aus dem Kerker zu befreien, habe ich dem Pascha angezeigt, daß sie am Abende vor seiner Flucht, mit dem Gefangenen, durch die Oeffnung in seiner Kerkerthür eine Unterredung gehabt hatte. Dies erweckte seinen Verdacht und er sprach das harte Urtheil über sie. Ich hatte sie in Todesgefahr gestürzt, deshalb mußte ich sie auch retten und es gelang mir auch mit Hülfe Anderer. Sie befindet sich jetzt schon in Sicherheit; dem Pascha aber blieb ihre Befreiung verborgen und er glaubt fest, daß sein grausames Urtheil an ihr vollstreckt worden sei.“

„Wahrlich, Du hast brav gehandelt, Mädchen;“ entgegnete Selinda, ihr die Wangen streichelnd. „Und darfst Du mir sagen, wohin sie sich gewendet hat? Ich werde schweigen, wie das Grab.“

„Nach Balaklawa;“ flüsterte Marsa, kaum hörbar.

„Ha! ich ahne!“ rief Selinda; aber sie forschte nicht weiter und es schien ihr zu genügen, daß sie die Unglückliche dem schrecklichen Tode entgangen wußte. Sie rief Mirza wieder zu sich und sprach, einen gleichgültigen Ton annehmend, laut zu der Tochter des Gefangenwärters: „Ich danke Dir für Deine Mittheilungen und erwarte nun, daß Du heute Nachmittag zu

mir kommst, und das Geschenk in Empfang nimmst, welches ich Dir bestimmt habe. Jetzt kannst Du nur nach Deiner Wohnung zurückkehren; denn Du brauchst nicht zu Deinem Oheim, dem Gärtner zu gehen. Ich befand mich bereits auf dem Wege zu ihm, um mir einige Blumen auszusuchen, die ich in meinen Zimmern zu haben wünsche. Dabei werde ich ihm Deine Botschaft ausrichten, und er mag sie dann unserm Schützlinge mittheilen."

Marsa wäre freilich gern selbst gegangen, um Felix zu sehen; doch gehorsam zog sie sich zurück und verließ den Park.

Mit hochklopfendem Herzen begab sich Selinda mit ihrer Zofe nach der Gärtnerwohnung.

Sie war keineswegs Willens die Botschaft an Felix durch den Gärtner bestellen zu lassen; denn sie gab ihr eine erwünschte Gelegenheit sich dem jungen Manne selbst zu nähern. Sie konnte jetzt den Anschein vermeiden als ob sie käme, nur um seinen Wunsch zu erfüllen; denn die Nachricht, die ihr Marsa vertraut hatte, konnte jetzt als triftiger Grund ihres Besuchs im Hause des Gärtners schon allein gelten.

Dieser empfing seine schöne Gebieterin ehrfurchtsvoll, und kaum hatte er ihren Wunsch vernommen Blumen auszusuchen, als er sie auch sogleich nach dem Treibhause führte. Es war so ziemlich gut im Stande gehalten worden; denn der alte Gärtner liebte sein Geschäft, und unter immer grünen Lorbeeren, Myrthen, Orangen, Oleandern und kleinen Palmen, befanden sich auch noch manche blühende Gewächse, unter wel-

chen sich besonders einige schöne Camelien auszeichneten. Aber eben als sie, um diese zu beschauen, bewundernd stehen blieb, öffnete sich die Glasthür, und Felix trat in großer Aufregung und in türkischer Kleidung, wie er sie gestern getragen hatte, herein.

Der junge Mann, welcher noch nie geliebt hatte, war schnell, durch einen einzigen Blick aus Selinda's schönen Augen, wie durch einen Blitzstrahl, plötzlich mit dem Feuer der heftigsten Leidenschaft erfüllt worden. Seine ganze Seele loderte in Flammen auf und mit der unbesonnenen Schwärmerei der Jugend wollte er ihr wenigstens seine glühende Liebe bekennen, wenn er auch nicht hoffen durfte sie erwidert, oder durch ein glückliches Bündniß gekrönt zu sehen. Deshalb hatte er auch am vergangenen Tage den gutmüthigen Gärtner, welcher glaubte seiner Herrin einen geheimen Dienst damit zu erweisen, überredet, ihn als seinen Gehülfen bei der festlichen Tafel mit erscheinen zu lassen, auf die Gefahr hin verrathen zu werden. Bekannt mit der Blumensprache des Orients hatte er das für Selinda bestimmte Bouquet selbst geordnet und ihr dadurch seinen Wunsch zu erkennen gegeben, sie zu sprechen, zugleich auch die Erklärung seiner Liebe darin ausgedrückt. Als er sie jetzt erblickte, flog er ihr freudig entgegen; denn er glaubte in der Gewährung seiner Bitte auch zugleich einen Ausdruck ihrer Zuneigung zu erkennen. Ehe sie es verhindern konnte, stürzte er zu ihren Füßen nieder, küßte den Saum ihres Kleides und sprach in feurigen Worten, wie der Moment sie ihm eingab, seine Liebe aus. Selinda war ganz bestürzt. Sie hatte

sich vorgenommen, sobald sie ihn sähe, zuerst das Wort zu ergreifen und ihm zu sagen, daß sie nur gekommen sei, um ihm die Nachricht von der Ungnade, welche Suleiman betroffen, und von seiner schleunigen Abreise zu bringen; weshalb auch der Fortsetzung seiner Flucht nichts mehr im Wege stehe. Sie hatte diese letzten Worte besonders betonen wollen, um ihm zu zeigen, daß sie seine Entfernung wünsche; doch dies Alles war bei dem Anblicke des leidenschaftlichen Jünglings aus ihrem Gedächtnisse entschwunden. Sie fürchtete sich fast vor ihm und blickte nach Beistand um, doch sie war allein mit ihm; denn Mirza hatte nach schlauer Zofen Art geglaubt, durch ihre Gegenwart die Zusammenkunft nicht stören zu dürfen, und hatte den Gärtner aus dem Treibhause mit sich fort gezogen. In immer steigender Bestürzung bat sie ihn aufzustehen; doch er hatte sich ihrer Hand bemächtigt, bedeckte sie mit heißen Küssen und schwur hoch und theuer, daß er vor ihr im Staube liegen bleiben werde, bis sie ihm ein tröstendes Wort gesagt. Doch eben rief er in seiner wilden Begeisterung: „Keine Macht der Erde soll mich von dieser Stelle reißen!" als eine donnernde Stimme dicht hinter ihm antwortete: „Doch die Macht des Vaters, Bube!"

In demselben Momente fühlte er sich von einer starken Faust an der Schulter gepackt, emporgerissen und weit fortgeschleudert von Selinda.

Es war Omer Pascha, welcher unbemerkt durch eine Seitenthür in das Gewächshaus eingetreten, und hinter einer Lorbeergruppe Zeuge des leidenschaftlichen Geständnisses gewesen war.

Selinda sank mit einem Schreckensrufe in die Arme ihres Vaters. Felix hatte unwillkürlich nach der linken Seite gegriffen, wo er sein Seitengewehr zu tragen pflegte, und als er bemerkte, daß er unbewaffnet sei, stieß er einen schmerzlichen Seufzer aus. Doch dachte er nicht daran die Flucht zu ergreifen und sich dem Zorne des beleidigten Vaters zu entziehen. Kühn und trotzig blieb er stehen, wie ein Mann der Genugthuung zu verlangen hat, für einen ihm zugefügten Schimpf.

„Bleib!“ herrschte ihm der Pascha zu. „Wir sprechen uns nachher!“ Dann wendete er sich zu seiner Tochter, welche einer Ohnmacht nahe in seinen Armen lag. In milderem Tone, aber mit väterlichem Ernste, fragte er sie: Was hier vorgegangen? Wer der junge Mann sei und ob sie ihm Veranlassung gegeben, ein solches Geständniß gegen sie zu wagen?

Es dauerte geraume Zeit, ehe Selinda so viel Fassung gewann, ihm einen kurzen Bericht über das Vorgefallene abzustatten. Sie wollte sich zu seinen Füßen werfen, allein er duldete es nicht und hielt sie in seinen Armen; denn er vermochte der Ueberzeugung nicht zu entsagen, daß sie nur aus Herzensgüte, nicht aber aus strafbarer Leidenschaft gefehlt habe.

Wahr und treu, wie es geschehen war, theilte sie ihm Alles mit und verhehlte ihm auch nicht die Verhältnisse, unter welchen Felix in die Gewalt Suleimans gekommen und von ihm mit dem Tode bedroht worden war; wie sie ihn dann als Flüchtling schlafend gefunden und ihm heimlich ein Asyl vergönnt habe.

Ihr Vater schenkte auch ihrem Berichte volles Ver-

trauen und da er sich jetzt noch mehr überzeugte, daß sie eigentlich nur darin gefehlt hatte, ihm den Vorfall zu verhehlen, so war er gern geneigt ihr zu verzeihen; doch sein Zorn gegen den kecken, jungen Mann, der es gewagt hatte, seiner Tochter, die er über Alles liebte, ein so leidenschaftliches Bekenntniß abzulegen und ihren Ruf dadurch zu gefährden, hatte sich noch nicht gelegt. Er wendete sich deshalb zu ihm, mit finsterer Miene und sprach die bittersten Vorwürfe gegen ihn aus, daß er die edle Handlung, die Selinda in ihrer Unschuld und Herzensgüte an ihm geübt, mit so schmählichem Undank vergolten hatte.

„Glaubtest Du, daß es Dir gelingen würde, diese reine Unschuld zu verführen?“ fuhr er am Schlusse seiner Rede fort. „Oder warst Du gar eitel genug den Gedanken zu hegen, daß ich sie Dir zur Gattin geben würde, Dir, dem Christen, dem Russen, meinem Feinde?“

Aber auch Felix war indessen zur Besinnung gelangt und nachdem der Schrecken den wilden Aufruhr seiner Leidenschaft gedämpft hatte, regten sich Beschämung und Reue in seiner Brust. Vor allem traf ihn der Vorwurf der Undankbarkeit schwer; denn er fühlte, daß er gerecht war. Deshalb entgegnete er dem Zürnenden, zwar noch immer mit einem gewissen Stolze, doch auch mit Ehrerbietung: „ich habe gefehlt und gestehe es reuig, daß ich undankbar gehandelt; doch Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen Gedanken gehegt, welcher Deiner reinen, schuldlosen Tochter hätte zur Schmach gereichen können. Ich wüede mich selbst verfluchen, wäre ein

solcher Gedanke über mich gekommen! Es hat mich ergriffen, wie ein Zauber! Ich mußte es ihr sagen, wie heiß ich sie liebe, sonst wäre ich wahnsinnig geworden. Ich mußte es ihr sagen, wenn ich auch keine Hoffnung hegte, keine — keine! Drum zürne nicht mir, sondern zürne der höheren Macht, die den zündenden Funken in meine Brust geworfen."

Die edle Sprache und würdevolle Haltung des Jünglings schienen dem Pascha zu imponiren und er entgegnete deshalb auch in einem milderen Tone: „Ich pflege der jugendlichen Schwärmerei, wenn sie aus edlen Gefühlen entspringt, viel nachzusehen, und diese Nachsicht soll auch Dir zu Gute kommen. Ich könnte Dich als Kriegsgefangenen betrachten und Dich nach Varna, oder Konstantinopel senden; ja, ich könnte noch besondere Strafe über Dich verhängen, für Dein allzudreistes Beginnen; aber ich will darauf verzichten, in Rücksicht auf Deine Jugend. Du sollst frei sein, aber Du wirst noch heute Eupatoria verlassen. Ich werde Dir eine Begleitung mitgeben, die Dich sicher durch unsere Vorposten führen wird, damit Du ungehindert zu Deinem Vater, oder in das russische Lager zurückkehren kannst. Hier aber dulde ich Dich keine Stunde länger."

Obgleich der Schmerz der Trennung Felix fast zu Boden drückte, erkannte er doch die Milde, welche in dem Urtheile Omer Pascha's lag. In einfacher Rede sprach er seinen Dank dafür aus, an Selinda aber wagte er es kein Wort mehr zu richten; doch hielt er seine Blicke fest auf sie gewendet. Sie aber barg ihr Antlitz an ihres Vaters Brust und schluchzte leise.

„Geh' jetzt, und erwarte in der Wohnung des Gärtners den Boten, den ich Dir senden werde;“ sprach Omer zu ihm, und kaum im Stande sich noch aufrecht zu halten, wankte Felix nach der Thür. Dort blieb er einen Augenblick stehen, wendete noch einmal seinen Blick zurück — da erhob Selinda ihr Haupt und mit der Hand winkend sprach sie mit gebrochener Stimme: „Leb' wohl! Dein Gott geleite Dich!“

Diese wenigen Worte aber schienen dem unglücklichen Jünglinge seine ganze Kraft wieder zu geben; denn er erhob sich stolz, als er sie vernahm, und mit dem lauten Ausruf: „Leb' wohl, Selinda! Leb' wohl, auf ewig!“ entfernte er sich.

Als nun Beide allein waren, sprach Omer Pascha freundlich und väterlich zu seinem Kinde und fragte sie endlich leise, nicht ohne bange Befürchtung: „Hast Du ihn geliebt?“

„Ich weiß es nicht!“ entgegnete sie eben so leise. „Aber das weiß ich, daß ich ihn werde vergessen müssen. Sei ruhig, lieber Vater, ich werde mich zu fassen suchen. Jetzt aber erfülle mir noch eine Bitte. Verzeihe auch meiner Mirza, dem alten Gärtner und seiner armen Nichte. Wenn sie gefehlt haben, geschah es doch auch nur aus Liebe zu mir.“

„Ich sehe schon;“ erwiderte ihr Vater lächelnd; „ich werde eine allgemeine Amnestie erlassen müssen. So sei es denn! Jetzt aber kehre mit mir in den Palast zurück; wenn Dich unsere Leute an meinem Arme sehen, werden sie um so weniger ahnen, was hier vorgegangen ist und Dein Ruf wird nicht durch den Geifer giftiger

Zungen befleckt werden." Mit diesen Worten führte er sie nach dem Treibhause und Beide begaben sich aus dem Schlosse zurück.

Eine Stunde später aber befand sich Felix, in Begleitung eines vertrauten Dieners des Pascha's, der einen Freibrief für ihn bei sich trug, auf dem Wege nach Baktschisserai. — — —

Einige Monate später stand an einem schönen heitern Frühlingsmorgen Selinda auf einer freien Stelle des Parks und hielt ein Nest, in welchem sich vier junge Tauben befanden, in ihren Händen. Sie hielt ihre schönen Augen, mit dem Ausdrucke einer gewissen Schwermuth gen Himmel gerichtet; denn durch den reinen Aether schwebte bereits die Mutter des einen Taubenpaars im Neste, weit von Eupatoria herüber, angstvoll herbei, um ihre Jungen zu suchen, während ihr die Mutter des andern Pärchens, in gleicher Absicht, jetzt noch unsichtbar, in weiter Ferne folgte. Marsa stand dabei, voll natürlicher Theilnahme in das Nest hineinschauend, und vor beiden stand ein Griechenknabe, ehrerbietig seinen Hut in der Hand haltend und abwechselnd bald auf die kleinen Tauben, bald auf die schöne Dame seine Blicke richtend. Ein junger Newfoundländer-Hund schmiegte sich dicht an ihn an; denn er war von ihm aufgezogen und sein treuer Gefährte, während ein zierlicher schneeweißer Bologneser neugierig zu seiner Herrin emporblinzelte. *)

Seit der Trennung von Felix war Selinda in eine

(* Siehe das Prämienbild № II

stille Schwermuth versunken und die herzliche Heiterkeit, mit welcher sie sonst ihren Vater entzückte, war fast gänzlich von ihr gewichen. Seine militairischen Pflichten entfernten ihn oft und lange von ihr und so blieb sie fast stets einsam, wodurch der Gram nur noch mehr genährt wurde. Auf den Umgang mit ihren Dienerinnen beinahe ganz allein beschränkt, hatte sie sich enger und vertraulicher an die kleine Marsa angeschlossen, und es gewährte ihr ein inniges Vergnügen das gutherzige, aber rohe Naturkind etwas zu bilden. Sie unterrichtete sie in weiblichen Arbeiten, lehrte sie lesen und schreiben und wenn die Lehrstunden beendigt waren, lenkten Beide ihr Gespräch unwillkürlich in ihrer Herzensunschuld auf den Gegenstand, der sie in ihren stillen Träumen am meisten beschäftigte, auf — Felix.

Marsa hatte durch russische Gefangene erfahren, daß der junge Fähndrich zum Regimente Minsk versetzt worden, bereits durch Proben seltener Tapferkeit, die er bei nächtlichen Ausfällen gezeigt, zum Lieutenant avancirt sei und sich in Sebastopol befände. Doch weitere Nachrichten vermochte sie nicht von ihm zu erhalten; obgleich sie dieselben eben so innig ersehnte, als die Tochter des Pascha. Da sie sich nun schon seit Jahren mit der Pflege und Zucht mancherlei Geflügels beschäftigte, so war sie auch nicht ungeschickt in der Abrichtung von Brieftauben, welche gerade im Orient noch häufig als geheime Liebesboten benutzt werden. Dies brachte sie auf den Gedanken ein Paar junge Taubenmütter, welche zum ersten Male, und was ein äußerst seltener Fall ist, ihre Eier zu gleicher Zeit und in einem und

demselben Neste ausgebrütet hatten, wodurch sie vier Junge erzielten, zu gleichem Zwecke abzurichten, um dann durch sie eine Verbindung mit Felix, im fernen Sebastopol anzuknüpfen. Anfangs war sie freilich Willens es ganz insgeheim zu thun, und ihren Plan selbst gegen Selinda zu verschweigen, um sie bei der gehofften Rückkehr ihrer geflügelten Boten mit einer Nachricht von Felix überraschen zu können; denn sie zweifelte nicht, daß dieser ihnen ein Briefchen anvertrauen würde. Aber sie liebte die Tochter des Pascha's, die ihr weit mehr Wohlthäterin, als Herrin geworden war, viel zu sehr, als daß sie es hätte über sich gewinnen können, ihr ein Geheimniß ihres Herzens so lange zu verschließen. So hatte sie denn vor wenigen Tagen ihr Alles mitgetheilt, und Selinda hatte sich ganz entzückt gezeigt über den klugen Plan des Mädchens, und hatte sie aufgefordert denselben ohne Säumniß auch wirklich zur Ausführung zu bringen. Sie vermochte es sich nicht abzuleugnen, daß sie noch immer eine innige Zuneigung für Felix hegte und wenn sie auch ihr Herz zu einer schmerzlichen Entsagung gezwungen hatte, so konnte sie doch sein Bild nicht ganz daraus verbannen und ihm alle Theilnahme entziehen, da sie ihn doch von tausend Gefahren umringt wußte. Deshalb theilte sie auch Marsa's Sehnsucht nach einer sichern Nachricht von ihm.

An jenem Morgen nun sollte die erste Probe angestellt werden, von der Muttertreue der Tauben. Marsa, welche noch immer in dem alten Schlosse zu Eupatoria, bei ihrem Vater, wohnte, nahm das Nest mit den vier Jungen aus dem Schlage, als die Alten ausgeflogen

waren, um Futter zu suchen, und trug es, sorgfältig mit ihrem Tuche verhüllt, nach dem entfernt gelegenen freien Platz im Parke; wo sie mit Selinda zusammentraf, um ihr zugleich die wohlgenährten Thierchen zu zeigen. Das Tuch wurde vom Neste genommen und Omer's schöne Tochter hielt es frei in der Hand. Es dauerte gar nicht lange, so flog auch schon, von jenem geheimnißvollen, natürlichen Instinkte getrieben, mit welchem manche Thiergattungen vor den Menschen bevorzugt sind, die eine Mutter angstvoll herbei und wenige Minuten später folgte ihr auch die Andere.

Eine Zeit lang umkreisten sie unruhig und bange die kleine Menschengruppe, doch da sie das Nest mit ihren Jungen bereits erblickt hatten, faßten sie endlich Muth, senkten sich Beide, als ob sie sich verabredet hätten, herab und ließen sich auf Marsa's Schultern nieder. Als sie aber die freundlichen Worte hörten, welche diese zu ihnen sprach, wurden sie noch dreister, hüpften auf den Rand des Nestes und nachdem sie ihre Jungen freudig geliebkost hatten, flößten sie ihnen sogleich auch Futter ein.

„O, wie niedlich!" rief Marsa in beinahe kindischer Freude die Hände zusammen schlagend. „Sieh'st Du nun wohl, liebe Herrin, die Mütter sind ihren Kindern treu."

„Ich habe nie daran gezweifelt;" entgegnete Selinda, mit einem Ausdrucke der Rührung, den sie nicht verbergen konnte. „Selbst die wilden Thiere des Waldes kennen ja die Mutterliebe, warum sollten die sanften Tauben dies Gefühl nicht hegen?"

„Dann wirst Du auch gewiß nicht daran zweifeln, daß mein Plan gelingt;“ fuhr Marsa fort; „und daß die guten Mütter wieder hierher zu ihren Jungen zurückkehren werden, wenn ich sie nach Sebastopol bringen lasse und sind sie einmal dort gewesen, werden sie auch den Weg zum zweiten Male dorthin finden.“

„Ich glaube es;“ sprach Selinda, indem sie schwermüthig lächelnd ihren Blick in die weite Ferne schweifen ließ. „Aber Du kennst unsere Abrede, mein gutes Mädchen. Es darf nicht den Anschein haben, als ob der Plan von mir ausgegangen sei und es wird überhaupt besser sein, wenn mein Name gar nicht dabei genannt wird.“

„Ei laß mich nur sorgen;“ gab ihr Marsa heiter zur Antwort. „Ich werde Alles schon so einrichten, wie Du es nur wünschen kannst. Sobald die jungen Thierchen nur einigermaßen die Pflege der Alten entbehren und allein fressen können, soll mein guter treuer Telemach seine Wanderung nach Sebastopol antreten und die beiden Mütter mit sich nehmen, in einem leichten, offenen Bauer, den er auf seinem Rücken trägt, damit sie die Gegend sehen können. Ich sende ihn damit geradezu an Felix und biete ihm die Tauben als Geschenk, wobei ihm Telemach mündlich sagen wird, daß er sie als Brieftauben benutzen kann, wenn er noch an die arme Marsa denkt und sie durch eine Nachricht von sich erfreuen will. Zugleich mag ihm der Bursche auch mittheilen;“ fügte sie etwas stolz hinzu: „daß ich gelernt habe Geschriebenes zu lesen, ja selbst zu schreiben, was ich für eine gar große Kunst halte. Dann

werden wir ja bald hören, ob er sich auch zu den Männern zählt, die da denken: Aus den Augen, aus dem Sinne! oder ob er ein gewisses schönes Bild in seinem Herzen treu bewahrt hat; schloß sie endlich, mit einem schalkhaften Seitenblicke auf Selinda.

Diese aber legte ihr sogleich die Hand auf den Mund, und erwiderte ihr, einen Zorn affectirend, den sie nicht empfand: „Ei, so schweig, muthwilliges Mädchen, oder ich werde mich um die ganze Angelegenheit nicht mehr bekümmern und Dir Alles allein überlassen. Mich dauert nur der arme Knabe dabei, der sich so weit wagen soll, zwischen den feindlichen Heeren hindurch, nach der belagerten Festung hinein.“

Telemach, der schon früher zurückgetreten war, um das heimliche Gespräch, welches Beide über die Tauben zusammen führten, durch seine Gegenwart nicht zu stören, hatte Selinda's letzte Worte vernommen, und kam jetzt dreist wieder näher, indem er offen und zutraulich sprach: „Fürchte nichts für mich, Herrin! Ich habe Muth und will schon durchkommen. Und weißt Du warum ich Muth habe? Weil ich meinen guten Vater gar so sehr liebe und nicht mehr leben mag, wenn ich nicht bei ihm sein kann. Ich habe Niemand als ihn auf der Welt, meine Mutter ist todt, und Geschwister habe ich nie gehabt. Ein Paar Tage zuvor, ehe die feindlichen Schiffe kamen und so viele Tausend Soldaten landeten, waren die Russen noch hier, und mitten in der Nacht, ohne daß er mich wecken und von mir Abschied nehmen durfte, schleppten sie meinen Vater mit fort, um Soldat zu werden, wie es vielen kräftigen Männern erging,

und am andern Morgen erfuhr ich es erst von den Nachbaren. Ich weinte und schrie und wollte ihm gleich nachlaufen, aber gute Menschen hielten mich mit Gewalt zurück, und meinten: ich könnte die ganze Krim durchlaufen und würde ihn doch vielleicht nicht finden, aber sicher würde ich umkommen unter allen den schrecklichen Kriegsgefahren; deshalb sollte ich lieber abwarten bis er mir selbst Nachricht zukommen ließe. Da mußte ich mich denn freilich zufrieden geben, und ich fand gute Leute, die mir ein Obdach und einen Bissen Brot nicht versagten, von allen hat aber Marsa am meisten an mir gethan. Sie hat mich wie eine gute Schwester gepflegt, hat mich gespeist wenn ich hungrig war, hat mich gekleidet wenn ich abgerissen war, und mir ein Obdach in ihrer Wohnung gewährt, so oft ich sie darum bat. Drum würde ich auch für sie durch das Feuer laufen, wenn sie es verlangte. Ihre Tauben will ich besorgen sicher und treu; denn ich muß ja jetzt doch nach Sebastopol. Ich habe Nachricht von meinen Vater, durch einen Ueberläufer. Er hat mich grüßen lassen tausendmal, und mir sagen lassen, daß er nicht mehr Soldat ist, sondern Marketender; auch beim Regimente Minsk in Sebastopol, bei welchem der junge Offizier steht, den ich aufsuchen soll; daß er immer an mich denkt und nichts sehnlicher wünscht, als mich bei sich zu sehen. Da ich nun auch nichts sehnlicher wünsche, als bei ihm zu sein, so muß ich hin nach der Festung, ich kann nicht anders. Durchkommen will ich schon; denn ich war schon zweimal mit meinem Vater in Sebastopol und kenne die nächsten und versteckteſten

Wege, wo ich vielleicht gar kein Kriegsvolk antreffen werde. Und wenn auch, so wird man nicht viel auf einen so kleinen Jungen achten, wie ich bin, im schlimmsten Falle aber wird mich mein tapferer Castor schützen." Er deutete dabei auf den jungen Newfoundländer Hund, und blickte der schönen Selinda, welche Wohlgefallen an seinem Geplauder gefunden, kühn und offen in die Augen.

Sie belobte ihn noch wegen seiner kindlichen Liebe, die er für seinen Vater hegte, versprach ihm noch ein Geschenk, bevor er seine Wanderung anträte und entließ dann ihn und Marsa, welche die Tauben wieder nach Eupatoria zurücktrug.

Sie selbst begab sich in das Schloß zurück.

XV.

Kehren wir jetzt nach dem eigentlichen Kriegsschauplatze zurück.

Die verbündeten Truppen hatten unbeschreiblich gelitten. Der Winter war mit seiner ganzen Macht über sie hereingebrochen. Der Schnee lag fußhoch in den Thälern und der eisige Nordwind fegte über das kahle, unwirthliche Plateau, auf welchem die Belagerungstruppen noch immer unter leinenen Zelten, zum Theil auch selbst ohne dieses leichte Obdach lagerten. Besonders die Engländer wurden von einem Heere von Leiden in einer wahrhaft bejammernswerthen Weise

heimgesucht, und hatten dies theils einer krämerhaften Knickerei, theils einer offenbaren Vernachlässigung ihrer Kriegsverwaltung zu danken, welche für immer einen Schandflecken auf den brittischen Namen werfen wird. Die Pferde ihrer Cavallerie gingen bis auf einige Hunderte zu Grunde. Krankheiten, welche größtentheils von mangelnder Pflege entstanden, decimirten die Regimenter in der furchtbarsten Weise, so daß am Ende des Monats Februar von der stolzen, brittischen Armee kaum noch 12,000 Mann dienstfähig waren. Der Schnee, das mit immer neuen Frösten abwechselnde Thauwetter, hatten die Wege so gründlich verdorben, daß man bei dem großen Mangel an Pferden nur mit Mühe die erforderliche Munition und den allernöthigsten Proviant herbeischaffen konnte, von den ziemlich entfernten Landungsplätzen Kamiesch und Balaklawa, und so geschah es oft, daß die Truppen bei allen Strapatzen auch nur dürftig mit Nahrung versehen werden konnten. Das Bombardement war mit wenigen Unterbrechungen fortgesetzt worden, auch die Arbeiten an den Laufgräben durften trotz des harten Winters nicht unterbrochen werden. Und wie gefahrvoll wurde diese Arbeit je mehr man sich der Festung näherte! Seitdem die dritte Parallele eröffnet worden war, hatten die Leute in den Laufgräben Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Die Mannschaften waren in Gruppen von 20 Mann, immer in der Entfernung von 60 Schritten von einander zerstreut, und jede Gruppe hatte zwei doppelte Schildwachen, ungefähr 30 Schritte von sich, ausgestellt. Waren sie auch nun in Bewegung mit Schaufel und Hacke, so wirkte doch

die Kälte lähmend und je mehr sich die Nacht näherte, desto zudringlicher wurde der Schlaf. Doch er mußte bekämpft werden, denn in jedem Augenblicke konnte eine Bombe zwischen ihnen niederschmettern, oder der Feind sie beschleichen und niedermachen, noch ehe sie den Schlaf abzuschütteln vermochten, um zur Waffe zu greifen. Die Wachten und Vorposten vermochten die Finsterniß nicht zu durchschauen und wurden oft von den Feinden, die wie Gespenster sich durch den grauen Nebel drängten, niedergeschlagen, ehe sie noch Schritte gehört hatten. Der Dienst in den Laufgräben dauerte aber 24 Stunden lang. Man hörte die Kanonenkugeln, die sausend über die Köpfe wegflogen, man hörte die Granaten die mit scharfem Krachen zerplatzten und ihre tödtenden Splitter weit und breit umherstreuten; man hörte die Bomben kommen, sah sie über sich, wie feurige Drachen ihre Wurfbahn beschreiben und sich niedersenken hier und dort, um den Tod zu bringen. Keiner aber durfte, aus dem engen Erdgraben wo er stand, oder von dem Posten, wo er auf dem Bauche lag, um dem Feinde nicht als Zielpfahl zu dienen, weichen und Jeder mußte sein Leben hundertmal wagen in einer einzigen Nacht. Wurde er dann aber abgelöst und durfte zurückkehren zu seinem Lagerplatze, so fand er weder ein genügendes Obdach gegen Sturm, Schnee und Regen, noch Feuer, um sich zu schützen gegen die grimmige Kälte, noch wärmende und stärkende Nahrungsmittel. Die Franzosen litten jedoch noch weniger, als die Engländer; denn General Canrobert sorgte gewissenhafter für die Verpflegung seiner Soldaten, und ließ

herbeischaffen, was nur irgend möglich war. Auch waren bedeutende Sendungen von Winterkleidern im französischen Lager eingetroffen, welche aus Mänteln mit Kaputzen, Paletots aus Schaffellen und Gamaschen aus Pelzwerk, bestanden, während sich ein großer Theil der Engländer, bis zu Neujahr hin mit ihren abgetragenen, zerrissenen Uniformstücken, die sie mitgebracht hatten, begnügen mußten. Auch bewährten sich die Franzosen überhaupt weit mehr als kriegerische Nation; denn sie wußten sich weit leichter in die Verhältnisse zu finden, suchten ihnen immer die beste Seite abzugewinnen und die Offiziere gingen den Soldaten überall mit dem besten Beispiele voraus, nicht allein in der Tapferkeit, sondern auch in der Ertragung der Strapatzen des Dienstes und in den Entbehrungen. Bei den Engländern war dies in weit geringerem Grade der Fall; denn ihre Offiziere suchten die Entbehrungen größtentheils aus eignen Mitteln von sich abzuwenden und waren sie auch tapfer im Kampfe, so suchten sie sich doch den schweren Dienstpflichten so viel sie nur immer konnten zu entziehen, so, daß mehrere Fälle vorkamen, in welchen den Russen die Ueberrumpelung und Gefangennehmung ganzer englischer Truppenabtheilungen gelang, weil ihre Führer pflichtwidrig ihren Posten verlassen hatten, um in besserer Bequemlichkeit irgendwo der Ruhe zu pflegen.

In der Festung selbst war der Zustand eben auch nicht besonders günstig; denn die Truppen litten zwar noch keinen eigentlichen Mangel, sie waren nothdürftig mit Kleidung versehen, lagen in verhältnißmäßig bessern

Quartieren, als ihre Feinde, und erhielten täglich noch ihre Rationen an warmer Nahrung. Aber der Dienst auf den Wällen und in den Festungswerken war zu anstrengend, daß er selbst Riesenkräfte erschöpfen mußte; deshalb zeigten sich auch in der Festung, wie in den russischen Lagern im Innern der Krim, schwere Krankheiten, welche viele Opfer dahinrafften. Auch die Stimmung des russischen Heeres war sehr niedergeschlagen, denn man begann bereits an dem Oberfeldherrn zu zweifeln und ein solcher Zweifel ist in der Regel schon eine halbe Niederlage für jede Armee. Das ganze Heer war, einige Ausfälle ausgenommen, die aber auch nur viel Blut kosteten und keine Vortheile gewährten, rath- und thatlos, nur auf Vertheidigung beschränkt. Die höheren Offiziere durften es nicht wagen, dem Oberfeldherrn vorzugreifen und trotz der wirklich bedeutenden Verstärkungen, welche Kaiser Nikolaus gesendet hatte, geschah doch nicht das Geringste um die schlimme Lage des Feindes zu einem Vernichtungsstreiche zu benutzen.

Es war am 27. Febr. des Jahres 1855, als der Oberbefehlshaber der russischen Armee, Admiral, Fürst Mentschikoff, am hellen Tage gegen die Mittagsstunde, gefolgt von einer zahlreichen Suite seines Stabes, von einer Inspicirung der äußern Festungswerke nach Sebastopol zurückkehrte, und sein Pferd nach dem Gouvernementsgebäude lenkte, wo er noch einige Geschäfte zu ordnen hatte. Kaum aber war er nur noch zwanzig Schritte von dem massiv erbauten, palastähnlichen Hause entfernt, als sein Roß plötzlich scheu wurde, umwendete

und weder durch Zügel, Sporn noch Peitsche zu bewegen war, auf das große Eingangsthor loszugehen. Fast in demselben Momente aber, löste sich der über dem großen Thor befindliche, in Fresko gearbeitete Namenszug des Kaisers Nikolaus, mit einem großen Theil des Kalküberzugs von der Mauer des Hauses und stürzte mit großem Geprassel auf die Straße herab, um dort in Trümmer zu zerstieben. *)

Dieses Ereigniß kam so unvermuthet, so ohne alle äußere Veranlassung, denn es tobte weder ein heftiger Sturm, noch hatte eine feindliche Kugel bis dorthin gereicht, ja es war nicht einmal Kanonendonner hörbar; daß alle Offiziere, welche den Feldherrn begleiteten in Schrecken versetzt wurden und sich eines unheimlichen Schauers nicht zu erwehren vermochten.

Am meisten jedoch war Fürst Mentschikoff selbst erschrocken. Sein Antlitz wurde todtenbleich und wohl eine Minute lang starrte er den leeren Fleck an, wo der kaiserliche Namenszug gesessen, der ihn im Herabstürzen vielleicht erschlagen hätte, wäre sein Roß nicht von einem geheimnißvollen Instincte getrieben, zurückgewichen. Immer finsterer und finsterer lagerte sich ein dunkler Schatten auf sein Gesicht, und laut aufstöhnend, sprach er nach einer Pause dumpf vor sich hin: „So hatte sie doch Recht! Sie hat wahrgesagt! Der Kaiser wird sterben!“

---

*) Thatsächlich. Siehe: „Unter dem Doppeladler.“ Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Arztes, in russischen Diensten. Bd. I, pag. 130.

Und ohne weiter auch nur die geringste Bemerkung laut werden zu lassen, warf er sein jetzt ruhiger gewordenes Roß herum und ritt nach dem Hafen.

Dort angelangt, stieg er sogleich vom Pferde, entließ sein Gefolge mit einem stummen Gruße, winkte einem Ruderboote und ließ sich nach einem mitten im Hafen liegenden Kriegsdampfschiffe rudern, wohin er sich gewöhnlich zurückzog, wenn er eine Zeitlang unzugänglich bleiben wollte. Es verbreitete sich dann in der Regel das Gerücht in der Armee, daß er an seinen alten, wieder aufgebrochenen Wunden leide. Auch wurde vielseitig erzählt, daß er in der Schlacht bei Inkerman eine nicht unbedeutende Wunde durch eine feindliche Kugel empfangen, es aber Jedermann verschwiegen während der Schlacht, um die Truppen nicht zu entmuthigen. Durch die außerordentliche Anstrengung aber, seinen Zustand zu verbergen und durch die heftige Gemüthsaufregung während des Kampfes, sei die Wunde in einen übeln Verlauf getreten und ihre Heilung mißlich geworden.

Doch diesmal war es keine Wunde, die ihn veranlaßte sich in die Einsamkeit zurückzuziehen; sondern es war die Erinnerung an jene seltsame Prophezeihung der somnambülen, barmherzigen Schwester Constantia. Sie hatte ihm das Ereigniß, dessen Augenzeuge er heute war, vorausgesagt, und er zweifelte jetzt nicht, daß auch ihre übrigen Weissagungen in Erfüllung gehen und der Tod des Kaisers und der Untergang Sebastopols erfolgen werde.

Der seltsame Vorfall verbreitete sich aber gar bald

auch durch ganz Sebastopol, wurde verschiedenartig ausgedeutet, doch von allen Seiten als ein böses Zeichen angesehen. Selbst die Geistlichkeit schien abergläubige Regungen zu empfinden; denn sie erklärte den Herabsturz des kaiserlichen Namens als ein Zeichen großer Gefahr, welche der Stadt drohe, und um die Abwendung derselben zu vermitteln, ordnete sie mehrtägige Fasten und Gebete an.

Drei Tage später starb wirklich der Kaiser Nikolaus in St. Petersburg, und am 9. März traf die erste Nachricht seines Todes in geheimer Depesche an den Fürsten Mentschikoff in Sebastopol ein. Gegen vier Uhr Nachmittags, an demselben Tage, wurden alle Corpsbefehlshaber zum Fürsten Mentschikoff berufen, und man ahnete bei der Unzugänglichkeit desselben schon ein wichtiges Ereigniß, wurde aber tief erschüttert, als man die officielle Trauerkunde aus seinem Munde vernahm. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich hierauf die Todesnachricht durch die ganze Festung und allgemein wurde jetzt der seltsamen Zerstörung des kaiserlichen Namenszuges am Gouvernementsgebäude die Deutung eines bösen Vorzeichens beigelegt; weshalb sich auch Viele den schlimmsten Befürchtungen hingaben. Besonders aber unter den Truppen rief die Nachricht die größte Bestürzung hervor; denn bei ihnen herrschte der feste Glaube, daß an den Namen des Kaisers Nikolaus der endliche Sieg doch geknüpft sei und daß er bei allen seinen Handlungen von einem besondern Sterne geleitet werde. Man ließ sie jedoch gar nicht zur Besinnung kommen und an demselben Abende noch mußten alle

Truppen in der Festung dem neuen Kaiser, Alexander II., den Eid der Treue leisten. Aber außer der tiefen Niedergeschlagenheit, welche Alle ergriffen hatte, gab sich auch eine gränzenlose Verwirrung in der Stadt und eine dumpfe Unzufriedenheit zu erkennen; denn es hatten sich unter den Soldaten die düstersten Gerüchte über die Todesart des Kaisers und die Befürchtung verbreitet, daß nun ein unrühmlicher Friede alle ihre Anstrengungen zur Behauptung Sebastopols vereiteln werde.

Erst fünf Tage später, am 14. März, trat wenigstens einigermaßen wieder Beruhigung ein, denn ein Manifest des neuen Kaisers verkündete die ungestörte Fortdauer des Krieges. Zugleich wurde dem Fürsten Mentschikoff die nachgesuchte Entlassung aus seiner bisherigen Stellung gewährt, und der General Gortschakoff II., der bisherige Befehlshaber der Landarmee, wurde zum Oberfeldherrn aller russischen Streitkräfte in der Krim ernannt. Um das Manifest über die Fortdauer des Krieges aber auch durch die That zu bewähren, war der Monat März reich an Kämpfen und mehr oder minder wichtigen Begebenheiten. Das Bombardement wurde von beiden Seiten wieder lebhafter aufgenommen, und es schien, als wolle man sich gegenseitig zeigen, daß man die Erstarrung des Winters von sich abgeschüttelt habe. Während der Zwischenzeit der Abreise des Fürsten Mentschikoff aus Sebastopol, welche gleich nach seiner Entlassung erfolgte, und der Ankunft des Fürsten Gortschakoff, hatten sich General Osten-Sacken und Admiral Nachimow in den Oberbefehl getheilt, so daß Jener der Vertheidigung der Stadt vor-

stand, und dieser die dem Feinde entgegen gestellten Angriffsarbeiten und die nächtlichen Ausfälle leitete. Es waren Beide tüchtige Männer, die sich durch Umsicht und Tapferkeit der Achtung und Liebe würdig zeigten, welche ihnen Offiziere und Soldaten in reichem Maße zollten. Deshalb rief es auch eine allgemeine aufrichtige Freude hervor, als der Fürst Gortschakoff gleich nach seiner Ankunft Beide in ihrer Stellung bestätigte. Zu dem neuen Oberfeldherrn selbst aber hegte die Menge nur wenig Vertrauen, und wieder hielt man es für ein böses Zeichen, daß gerade am Tage seines Eintreffens in der Festung, am 19. März, der tapfere und allgemein beliebte Admiral Istomin, von einer feindlichen Kugel getödtet wurde und zwar in derselben verhängnißvollen Bastion No. 3, wo auch der wackere Admiral Korniloff seinen Tod gefunden hatte. Viele zweifelten daran, daß der neue Oberfeldherr durch einen glücklichen Stern geleitet werde und eine dunkle Ahnung künftigen Unglücks war mit seinem Erscheinen in die Festung eingezogen. Auch hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er sehr eifrig für den Frieden gestimmt sei, was ihm in der öffentlichen Meinung gleichfalls schadete; denn die Kriegsparthei herrschte auch in Sebastopol und wirkte wieder auf die Volksmenge, so daß dieser Jeder verdächtig erschien, welcher nur von einem Frieden, bevor man die feindlichen Heere gänzlich vernichtet, zu sprechen wagte.

Nachdem wir nun unsern Faden an die kriegerischen Ereignisse wieder angeknüpft haben, kehren wir zu denjenigen Hauptpersonen unserer Erzählung zurück, welche

wir seit der Schlacht bei Inkerman (am 5. Novbr.) verlassen mußten. Wir haben gesehen, wie sich Georgine als barmherzige Schwester mitten in den blutigen Kampf wagte, wie sie in die französische Redoute eindrang, und Stanislaus nach einer heldenmüthigen, aber vergeblichen Anstrengung sich mit seiner Compagnie durch die Feinde zu schlagen, tödtlich verwundet wieder fand. Der französische Jägerobrist Vernier erfüllte ihre verzweiflungsvolle Bitte, um Auslieferung des Gefallenen und durch seinen alten Dominik und einen andern seiner Leute wurde er vom Schlachtfelde nach der Festung zurückgetragen. Georgine folgte ihm, mit der qualvollsten Angst im Herzen; aber sie beschwor alle ihre Seelenkräfte herauf, um Fassung zu behaupten; denn sie bedurfte ja ihrer vollen Besinnung, der ganzen Festigkeit ihres Charakters, um dem Unglücklichen den nöthigen Beistand leisten zu können. Sie ließ ihn geradeswegs nach dem Hospital schaffen, in welchem vorzugsweise nur barmherzige Schwestern ihre menschenfreundlichen Dienste leisteten, welchen sich bei der fast täglichen Zunahme der Verwundeten Frauen und Mädchen aus der Stadt zum Beistande angeschlossen hatten.

Stanislaus befand sich noch immer in völlig bewußtlosem Zustande, und man brachte ihn in ein kleines, aber recht freundliches Zimmer, in welchem er allein verpflegt werden sollte. Constantia und die Oberin empfingen Georgine, als ob sie bereits geahnet hätten, daß sie nur in trauriger Begleitung zurückkehren würde, und die Erstere begann ungesäumt, nachdem man den Bewußtlosen auf das Lager niedergelegt hatte, mit sanf-

ter und geschickter Hand die Untersuchung seiner Wunde. Mit angstvoller Erwartung hingen Georginens Blicke an Constantia's bleichem Antlitze, um den leisesten Zug, der ihr eine, wenn auch nur schwache Hoffnung verkünden würde, aufzufassen. Aber dieses Antlitz blieb kalt und unbeweglich, wie Marmor und nur zuweilen flammte es, wie ein milder Blitzstrahl aus ihren dunkeln Augen hervor, und verkündete den edeln Eifer, mit dem sie sich ihrem hohen Berufe widmete. Ihre ganze Seele schien beschäftigt mit dem Werke der Barmherzigkeit, welches sie mit so wahrer Selbstverleugnung übte; aber noch verrieth kein Wort, kein Zeichen, ein Urtheil über den Zustand des Unglücklichen. Mit sicherer Hand ergriff sie die chirurgischen Instrumente und schritt zu der schwierigen Operation, die Kugel, welche tief in die Brust eingedrungen war, herauszuziehen. Kein Arzt hätte dieses schwierige Geschäft vorsichtiger, kunstgerechter und sanfter unternehmen können, als sie es verrichtete, und deshalb wurde es auch, nach einigen vergeblichen Versuchen, doch mit dem besten Erfolge gekrönt.

Georgine hatte ihr zur Seite gestanden, athemlos auf jede ihrer Bewegungen achtend, aber wie erstarrt und unfähig ihr auch nur die geringste Handreichung zu leisten. Als sie aber jetzt die blutige Kugel zwischen der Zange erblickte, griff sie darnach mit beiden Händen, riß sie an sich, wie ein theures Heiligthum und sank mit einem unarticulirten Schrei in einen Sessel nieder. Mutter Renata trat zu ihr und umschlang sie in schmerzlicher Theilnahme mit ihren Armen, um sie aufrecht zu erhalten, während sie ihr sanfte Worte des

Trostes zuflüsterte. Constantia aber fuhr schweigend fort dem Kranken den Verband anzulegen, der die Befreiung von dem Drucke der Kugel zu empfinden schien und einigemale freier aufathmete, ohne jedoch die Augen zu öffnen, oder zur Besinnung zu gelangen.

Nachdem der Verband völlig beendigt war, vernahm man ein leises Stöhnen in einer Ecke des Gemachs und gleich darauf einen dumpfen Fall. Es war der alte, treue Dominik, der nicht hatte von seinem Herrn weichen wollen, ohne zu wissen ob er leben oder sterben werde? Er vermochte sich aber nicht aufrecht zu erhalten, denn der Blutverlust durch seine Wunde, so wie der anstrengende Weg vom Schlachtfelde bis hierher, mit der schweren Last, hatten seine Kräfte gänzlich erschöpft und unbemerkt hatte er sich in dem Winkel niedergekauert. Die furchtbare Spannung aber, in welcher er sich während der ganzen Operation befand, hatte endlich seine letzten Kräfte erschöpft und eine Ohnmacht überwältigte ihn. Constantia, welche jetzt erst aufmerksam auf ihn wurde, eilte sogleich zu ihm, verband auch seine nicht unbedeutende Stirnwunde, rief ihn in's Bewußtsein zurück und rief dann einige Gehülfinnen herbei, die ihn nach einem nahen Krankenlager führen und auf ein Lager bringen mußten. Man sah es ihm an, daß er seinen Herrn nur ungern verließ, aber er war zu schwach zu sprechen und zu widerstreben und ließ sich wie betäubt fortführen.

Constantia wendete sich hierauf zu Georginen, welche ihr die Hände, wie beschwörend entgegenstreckte und unter Schluchzen die Worte hervorbrachte: „Aber Du

sagst mir nichts — kein Wort? Wird er leben — oder — muß ich das Schlimmste fürchten? O, rede doch, rede und verhehle mir nichts."

In dem kalten, bleichen Angesichte Constantia's war jetzt das innigste Mitgefühl zu lesen. Sie beugte sich freundlich zu ihr nieder und sprach mit dem tief zum Herzen dringenden Wohllaute ihrer Stimme: „Du weißt, daß ich wissentlich nie einen Menschen täusche; warum sollte ich es Dir thun, liebe Schwester. Sein Leben steht in Gottes Hand! Du mußt drei Tage ruhig harren, in Demuth und Geduld; dann erst werde ich Dir sagen können, ob sein Zustand Hoffnung giebt —"

„Drei Tage!" fuhr Georgine leidenschaftlich auf. „Drei Ewigkeiten soll ich diese Folter der qualvollsten Ungewißheit dulden — das kann ich nicht!"

„Des Menschen Wille ist stark;" entgegnete Jene ernst und feierlich; „und eine barmherzige Schwester soll niemals sagen: das kann ich nicht! Sie muß Alles können wollen, was ihr Glaube und ihr Beruf erfordern, und dann wird sie es auch können. Es mag eine harte Prüfung sein, aber Du wirst Dich ihrer würdig zeigen, wenn nur der erste Sturm des Schmerzes sich in Deiner Brust gelegt hat. Ja, ich verlange sogar noch mehr von Dir. Du wirst Dich während der folgenden drei Tage fern von ihm halten müssen, dieses Zimmer nicht betreten und Dich mit den Nachrichten begnügen, die ich Dir bringen werde."

„Das — das kannst Du von mir fordern?" stöhnte Georgine und auf's Neue schien ein Entsetzen sie zu durchschauern. „Du hast mir Deine Freundschaft ge-

lobt, Du weißt, wie ich ihn liebe und kannst das von mir fordern? O, Du fühlst keine Freundschaft, Du kennst keine Liebe!“

Doch ohne sich durch diesen ungerechten Vorwurf, den ihr die Verzweiflung erpreßt hatte, auch nur im mindesten verletzt zu fühlen, schlang Constantia ihren Arm um die Unglückliche und drückte sie liebreich an ihre Brust, indem sie zu ihr sprach: „Eben weil ich Dir Freundschaft gelobt, eben weil ich die Liebe kenne, fordere ich jenes Opfer von Dir. Ich weiß, daß es Dir schwer werden wird, aber Du wirst es bringen, um Deiner Liebe willen. Sein Zustand ist sehr gefahrvoll, die geringste Unvorsichtigkeit von Deiner Seite würde den schwachen Lebensfunken, der noch in ihm glimmt, verlöschen. Möchtest Du Dein Herz belasten mit dem schrecklichen Vorwurfe: daß die Unbesonnenheit Deiner Liebe ihn getödtet? Möchtest Du —“

„Um Gotteswillen! Halt ein!“ unterbrach sie Georgine. „Ja, ich will Alles thun, was Du von mir verlangst! Verzeihe mir! Der ungeheure Schmerz, der an meinem Herzen nagt, machte mich ungerecht. Ich vertraue Dir ganz, liebe theure Constantia; Du wirst ihn retten, wenn Gott es will!“

Folgsam ließ sie sich hierauf von der Mutter Renata, die sie, ihrem strengen, kalten Charakter gänzlich zuwider, außerordentlich liebreich und theilnehmend behandelte, fortführen, in ihre Zelle, wo sie sich einige Ruhe gönnte.

Wir versuchen es aber nicht die entsetzliche Seelenmarter zu schildern, während der dreitägigen Prüfungs-

zeit, die ihr auferlegt worden war. Die Nachrichten, welche ihr im Verlauf dieser Frist Constantia zuweilen über den Zustand des Verwundeten mittheilte, waren keineswegs ermuthigend; denn sie lauteten sehr vorsichtig und unbestimmt. Doch auch diese schwere Zeit verging und am vierten Morgen erschien endlich Constantia und sprach zu ihr, mit wehmüthigem Lächeln: „Jetzt darfst Du ihn sehen!“

Ein Jubelruf, welcher das Aufjauchzen ihres liebenden Herzens verrieth, tönte aus ihrer Brust herauf, als sie diese Worte vernahm; doch plötzlich, wie erschrocken zusammen zuckend, fuhr sie ernst und bange fort, während wieder eine finstere Wolke auf ihre reine Stirn trat: „Darf ich denn jubeln? Ist nicht auch heute der Tag des Urtheils? Willst Du mich vielleicht zu ihm führen, um ihn zum letzten Male zu sehen? Nun, so sprich es aus; ich will mich fassen, auch das Schrecklichste zu hören. Doch erlaube mir zuvor, daß ich mein Haupt auf Deine Schulter legen darf und nimm mich fest in Deine Arme, damit ich nicht niedersinke, wenn der Streich mich allzuhart trifft.“

Constantia erfüllte ihren Wunsch und zog sie zärtlich an ihre Brust, während sie tröstend zu ihr sprach: „Fürchte nicht das Schlimmste; denn wenn mich nicht Alles täuscht, dürfen wir Hoffnung hegen, daß uns uns unter Gottes Beistande seine Rettung gelingen wird. Zwar schwebt er immer noch in großer Gefahr; aber wir wollen sie durch Vorsicht und treue Pflege abzuwenden suchen. Jetzt folge mir!“

Georgine athmete freier auf und wie ein neuer

Jubelton jauchzte es in ihrem Herzen: „Hoffnung! Hoffnung!“ Deshalb strebte ihr leichter Fuß auch fast ungestüm vorwärts und doch bebte er wieder zurück, als sie das kleine Krankenzimmer betrat, in welchem Stanislaus lag.

„O, mein Gott! Und bist Du wirklich überzeugt, daß er noch lebt!“ flüsterte sie, einen schmerzlichen Blick auf ihn richtend, und sich zitternd an ihre Führerin klammernd, denn ihre Füße versagten ihr den Dienst.

„Er lebt! Tritt näher mit mir!“ entgegnete Constantia und Beide traten näher zum Lager hin; nachdem sie zuvor ihr Antlitz mit ihren Schleiern verhüllt hatten.

Der Verwundete hatte ein leichenähnliches Ansehen. Sein Gesicht war schrecklich verändert und wie aus weißem Wachs geformt; keine Regung, die eine Empfindung verrathen hätte, gab sich kund in den zerstörten Zügen. Die Augen waren geschlossen, die blutlosen Lippen halb geöffnet und die Zähne fest auf einander gebissen. So lag er da, still und regungslos und schien keine Ahnung zu haben von Allem, was um ihn her vorging. Man hätte ihn für todt halten können; aber er athmete hörbar.

Unwillkürlich sank Georgine an seinem Lager auf die Kniee nieder und suchte das krampfhafte Schluchzen, welches sich aus ihrer Brust hervordrängte, zu unterdrücken; doch Constantia legte ihre Hand auf ihr Haupt und sprach sanft zu ihr: „Weine Dich aus, mein armes Schwesterchen; er hört Dich nicht. Dann — wenn Du ruhiger bist, will ich Dir Verordnungen geben über seine Behandlung; denn Du sollst ihn von heute an

selbst pflegen; wenigstens bis seine Besinnung zurückgekehrt ist."

Diese Worte aber schienen plötzlich die Thränen in Georginens Augen zu hemmen. Rasch und wie neu belebt, erhob sie sich und rief in freudiger Erregung: „Ich darf bei ihm bleiben, ich darf selbst ihn pflegen? O, dann will ich, dann muß ich ja auch stark sein und der Schmerz soll mich nicht mehr niederbeugen. Sprich, was habe ich zu thun? Ach, wie will ich aufmerksam sein und Deinem leisesten Winke folgen."

Freundlich belobte Constantia ihren Muth und ihre Fassung, und theilte ihr nun leise, aber mit großer Klarheit alle Verordnungen mit, die sie für seine Pflege für nothwendig hielt, schärfte ihr dabei aber mit großem Ernste ein, ihr Gesicht vor ihm verborgen zu halten, sobald sie die leisesten Zeichen eines rückkehrenden Bewußtseins bemerke; denn eine Wiedererkennung würde eine so heftige Gemüthsbewegung in ihm erregen, die ihm den Tod bringen könnte. Georgine versprach Alles; denn sie befand sich in einer wahrhaft feierlichen Stimmung, und niemals hatte sie irgend eine Schauspielrolle so sicher erfaßt und so rasch und fest ihrem Gedächtnisse eingeprägt, als die Rolle der barmherzigen Schwester, welche sie hier in Wirklichkeit ausüben sollte.

Sie blieb nun allein mit dem Leidenden und Constantia versprach ihr, sie selbst ablösen zu wollen, wenn die Natur es erfordern würde, sich einige Stunden Ruhe zu gönnen. Wohl selten aber ist ein Kranker mit einer liebevolleren Hingebung, einer rastloseren Aufmerksamkeit und einer peinlicheren Gewissenhaftigkeit verpflegt

worden, als Stanislaus von der Geliebten, deren Nähe er nicht ahnete. Noch lange dauerte die starre Betäubung, in welche ihn der Schmerz der Wunde und der übermäßige Blutverlust versetzt hatte, unverändert fort. Manche Nacht noch versetzte er, wenn das Wundfieber ihn quälte, seine liebreiche Pflegerin durch sein wildes Irrereden in Entsetzen; aber doch vermischte sich, mit der unsäglichen Angst in ihrem Herzen, die sie erlitt, auch zuweilen ein stilles Entzücken, wenn mitten unter den blutigen Schlachtbildern, die ihm seine krankhafte Phantasie vorgaukelte, auch ihre Gestalt beruhigend vor ihm aufzutauchen schien, und mit der ganzen Innigkeit der zärtlichsten Liebe ihr Name von seinen Lippen tönte. Wohl entfernte sie sich dann von seinem Lager und zog den Schleier vor ihrem Antlitze dichter zusammen, aber ihre zu einem stillen Dankgebete zum Himmel emporgehobenen Hände, der wahrhaft selige Ausdruck ihrer Züge verriethen deutlich, daß sie sich durch jene Laute aus seinem Munde reich belohnt fühlte, für alle die schweren Opfer, die sie ihm gebracht. Erst am zwölften Tage nach der Schlacht bei Inkermann, als seine Wunde schon Spuren der Heilung zeigte und die verlorenen Kräfte sich zu ersetzen begannen, schien er endlich wie aus einem wüsten Traume zu erwachen und seine Besinnung kehrte langsam wieder. Seine Blicke schweiften in dem Zimmer umher, er fragte: wo er sei? was mit ihm vorgegangen und wie er hier hergekommen?“

Georgine aber fühlte sich so freudig bewegt, daß sie nicht im Stande war ihm Auskunft zu geben und

es war ein Glück, daß Constantia gerade eintrat, welche ihm Antwort gab auf seine Fragen; doch verhehlte sie ihm, daß ihn Georgine vom Schlachtfelde hatte hierher bringen lassen. Dieser aber gab sie einen leisen Wink sich zu entfernen.

Sie gehorchte auch, denn sie fühlte, daß ihre härteste Prüfung jetzt gekommen und daß sie kaum die Kraft haben würde sich nicht zu verrathen. Sie durfte auch hinfort den Kranken nur in Gegenwart der Oberin, oder Constantia's besuchen, oder wenn er schlief. Auch überließ man diesen jetzt häufig der Pflege und Obhut des alten Dominik, welcher von seiner Wunde beinahe wieder geheilt und von Constantia, die er hoch verehrte, streng angewiesen worden war, seinem Herrn zu verschweigen, daß eine barmherzige Schwester seine Auslieferung aus den Händen des Feindes erbeten und erhalten hatte. Einigen Offizieren des Regimentes Minsk, der polnischen Nation angehörend, welche ihren Landsmann und Kameraden zu besuchen wünschten, mußte gleich in den ersten Tagen ihr Gesuch abgeschlagen werden, weil jede Störung ihm gefährlich werden konnte; doch erschien es auffallend, daß sich später kein Einziger von ihnen wieder zeigte. Die barmherzigen Schwestern hatten es jedoch zu erklären gesucht, durch die wichtigen Ereignisse, welche gerade in jener Zeit vorfielen und durch den zeitraubenden, anstrengenden Dienst, welchem die ganze Besatzung der Festung unterworfen war. So hatten sie auch den Befehl des Gouvernements, tagtäglich über das Befinden des Verwundeten an den Obristen seines Regiments zu berichten, als eine Theil-

nahme gedeutet, die er sich durch seine ausgezeichnete Bravour erworben. Leider aber hatten sie sich darin getäuscht; denn über dem Haupte des Leidenden schwebte wieder eine drohende Gefahr, welche seine Feinde heraufbeschworen hatten.

An demselben Tage aber, an welchem sich die ersten Spuren der Rückkehr des Bewußtseins bei Stanislaus zeigten, kam der Obrist seines Regimentes, auch ein alter, wackerer Pole, selbst in das Hospital, und verlangte ihn zu sehen. Die Oberin der barmherzigen Schwestern glaubte ihn nicht zurückweisen zu dürfen, da sein Zustand jetzt wohl einen kurzen Besuch erlaubte, und führte ihn zu ihm.

Stanislaus erkannte auch wirklich seinen Vorgesetzten und streckte ihm die matte Hand entgegen, die dieser ergriff und einige herzliche Worte zu ihm sprach. Er schien sich jedoch nur von seinem Zustande überzeugen zu wollen und vermied es sorgfältig mit ihm über die Ursache seiner Verwundung, oder sonst über kriegerische Ereignisse zu sprechen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß er noch so matt und erschöpft sei, daß er kaum seine Glieder zu bewegen vermochte, verabschiedete er sich von ihm, in einer theilnehmenden Weise, in welche sich jedoch ein schmerzliches Mitleid mischte. Als er aber mit der Oberin das Zimmer verlassen hatte, sprach er zu dieser schwer aufseufzend: „Der unglückliche junge Mann! Ich möchte fast — Gott verzeihe mir! — lieber wünschen, daß die Kugel ihn auf der Stelle getödtet hätte!“

„Von wem sprechen Sie?“ fragte die Oberin ganz erstaunt?

„Von wem sonst?“ erhielt sie zur Antwort; „als von dem unglücklichen Lieutenant Krasinsky? Alles scheint ihm zum Unglück auszuschlagen, selbst seine Tapferkeit, wofür ein Anderer mit Orden und Avancement belohnt werden würde. Ich habe mich nur von seinem Zustande überzeugen wollen, und finde ihn in der That so schwach, daß ich ihn noch einige Zeit unter Ihrer alleinigen Obhut lassen darf.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte die Oberin bestürzt. „Droht ihm eine Gefahr?“

„Allerdings;“ erhielt sie zur Antwort; „eine Gefahr, deren Umfang und ganze Schwere sich noch gar nicht absehen läßt. Er muß Feinde haben, welche im Stillen schändliche Intriguen gegen ihn spinnen. Man hat ihn verdächtigt, daß sein muthiges Benehmen in der Schlacht bei Inkerman nichts als Täuschung gewesen sei, um einen Verrath zu verhüllen. Man beschuldigt ihn, daß es seine Absicht gewesen sei, dem Feinde das ganze Regiment Minsk in die Hände zu liefern, und da ihm das nicht gelungen, so habe er doch wenigstens seine Compagnie der Vernichtung preisgegeben, indem er das Signal zum Rückzuge nicht beachtete. Er soll deshalb auch vor ein Kriegsgericht gestellt werden und gelingt es seinen Feinden die Offiziere meines Regimentes aus diesem Gerichte zu verdrängen und sie durch Russen zu ersetzen, dann wird man kurzen Prozeß mit ihm machen und er wird einem schimpflichen Todesurtheile nicht entgehen.“

„Aber das ist ja entsetzlich!“ rief Renata. „Ich möchte mein Leben verbürgen für seine Unschuld!“

„Auch ich!“ fuhr der Obrist fort. „Alle Kameraden des Regiments geben ihm das Zeugniß der Loyalität und der edelsten Gesinnungen. Aber sie sind ja fast sämmtlich Polen wie ich, und leider wird ein polnisches Zeugniß in der russischen Armee fast immer mit Mißtrauen angesehen. Verschweigen Sie ihm die Gefahr noch, die ihn bedroht, denn in seinem jetzigen Zustande hat er nichts zu befürchten. Ich werde auch noch keine Wachen an der Thür seiner Krankenzelle aufstellen; und wenn es später geschehen muß, so kann es ihm doch noch immer eine Zeit lang verborgen bleiben, bis ich ihn vorbereitet habe auf das Schicksal, welches seiner harrt.“ Mit diesen Worten verließ er sie.

Mutter Renata aber fühlte sich tief erschüttert durch seine Mittheilung, die sie vor Allem Georginen zu verhehlen beschloß. Sie begab sich aber auf der Stelle zu Constantia, und ihr, vor der sie kein Geheimniß hatte, entdeckte sie Alles.

Diese hörte ihr aufmerksam zu, und nachdem sie einige Minuten lang, wie in tiefes Sinnen verloren, vor sich hingeblickt hatte, entgegnete sie: „Ich will es versuchen ihn zu retten, vor den Schlingen seiner Feinde. Es sind deren zwei, die ihn besonders hassen.“

Hierauf vergingen Tage und Wochen und der Zustand des kranken Stanislaus wendete sich zwar nur langsam, aber sicher zur Genesung. Sein Bewußtsein verließ ihn nie wieder im wachenden Zustande und er war jetzt fast nur noch der ärztlichen Behandlung Con-

stantia's und der Pflege des alten Dominik anvertraut. Nur in der Stille der Nacht, wenn er schlief, schlich Georgine tief verhüllt zu ihm und saß Stunden lang an seinem Lager, seinen Schlaf bewachend.

Der Obrist des Regimentes Minsk hatte jetzt seiner Pflicht genügen und eine Wache vor der Zelle des Genesenden aufstellen müssen, die sich ihm selbst jedoch nicht zeigen durfte. Auch hatte er, auf die Vorstellung Constantia's, daß Stanislaus noch vor jeder Gemüthsbewegung bewahrt werden müsse, es bis jetzt noch verschoben, ihn von der gegen ihn gerichteten schweren Anklage in Kenntniß zu setzen. Endlich aber mußte es doch geschehen und als beinahe sechs Wochen nach seiner Verwundung vergangen waren, erhielt er den Befehl, ihm die Anzeige zu machen, daß ein Kriegsgericht über ihn gehalten werden solle.

Stanislaus nahm die Mittheilung in Renata's Gegenwart zwar mit Verwunderung, aber doch ruhig auf. Er fühlte sich unschuldig, und wie es häufig bei Schwerverwundeten, bei welchen die Genesung nur langsam vorwärts schreitet, der Fall ist, hatte sich seiner eine Lebensmüdigkeit bemächtigt, welche ihn im schlimmsten Falle gleichgültig selbst gegen den Tod erscheinen ließ.

An demselben Tage jedoch begab sich Constantia zu der Generalin Tschernokoff, welche seit jenem Abende, an welchem eine Bombe in das Hotel, welches sie bewohnte, eingeschlagen, eine andere Wohnung in einem verlassenen Privathause, in der Nähe des Doms bezogen hatte. Sie traf den Grafen Tortschin, welcher

jetzt für den erklärten Liebhaber der schönen Olga galt, bei ihr; den Elenden, der durch seine Schandthat ihr ganzes Lebensglück gestört hatte. Doch so groß auch der Widerwille war, den sie gegen den Bösewicht empfand, so dankte sie doch dem Zufalle, der ihn ihr gerade jetzt entgegen geführt, denn sie hatte längst in Beiden die erbittertsten Feinde Krasinsky's erkannt und wußte, daß sie Ränke gegen ihn zu seiner Vernichtung schmieden würden. Deshalb mußte sie eine Unterredung mit Beiden haben, die ihr auch weder Olga noch der Graf zu versagen wagten, denn sie übte schon durch ihre Erscheinung eine wunderbare, geheimnißvolle Macht auf das einander so würdige, verbrecherische Paar. Kaum eine Viertelstunde stand die, beinahe als Heilige Verehrte ihnen gegenüber, als sie sich auch schon durch die unwiderstehliche Gewalt ihrer Reinheit und Tugend vor ihr in den Staub gedrückt fühlten, und sich ohne Widerstand ihrem Willen beugten, jedem Plane zum Verderben des armen Stanislaus zu entsagen. Sie hatte dabei kaum der Andeutung einer Drohung bedurft, denn sie kannte gewisse Geheimnisse, durch deren Enthüllung sie Beide hätte vernichten können. So entfernte sie sich und begab sich zum Fürsten Mentschikoff, welcher sich gerade im Gouvernements-Gebäude befand. Er ließ sie, als ihm der Diener nur ihren Namen nannte, sogleich vor sich und auch mit ihm hatte sie eine geheime Unterredung, deren Inhalt Niemand bekannt wurde. Obgleich zu jener Zeit ihre Weissagung, den Tod des Kaisers und das verheißene Vorzeichen betreffend, noch nicht in Erfüllung gegangen war, hatte doch der alte

Oberfeldherr ein gläubiges Vertrauen zu ihr gefaßt, welches er sich selbst kaum zu erklären wußte, deshalb hielt er sich auch überzeugt, daß sie ihm nur die Wahrheit sagte, als sie die Vertheidigung Krasinsky's mit edler Wärme vor ihm führte. Er verhehlte ihr es nicht, daß ein schwerer Verdacht gegen ihn vorliege, jedoch ohne genügende Beweise, und versprach ihr, daß er keines Rechts beraubt werden solle, welches ihm nur irgend dazu dienen könne, sich von der Anklage zu reinigen.

Dies genügte Constantia und beruhigter kehrte sie in das Hospital zurück. Dort begab sie sich ungesäumt zu Stanislaus, den sie in trüber, finsterer Stimmung fand. Mit ihrem milden, tief zum Herzen dringenden Tone ermahnte sie ihn, sich ruhig vorzubereiten vor dem Kriegsgerichte zu erscheinen und mit gläubigen Vertrauen auf den höchsten Richter, den Sieg seiner Unschuld zu erharren. Nicht allein der sanfte, theilnehmende Ton ihrer Worte, sondern auch ihr wahrhaft rührend schönes Antlitz, welches sie ihm heute zum ersten Male unverschleiert zeigte, riefen einen unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck in seinem Herzen hervor. Er hatte durch Dominik vernommen, daß er vor Allem dieser barmherzigen Schwester, welche die Kenntnisse eines geschickten Arztes besitze, die Heilung seiner Wunde zu danken habe. Er hatte auch in ihr schon längst jene unglückliche Constantia wieder erkannt, deren hohe Gestalt er hatte an sich vorüber schweben sehen, als sie sich eben zu dem sterbenden Fürsten Trubetzkoi begab, um ihn in seinen letzten Augenblicken durch ihren himmlischen Trost zu erquicken. Noch hatte er es aber nicht gewagt, ihr

auch nur im Entferntesten anzudeuten, daß der Fürst Trubetzkoi ihm das schwere Unheil mitgetheilt, welches ein Schurke über sie gebracht und daß er ihn bei seinem Abschiede von diesem Leben zu ihrem Rächer bestellt habe.

Jetzt aber, wo er es so tief empfand, wie sein ganzes Herz erfüllt war, von der innigsten Theilnahme und Dankbarkeit für sie, ließ der Drang der Gefühle ihn in die Worte ausbrechen: „Dank, heißen Dank Dir, edle, barmherzige Schwester, daß Du mir mein Leben erhalten. Bin ich doch nun bald im Stande den letzten Willen des Fürsten Trubetzkoi, der mich in seiner Sterbestunde noch „Freund“ genannt, zu erfüllen und Dein Rächer zu werden, an dem Schändlichen —“

Doch finster hatte Constantia ihre großen, dunkeln Augen auf ihn geheftet und unterbrach ihn plötzlich mit dem Zurufe: „Halt ein!“ während sie ihr Antlitz verschleierte, um ihr Erröthen zu verbergen. „Hat er Dir Alles mitgetheilt?“ fragte sie dann in sichtbarer, heftiger Bewegung.

„Alles!“ entgegnete Stanislaus fast bestürzt. „Es war ja ein Bekenntniß in der feierlichsten Stunde seines Lebens und er legte es als Geheimniß in meinen Busen nieder.“

„Dann laß es dort begraben sein, für immer;“ versetzte sie, gewaltsam nach Fassung ringend. „Vergiß aber auch zugleich Trubetzkois Vermächtniß; denn ich will nicht, daß es erfüllt werde! Die Rache ist mein! spricht der Herr, und die Menschenhand soll ihm nicht vorgreifen!“

„Aber ich habe ihm feierlich versprochen" — bemerkte Krasinsky.

Doch noch weit nachdrücklicher fiel sie ihm wieder in's Wort: „Und ich entbinde Dich Deines Versprechens, denn ich will diese Rache nicht! Du sprachst von Dankbarkeit! Nun wohl! Ich werde Deinen Dank nur darin erkennen, daß Du meinem Willen folgst. Du wirst Dein kaum wieder gewonnenes Leben nicht gegen einen Elenden wagen. Denk' an Deine Mutter! Denk' an — Georginen!" Nachdem sie diese Worte im Tone feierlicher Warnung ausgesprochen hatte, entfernte sie sich rasch.

Hocherstaunt und wie von dem geheimnißvollen Hauche einer höheren Macht berührt, sank Stanislaus auf sein Lager nieder. Was wußte sie, die Fremde, von seiner Mutter? was wußte sie von Georginen? Hatte sie in die Tiefen seines Herzens geschaut? Denn wie hätte sie sonst vermocht die zartesten Saiten desselben zu berühren und gerade den Ton anzuschlagen, der ihn mit dem Seraphsklange der Liebe aufforderte ihrem Willen zu folgen und nicht sein Leben zu wagen, um Andere zu rächen; sondern sein Dasein zu erhalten, um Andere zu beglücken. Es war ein Ton, welcher wohl berechnet schien seinen Lebensüberdruß, den er bereits begonnen hatte, mit der Hartnäckigkeit der stillen Verzweiflung, fest zu halten, zu verscheuchen und eine heitere Zukunft seinen Blicken zu eröffnen. So gab er sich denn seit langer Zeit zum ersten Male wieder der Hoffnung hin, und sie zeigte ihm recht freundliche Bilder der künftigen Zeit, in deren geistigem Anschauen

er jedoch unterbrochen wurde, durch den Eintritt seines Dominik.

Der Alte war offenbar verlegen und aufgeregt, als ob er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hätte, und doch nicht wisse, ob er es auch wagen dürfe? Er trat ganz nahe zum Lager seines Herrn, betrachtete ihn aufmerksam und forschend, und erst als er seine erheiterte Miene bemerkte, wagte er es den Mund zu öffnen.

„Ei, Sie machen ja ein so frohes Gesicht, wie ich es lange nicht gesehen;“ begann er endlich. „Das trifft sich ja herrlich! Dann werden Sie sich ja auch in der besten Stimmung befinden, die Nachrichten zu hören —“

„Welche Nachrichten?“ unterbrach ihn sein Herr in gespannter Erwartung.

„Nachrichten aus unserm schönen Heimathlande, aus Warschau.“

„Aus Warschau? Ist ein Brief da, von meiner Mutter?“

„Nein, kein Brief. Wohl aber ein Bote — doch was rede ich da? Das ist ja gegen den Respect. Nein, gewissermaßen ein Abgesandter.“

„Ein Abgesandter? Wer ist es? Heraus damit, und spanne mich nicht auf die Folter.“

„Es ist Ihr Herr Bruder — Casimir. Fühlen Sie sich auch stark genug ihn zu sehen? Die Oberin der barmherzigen Schwestern hat mir befohlen Sie erst vorzubereiten und zu fragen: ob Sie ihn empfangen wollen?“

Eine trübe Wolke war über die Stirn des jungen

Mannes gezogen, als er den Namen seines Bruders hörte; doch sie verschwand schnell wieder und beinahe heiter entgegnete er: „Ei, warum nicht? Um meinen Bruder zu empfangen, wird es mir nie an Kraft gebrechen. Wird er mir doch Nachricht bringen, von meiner geliebten Mutter, die ich längst schon schmerzlich ersehnte. Laß ihn gleich herein!"

Dominik entfernte sich und Stanislaus konnte sich doch einer gewissen Bewegung nicht erwehren, welche aber mehr freudig war; denn durfte er doch hoffen, jetzt recht ausführliche Nachrichten von seiner Mutter zu erhalten. Er hatte bis jetzt nur wenige Briefe von ihr empfangen und obgleich er in diesen stets die zärtlichste Mutterliebe ausgedrückt fand, konnte er doch darin auch einen gewissen zurückhaltenden Ton, der ihm einen tiefen Kummer zu verbergen schien, nicht verkennen. Auch war es ihm auffallend erschienen, daß sie nie mit einer Sylbe Georginens erwähnte, und als er in einem seiner Antwortsschreiben die Frage an sie gerichtet: ob sie seine Bitte erfüllt und sich des geliebten Mädchens angenommen? hatte sie, wie es schien, absichtlich jede Erwiderung darauf vermieden. So hatte er es nie wieder gewagt diese zarte Angelegenheit seines Herzens zu berühren, war auf diese Weise ohne alle Nachricht über Georginen geblieben und hatte ihr oft schon im Stillen die schmerzlichsten Vorwürfe gemacht, daß sie nicht selbst einige Zeilen an ihn gerichtet. An sie zu schreiben aber, hatte er sich nie entschließen können; denn was sollte er ihr schreiben, da er sein Verhältniß zu ihr als

aufgelöst betrachten mußte; und da er sie des Liebesschwurs, den sie ihm geleistet, selbst entbunden hatte?

Als nun sein Bruder zu ihm eintrat, streckte er ihm die Hand entgegen und hieß ihn herzlich willkommen. Casimir, welcher sich wahrscheinlich auf diese Scene des Wiedersehens längst vorbereitet hatte, schien sein trockenes, kaltes Wesen abgelegt zu haben. Es gelang ihm vortrefflich in seinen Mienen und Geberden eine Mischung freudiger und schmerzlicher Theilnahme zu erheucheln, und seine Worte: „Mein armer Bruder! Muß ich Dich so wiedersehen!" wurden mit dem Tone einer so tiefen Empfindung gesprochen, daß Stanislaus wirklich dadurch getäuscht wurde.

Nach den ersten Begrüßungen nahm Casimir Platz am Lager des Genesenden, und berichtete auf seine dringenden Fragen nach der Mutter: daß sie seit der Nachricht von seiner gefährlichen Verwundung, welche ihr die Oberin der barmherzigen Schwestern, in schonender Weise, brieflich hatte mittheilen lassen, stets gekränkelt habe; so daß es ihr die Aerzte nicht hätten gestatten wollen selbst nach Sebastopol zu eilen, um nach Kräften zu seiner Verpflegung beizutragen. Kürzlich aber hätte sie durch öffentliche Blätter erfahren, daß ihn noch eine andere Gefahr bedrohe; daß er vor ein Kriegsgericht gestellt werden solle, um sich gegen eine schwere Anklage zu rechtfertigen. Da habe sich ihr Mutterherz nicht länger beruhigen können, und sie habe ihn, Casimir, aufgefordert, ungesäumt nach dem Kriegsschauplatze zu eilen, um seinem Bruder nach Kräften Beistand zu leisten. Er habe sich auch mit dem größten Eifer bereit

erklärt, ihrer Aufforderung zu genügen, und werde nun um so lieber hier verweilen, als er schon längst den Wunsch gehegt, sich den Vertheidigern des heiligen Rußland anzuschließen, wovon ihn nur die Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Mutter abgehalten habe.

Stanislaus fühlte sich tiefbetrübt über die Nachricht von dem krankhaften Zustande seiner Mutter, und suchte sich erst dann zu beruhigen, als ihm sein Bruder wiederholt die heilige Versicherung gegeben hatte: daß ihre Unpäßlichkeit zu keinerlei ernstlichen Besorgnissen Veranlassung gebe, daß sie sich aber aller körperlichen und geistigen Anstrengungen enthalten müsse. Schmerzlich blieb es ihm jedoch, daß sie durch die geschwätzigen Zeitungen auch von der grundlosen Anklage, die man gegen ihn vorgebracht hatte, unterrichtet worden war, die er ihr gern bis nach gefälltem Urtheilsspruche verhehlt hätte. So redeten sie noch lange mit einander, von der edeln, gütigen Frau, und Casimir sprach mit einem tieferen Gefühle von ihr als er seinem Bruder jemals gezeigt, den er bevorzugt von der mütterlichen Liebe wußte.

Endlich aber vermochte Stanislaus die Sehnsucht nach einer Nachricht von dem geliebten Mädchen nicht länger mehr zu überwältigen und er fragte mit beklommenem Herzen: „Und sonst hat Dich unsere gütige Mutter mit keiner Mittheilung beauftragt? Oder hat sie Dir ein Schreiben an mich übergeben?“

Casimir errieth den Sinn dieser Frage und brachte sie sogleich in Verbindung mit seiner geheimen Liebe zu Georginen; doch in keinem Zuge seines Gesichtes

zeigte sich eine Veränderung. „Keins von Beiden;“ erwiderte er, in seiner ruhigen, abgemessenen Weise. „Das Schreiben fällt ihr jetzt sehr schwer und deshalb hat sie mir Alles mündlich anvertraut, was ich Dir mittheilen sollte. Doch frage nur, ich will Dir ja gern über Alles Auskunft geben, was Du vielleicht sonst noch zu wissen wünschen magst.“

Aber Stanislaus schwieg lange. Er hatte sich in seiner Hoffnung getäuscht gefunden und wußte sich es nicht zu erklären, aus welchem Grunde seine Mutter jede Erwähnung Georginens vermied. Doch das brennende Verlangen etwas von der Geliebten zu erfahren ließ ihm keine Ruhe und so wendete er, mit anscheinender Heiterkeit, endlich das Gespräch auch auf das gesellschaftliche Leben in Warschau, forschte nach den öffentlichen Vergnügungen, besonders nach dem Zustande des Theaters und Casimir gab ihm zwar auf alle seine Fragen genügende Antwort, erwähnte aber mit keiner Sylbe Georginens.

Da sah er sich endlich gezwungen ihm sein ganzes Herz zu eröffnen, und indem er ihm die Hand reichte, sprach er zu ihm: „Erinnerst Du Dich jener Nacht, mein Bruder, als Du in Warschau zu mir kamst mit dem Befehle des Kaisers, mich aus meinem Kerker zu befreien? In derselben Nacht enthüllte sich Dir ein Geheimniß meines Herzens. Auf dem Heimwege in den Palast unserer Väter, trat ich in ein kleines, freundliches Haus ein, um dort ein Band zu lösen, welches mich mit hoher Wonne erfüllt hatte; einen bittern Abschiedskelch zu leeren, für ewig. Die schönste Zierde

der ersten Bühne unserer Vaterstadt, der Liebling aller Kunstfreunde wohnte dort — Georgine Dombrowska. Weißt Du mir gar nichts von ihr zu sagen?"

„Nein;" entgegnete Casimir halblaut und mit einer Zurückhaltung, welche dem Liebenden auffallen mußte. Dann fuhr er mit dem Tone einer schmerzlichen Theilnahme fort: „Ich wünschte Du hättest diese Frage nicht an mich gestellt, denn unsere Mutter hat mir streng befohlen unsere Gespräche nie auf diesen Gegenstand zu richten."

„Ja, meine Mutter kennt das Geheimniß meiner Liebe; ich habe es ihr selbst vertraut, ehe ich von ihr schied;" rief Stanislaus in heftiger Aufregung. „Was — um Gotteswillen! konnte sie bewegen Dir zu befehlen nicht zu mir davon zu sprechen? Rede doch, Bruder! Was ist's mit Georginen? Ist ein Unheil über sie gekommen? Ist sie krank — todt? O, rede doch!"

„Du willst es! So höre denn!" versetzte Casimir mit dumpfer Stimme. „Ich weiß nichts von ihr, als daß sie Deiner unwürdig ist."

„Meiner unwürdig? Das ist nicht möglich!"

„Laß mich ausreden, Bruder, und urtheile dann selbst. Einen Tag später, als Du von Warschau abgingst, um Dich nach dem Kriegsschauplatze zu begeben, verließ auch sie unsere Vaterstadt und blieb von jener Zeit an spurlos verschwunden. Man wollte wissen: sie hätte sich zu dieser ungewöhnlichen Zeit in einen süddeutschen Badeort begeben, weil ein gewisser Zustand sich nicht länger mehr verheimlichen ließe und ihren ferneren Aufenthalt in Warschau nicht mehr gestattete.

Ein junger, reicher Engländer, welcher ihr seit Deiner Einkerkerung ganz besondere Aufmerksamkeit erwiesen, reiste nur um einen Tag später von Warschau ab, und man glaubte allgemein, daß er ihr gefolgt sei."

Wenn jedoch Casimir geglaubt hatte, ihm durch diese Nachricht das Gift tropfenweise zugezählt zu haben, so hatte er sich getäuscht. Denn in Stanislaus Herzen war der Glaube an Georginens Reinheit und Tugend so fest gegründet, daß kein Gift der Verläumdung ihn zu erschüttern vermocht hätte. Er war bestürzt über ihr geheimnißvolles Verschwinden aus Warschau, aber keinen Augenblick hätte er deshalb einen Verdacht auf sie werfen mögen, welcher ihren Ruf hätte beflecken können. Deshalb erwiderte er auch ernst und zuversichtlich: „Das ist die boshafteste Verläumdung, die jemals ersonnen wurde. Du hast niemals so tief in ihr reines, kindliches Herz geschaut, wie ich und deshalb will ich Dir es auch verzeihen, Casimir, daß Du einen so schmählichen Verdacht auch nur nachzusagen wagst. Doch ich bitte Dich, sprich nie mehr davon, denn es ist die empfindlichste Seite meines Innern, die Du je berühren konntest. Glaube mir, es ist die schändlichste Lüge, die jemals ersonnen wurde, um eine Unschuld zu beflecken. Sprich mir nicht von der öffentlichen Meinung, denn sie ist gar oft ungerecht und grausam und urtheilt gar zu häufig nur nach dem Scheine. Hat aber der Schein jemals betrogen, so muß es hier der Fall sein."

Casimir stammelte Worte der Entschuldigung, und verließ bald darauf den Bruder, unzufrieden mit sich

selbst, daß es ihm nicht gelungen war ihm eine neue, tiefe Wunde zu schlagen.

Und es war ihm in der That mißlungen. Denn als Stanislaus hierauf in seiner Einsamkeit des schmerzlichen Abschieds von Georginen gedachte, in jener Nacht; da sprach eine Stimme in seinem Innern: sie ist rein und schuldlos; denn mit einer Untreue im Herzen hätte sie den Trennungsschmerz nie so wahr und überzeugend äußern können, wie sie es gethan. So verbannte er auch den kleinsten Zweifel; aber es bekümmerte ihn tief, daß sie Warschau verlassen und daß er nun nicht einmal mehr wußte, in welche Gegend der Welt er seine Gedanken an sie wenden sollte. Er hatte es sich so schön geträumt, daß sie die Bühne verlassen und bei seiner Mutter weilen sollte. Sie, die nie ihre Mutter gekannt, würde sich das stolze, aber edle Herz der Gräfin bald gewonnen und ein mütterliches Gefühl für sich darin erweckt haben. Jetzt wurde es ihm auch klar, warum seine Mutter so beharrlich jede Erwähnung Georginens vermieden. Sie hatte dem schmachvollen Gerüchte Glauben geschenkt, sie hatte sie für unwürdig gehalten.

Wenige Tage später schon zeigten sich die Folgen der geheimen Unterredungen, welche Constantia mit dem Fürsten Mentschikoff und der Generalin Tschernokoff gehabt hatte. Das Kriegsgericht wurde festgesetzt und ausdrücklich bestimmt, daß es nur aus dem Auditeur und aus Offizieren des Regimentes Minsk bestehen sollte. Die Feinde Krasinsky's aber wagten auch nicht den leisesten Schritt, welcher dem Angeklagten hätte

verderblich werden können. Auch wurde, auf besondern Befehl des Oberfeldherrn, der Graf Tortschin zum Stabe des Generals Gortschakoff versetzt, welcher sein Hauptquartier in Sympheropol hatte, wohin er schleunigst abgehen mußte.

Mit jedem Tage nahm die Genesung Krasinsky's einen erwünschteren Fortgang. Er durfte jetzt schon, auf seinen treuen Dominik gestützt, in den Corridoren des Hospitals umherwandeln und am Abende vor dem Tage, an welchem das Kriegsgericht über ihn urtheilen sollte, fühlte er sich recht heiter und wohl. Er hatte sich, um auszuruhen von einem ermüdenden Spaziergange, auf sein Lager geworfen, aber er vermochte nicht einzuschlafen. Seine Gedanken schweiften umher, verweilten lange bei seiner Mutter, im Hause seiner Väter, und wanderten dann weiter und immer weiter, um Georginen aufzusuchen. Aber nirgends fand er eine Spur, die ihm ihren Aufenthalt verrathen hätte.

So lag er noch um Mitternacht. Die Augen hielt er zwar geschlossen, aber seine Gedanken waren wach. Da öffnete sich geräuschlos die Thür seiner Krankenzelle und eine barmherzige Schwester schwebte mit leisen Schritten herein. In einiger Entfernung von seinem Bette blieb sie stehen, und richtete durch den Schleier, beim Scheine der Nachtlampe ihre Blicke forschend auf ihn. Er regte sich nicht. Seine Athemzüge waren ruhig, seine Augen geschlossen, so, daß sie nicht zweifelte er sei fest eingeschlafen. Und wirklich war er auch so tief versunken in seine wachen Träumereien, daß er ihr Eintreten nicht vernommen hatte.

Es war Georgine. Sie hatte dem Drange nicht widerstehen können, ihn vor dem verhängnißvollen Morgen, an welchem sein Urtheil gesprochen werden sollte, noch einmal zu sehen. Zugleich aber wollte sie auch noch einmal an seinem Lager beten, und dann Abschied von ihm nehmen. Denn wie auch der Spruch des Gerichtes ausfiel, so mußte er am nächsten Tage das Hospital verlassen, um entweder seinen Dienst wieder anzutreten, oder die über ihn verhängte Strafe zu erleiden. Der schreckliche Verdacht den sie gegen ihn gehegt, daß er sich habe von den Fesseln der schönen Olga umstricken lassen, war gänzlich von ihr gewichen, seitdem sie an jenem Abende, an welchem das Regiment Minsk durch Priester-Fanatismus zum Tode geweiht wurde, während der feierlichen Handlung im Dome, seine Unterredung mit der Generalin belauscht hatte. Sie hatte es ja selbst gehört, wie er ihre wilde Leidenschaft zurückwies, wie er ihr offen bekannte, daß er sie nie geliebt. Mehr bedurfte es nicht, um das schmerzliche Gefühl, welches ihr Herz zerriß, in Wonne zu verwandeln. Hatte sie doch auch später, in seinen wilden Fieberphantasieen, ihren Namen mehrmals von seinen Lippen gehört, niemals aber hatte er Olga genannt. So war sie fester als jemals überzeugt, daß er sie nie vergessen habe, daß ihr Bild noch unversehrt in seinem Herzen lebe.

Sie trat nun ganz nahe zu ihm hin, beugte ihre Kniee an seinem Lager und betete einige Minuten lang für ihn, ohne Worte, nur ihre inbrünstigen Gedanken zu Gott erhebend. Dann erhob sie sich, beugte sich

über ihn, richtete einen festen, wehmüthigen Blick auf sein noch immer bleiches Antlitz und konnte der Versuchung nicht widerstehen einen leisen Abschiedskuß auf seine edle, reine Stirn zu hauchen. Schon hatte sie den Schleier zurückgeschlagen und senkte ihr Antlitz auf das seinige herab, da schlug er plötzlich seine Augen auf, und „Georgine!" tönte es freudig von seinen Lippen. Ein halbunterdrückter Schreckensruf war ihre Antwort und ehe er noch seine Arme um sie zu schlingen vermochte, hatte sie sich schon zurückgebeugt und floh aus der Zelle. Als er sich emporrichtete, sah er nur noch einen wallenden Schleier, ein wehendes schwarzes Gewand, vor seinen Blicken entschwinden, wie eine dunkle Wolke, dann — — war Alles wieder todtenstill um ihn her. Nur einen Augenblick hatte er ihr liebliches Gesicht in's Auge gefaßt, und er konnte sich des Schauers einer Geisterahnung nicht erwehren; denn er glaubte, daß eine übernatürliche Erscheinung, welche Georginens Gestalt angenommen, sich ihm genähert habe. Doch bei reiflicherem Nachdenken belächelte er sich selbst, wegen seiner Geisterseherei, und überredete sich, daß seine aufgeregte, nur mit Georginen beschäftigte, Phantasie ihm ihr Bild so lebendig vorgegaukelt, daß er es für eine wirkliche Erscheinung gehalten habe. Dadurch beruhigt, schlief er endlich ein und erwachte am andern Morgen, nach einem ruhigen, traumlosen Schlummer, heiter und gestärkt.

Um zehn Uhr kamen zwei Offiziere seines Regiments zu ihm, um ihn zum Kriegsgerichte abzuholen, welches im Gouvernementsgebäude stattfand. Nachdem

er tiefbewegt und unter den herzlichsten Dankesäußerungen Abschied genommen hatte, von der Oberin der barmherzigen Schwestern und von Constantia, die ihn bis zum Wagen geleiteten, der im Hofe hielt, verließ er das Hospital. Georginens bleiche Gestalt hatte oben auf dem Corridore, in einer Fensternische gestanden und indem sie still weinend auf ihn hinabschaute, vertraute sie den Lüften, die über ihn dahin weheten, ihren leisen Abschiedsgruß.

So stand sie noch lange, als der Wagen schon längst verschwunden war, immer noch auf denselben Fleck hinunter starrend, wo er gestanden hatte, als Constantia zu ihr trat, sie in ihre Arme schloß und liebreich zu ihr sprach: „Fasse Dich, liebe Schwester! Vertraue auf Gott und hoffe auf ihn. Ich selbst werde Dir, noch ehe die Sonne im Mittag steht, sein Urtheil mittheilen. Er hat mir versprochen, mir sogleich einen Boten zu senden mit der Nachricht, wie es lautet, wenn er verhindert werden sollte, mir es selbst zu verkünden. Geh' jetzt in Deine Zelle und fasse Geduld, bis ich Dich wieder sehe.“

Georgine gehorchte. Aber in ihrem einsamen Gemache rang sie vergebens nach Ruhe und Fassung. Sie suchte ihre Gedanken zu Gott zu erheben, aber sie kehrten immer wieder zu Stanislaus zurück, der ja vor seinen Richtern stand, und die Minuten dehnten sich ihr zu Ewigkeiten aus. Da endlich — noch ehe die Mittagsglocke schlug, trat Constantia zu ihr ein, hastig, aufgeregt, wie man sie selten sah und ihre Augen leuch-

teten freudig. „Laß uns unserm Vater im Himmel danken;" rief sie; „er ist frei gesprochen!"

Georgine vermochte nicht zu antworten, aber ihre Hände falteten sich unwillkürlich und jetzt erhoben sich alle ihre Gedanken, inbrünstig dankend zum höchsten Wesen empor.

XVI.

Wenden wir jetzt wieder einen Blick auf die kriegerischen Ereignisse.

Mit dem Eintreten der milderen Witterung, welche das nahende Frühjahr brachte, waren nicht allein in dem Heere der Verbündeten, sondern auch in ihrem ganzen Angriffs-Systeme wichtige Veränderungen vorgegangen. Die französische Armee hatte eine fast gänzlich neue Organisation erhalten und war in zwei Armeecorps getheilt worden, deren jedes in zwei Divisionen zerfiel. Zum Befehlshaber des ersten Armeecorps war der kühne Haudegen, General Pelissier zum Befehlshaber des zweiten, welches den bisher nur von den Engländern besetzten rechten Flügel verstärkte, war General Bosquet, ein nicht minder tapferer Offizier, ernannt worden. General Canrobert blieb noch Oberbefehlshaber, bis zu einer spätern Zeit seine Würde auf Pelissier übertragen wurde. Die Aenderung des Angriffs-Systems aber bestand darin, daß der mit den ausgezeichnetsten Kenntnissen versehene, und bald berühmt gewordene, fran-

zösische Ingenieur Niel, welcher größtentheils Anlage und Bau der Angriffswerke geleitet hatte, klar erkannte: daß alle Anstrengungen, welche man bisher gegen die Central- und Mastbastion verwendet hatte, fortan nur gegen die Befestigungen des sogenannten Malachow-hügels gerichtet werden müßten, da er sehr richtig bemerkte, daß nach dessen Einnahme die Südseite der Festung nicht mehr zu halten sei.

Aber auch die Russen waren nicht müssig gewesen und hatten sich durch die unermüdliche und umsichtige Thätigkeit des Ingenieur-Obristen Todtleben, eines Deutschen, auch mit sehr wichtigen und wirkungsvollen Vertheidigungswerken versehen. So war z. B. eine starke Redoute angelegt worden, die man durch eine fliegende Sappe, (Laufgraben) über den sogenannten „grünen Hügel" (mamelon vert) auszudehnen und mit den Batterieen des Malachow-Hügels zu verbinden bemüht war; so daß nothwendig erst der grüne Hügel genommen werden mußte, ehe man daran denken konnte gegen den riesigen Malachow mit Erfolg zu operiren. Um daher die vollkommene Befestigung des Ersteren zu verhindern, wagte man in der Nacht vom 23.—24. Februar einen Angriff. Zwei Colonnen von der Brigade Monet, bestehend aus Linieninfanterie, Zuaven und Marinesoldaten, ungefähr 6000 Mann im Ganzen stark, setzten sich gegen den Feind in Bewegung. Die Nacht war dunkel und es war Befehl gegeben worden nicht zu schießen; sondern im Sturmlaufe nur mit dem Bajonette anzugreifen. Allein die Russen waren auf ihrer Huth gewesen und in weit überlegenerer Anzahl

empfingen sie die Stürmenden mit einem mörderischen Musketenfeuer, vor welchem diese zurückweichen mußten. Es wurde jedoch ein zweiter Sturm gewagt, welcher besser gelang; denn jetzt mußten sich die Russen zurückziehen; die Zuaven, immer die Vordersten, wenn es ein Wagstück galt, drangen in die neue Schanze ein und begannen sogleich sie zu zerstören. Aber leider vermochten sie ihr Werk nicht zu vollenden; denn von der Festung aus wurde jetzt ein furchtbarer Hagel von Bomben und Kugeln aller Art auf sie herabgeschleudert, die ihnen schwere Verluste zufügten, und so sahen sie sich genöthigt die eroberte Redoute wieder zu verlassen und den Marinesoldaten zu folgen, welche von anderer Seite, von einer überlegenen, russischen Truppenmacht angegriffen, sich bereits zurückgezogen hatten.

So war allerdings der Plan gänzlich mißlungen, denn die Opfer die man gebracht hatte, standen in keinem Verhältnisse zu dem Schaden, den man den Feinden zugefügt. Die Franzosen hatten 400 Mann an Todten und Verwundeten verloren und die Russen besserten am andern Tage die Zerstörungen mit leichter Mühe wieder aus, die man ihren Schanzen zugefügt hatte. Doch war die russische Position auf dem grünen Hügel von so großer Wichtigkeit, daß man sich durch den ersten mißlungenen Versuch nicht zurückschrecken lassen durfte. Deshalb wurden auch seit Anfang März auf diesem Punkte den Feinden fortwährend nächtliche Gefechte geliefert, welche aber nur viel Blut kosteten und doch keinen günstigen Erfolg lieferten. Die Russen hatten vor ihren Werken Schützengruben angebracht,

aus welchen sie die Arbeiter in den Laufgräben fast fortwährend beschossen, und bei nächtlichen Angriffen von allen Seiten hervordrangen und sich mit einem wohlgezielten Musketenfeuer den Franzosen entgegen warfen. Diese gefährlichen Schützengruben mußten daher erst genommen werden, ehe man an eine Eroberung des grünen Hügels denken durfte, dessen Befestigungen indessen vollendet wurden. Nach unsäglichen Anstrengungen, nachdem man sie mehrmals genommen und eben so oft wieder daraus vertrieben worden war, gelang es endlich sich dauernd darin festzusetzen. Sie blieben im Besitze der Franzosen, nachdem in der Nacht des 25. März, die Russen mit ungeheurer Macht einen Versuch zu ihrer Wiedereroberung unternommen hatten und mit einem Verluste von 1800 Mann zurückgeschlagen worden waren, wobei auch der Admiral Istomin seinen Tod fand.

Im Laufe des Monats März aber, hatten die Geschütze des Belagerungsheeres, mit wenigen Ausnahmen, fast gänzlich geschwiegen. Man hatte Alles indessen für ein großartiges, zweites Bombardement vorbereitet und eben so sorgfältig in aller Stille die Laufgräben weiter geführt, neue Redouten und Bastionen errichtet und armirt und ungeheure Massen Munition herbeigeschafft. Endlich am 9. April, sobald die Sonne ihre ersten Strahlen auf den Kriegsschauplatz warf, eröffneten sämmtliche französische und englische Batterien ihr Feuer gegen die Festung, in welcher jetzt Fürst Gortschakoff den Oberbefehl führte. In den Batterieen der Belagerer waren gegen vierhundert Feuerschlünde aufgestellt und

der furchtbare Donner der Geschütze war so arg, daß eine Meile weit im Umkreise die Erde bebte. Ob man nun aber dem Rathe des Ingenieurs Niel, als es zur Ausführung kam, doch nicht folgen wollte, oder ob eine andere Absicht dabei vorwaltete, bleibt unentschieden. Kurz, die Hauptmacht des ganzen Bombardements wurde wieder gegen die Südwestseite der Festung und nicht wie man allgemein erwartet hatte, gegen den großen Redan und den Malachowhügel gerichtet. Vorzüglich wurde die Mastbastion, oder die Flaggenstab-Batterie förmlich mit Kugeln überschüttet. Dieses schreckliche Bombardement aber, wurde mit gleichem Eifer beinahe acht Tage lang und selbst während der Nächte fortgesetzt. Anfangs schienen allerdings die Erfolge auch ermuthigend. Die russische Artillerie war nicht im Stande den Donner der Geschütze mit gleicher Lebhaftigkeit zu beantworten, da ihnen der Wind unablässig den Pulverdampf in das Gesicht trieb. Am Abende des 10. April war schon eins der festen Außenwerke, an der Kalfaterbucht, östlich von der Schiffervorstadt, zum Schweigen gebracht, und man konnte deutlich bemerken, daß die Mastbastion erhebliche Beschädigungen erlitten hatte. Jetzt erst wurde das Bombardement mehr nach den Werken auf dem Sapunberge, oder grünem Hügel, und nach dem Malachowthurme gerichtet, und nachdem es den Franzosen gelungen war, in einem blutigen Kampfe, welcher die ganze Nacht vom 13.—14. hindurch dauerte, die sämmtlichen Schützengruben vor demselben zu nehmen, wurde Letzterer beinahe gänzlich zum Schweigen gebracht. Am 14. stellte auch das Quarantainefort sein Feuer fast

gänzlich ein und die Südbastion ließ sich nur selten noch vernehmen. Aber dies Alles waren keine Erfolge, welche zu einer Beendigung des Kampfes hätten führen können. Denn nachdem täglich etwa 26,000 Bomben und Kugeln auf die Festung geschleudert worden waren, hatte man doch nirgends Bresche schießen können, und die Hoffnung den Feind durch bloßes Artilleriefeuer zu besiegen und zur Uebergabe des Platzes zu zwingen, erwies sich jetzt zweifelhafter als jemals. Allerdings hatte man sicher darauf gerechnet, daß es zu einem Sturme kommen sollte und deshalb auch 16,000 Mann Türken und Egyptier aus Eupatoria herbeizogen, aber so lange die steinernen Mauern der Festung nicht in Trümmer stürzten, war an keinen Sturm zu denken. Man hatte an vier Millionen Thaler an Pulver und Eisen verschossen, 600 Mann dabei geopfert und was hatte man dabei gewonnen? Man hatte den Russen ungefähr 800 Mann getödtet und 3000 verwundet, aber was verschlug dies dem Oberfeldherrn Gortschakoff, der eben wieder eine Verstärkung von 30,000 Mann aus dem Norden erhalten hatte? Man hatte einige unbedeutende Außenwerke genommen, einen Theil der festen Mauern beschädigt und einige Kanonen unbrauchbar gemacht. Allein hinter den eroberten Werken waren neue errichtet, die Mauerbeschädigungen waren noch während des Bombardements wieder ausgebessert und die demontirten Kanonen aus dem reichlich versehenen Arsenale durch brauchbare ersetzt worden. Dies Alles war im Lager der Verbündeten nicht unbemerkt geblieben, und es verbreitete sich deshalb sehr bald eine trübe, hoff-

nungslose Stimmung unter den Truppen, ja es wurde sogar das Gerücht laut: die Feldherren hätten bereits beschlossen, die Belagerung aufzuheben.

Aber bei alledem hatten die Einwohner und die Truppen in Sebastopol furchtbar gelitten. Man athmete während des höllischen Bombardements in der Stadt nur noch eine Atmosphäre von Dampf, Salpeter und Schwefel geschwängert und auf keiner Straße, in keinem Hause, war man sicher davor, von Kugeln oder glühenden Eisenstücken niedergeschmettert zu werden. Die Gehörnerven waren von dem furchtbaren Donner der gegenseitigen Kanonade so abgestumpft, daß man kaum noch den betäubenden Lärm größerer Explosionen, welche fast täglich stattfanden, zu unterscheiden vermochte. Die Kugeln lagen auf den Straßen wie gesäet umher und viele derselben hatten in die Gebäude eingeschlagen und Mauern und Dächer zertrümmert. Auch in die Lazarethe und Magazine schlugen die Bomben ein und fast immerwährend brach in mehreren Theilen der Stadt Feuer aus. Die Besatzung wurde Tag und Nacht unter Waffen gehalten und theils in den Festungswerken, theils in den Straßen vertheilt, um dort den Feind zurückzuschlagen, wenn er einen Sturm wagen sollte; hier den Brand der Häuser zu löschen, die Verwundeten hinweg zu tragen und zu retten, wo Rettung nöthig war. Eine dumpfe Betäubung bemächtigte sich deshalb auch endlich der Truppen; sie wurden gleichgültig gegen den Tod, der ihnen fast jeden Augenblick in der schrecklichsten Gestalt vor Augen schwebte. Sie erfüllten zwar ihre Pflicht, aber fast ohne Bewußtsein dessen, was sie

thaten; sie waren nur noch Maschinen, die sich hin und herbewegten, nothdürftig ihren Hunger stillten, und kaum noch fähig sich auf den Füßen zu erhalten, kaltblütig den Tod erwarteten, als ihren Erlöser. Hätten die Alliirten nach den ersten acht Tagen des Bombardements die Festung mit ihren frischen Truppen stürmen können, sie würden wenig Widerstand gefunden haben; denn selbst die riesigsten Männer der russischen Armee waren bis zum Tode erschöpft.

Indessen bestätigte sich das Gerücht von einer Aufhebung der Belagerung nicht und dauerte bis zu Ende April auch die trübe, niedergeschlagene Stimmung fort, die durch eine gewisse rathlose Unthätigkeit noch erhöht wurde, so brachte der Mai doch wieder wichtige Ereignisse, welche einen glücklichen Ausgang verhießen.

Am Morgen des 1. Mai wurde wieder eine furchtbare Kanonade gegen die Central- und Mastbastion eröffnet, wo die Russen außerhalb dieser Werke Schützengruben angelegt, und vor der Centralbastion ein Contreapprochenwerk, von sehr fester Bauart errichtet hatten. Am folgenden Tage schon wurde dieses Werk von 6000 Franzosen muthig erstürmt, unter Führung des Generals Pelissier, wobei ihnen neun kleinere Mörser und zweihundert Gefangene in die Hände fielen. Es war dies seit Anfang des Jahres der erste nennenswerthe Vortheil, den die Verbündeten errungen hatten und man setzte sich in den eroberten Schanzen fest. Freilich unternahmen die Russen zwei Tage später, mit dem größten Theile ihrer Garnison einen wüthenden Ausfall, um die Franzosen wieder daraus zu vertreiben, aber sie

wurden so kräftig zurückgeschlagen, daß sie am andern Morgen keinen Mann und keine Kanone mehr außerhalb der ordentlichen Festungswerke hatten. Die Franzosen waren aber dadurch Sebastopol mit einem einzigen Schlage um dreihundert Fuß näher gerückt, was von großer Bedeutung war.

Am 19. Mai trat Canrobert sein Commando an General Pelissier ab, und dieser übernahm es mit dem festen Entschlusse noch vor Eintritt des Herbstes der Belagerung ein Ende zu machen. Am 24. Mai nahmen die vereinigten Flotten Kertsch und Jenikale und vernichteten oder kaperten alle russischen Schiffe, die sie im Asow'schen Meere fanden. Die Stimmung des Heeres wurde durch diese Siege wieder gehoben und die freudigste Hoffnung verbreitete sich überall, als man erfuhr, daß General Pelissier beabsichtige, Anfangs Juni, den „grünen Hügel" zu stürmen und sich dadurch den Weg zum Malachowthurme zu bahnen.

Zur Vorbereitung dieses Sturmes eröffneten die Belagerer am 6. Juni, Nachmittags 3 Uhr ein scharfes Feuer gegen die Lunette Kamschatka und den Malachowthurm, welches sich bald über den ganzen rechten Flügel ausdehnte. Die russische Artillerie antwortete nicht weniger hitzig und so wurde das gegenseitige Feuer vier Stunden lang ununterbrochen fortgesetzt, wo man endlich bemerkte, daß die Batterieen des Malachow so bedeutend beschädigt waren, daß ein Sturm für möglich gelten konnte.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr wurde das Signal dazu gegeben. Er sollte von drei Colonnen ausgeführt

werden. Die linke Colonne bestand nur aus Engländern, die rechte nur aus Franzosen, die mittlere aber war aus Engländern, Franzosen und Türken zusammengesetzt. Mit derselben Todesverachtung, welche sie in den früheren Kämpfen bewährt hatten, griffen sie auch jetzt an, aber 32 Bataillone Russen standen ihnen gegenüber, mit einer hartnäckigen Tapferkeit. Es war die Aufgabe der englischen Colonne sich der Schanzen des Redan zu bemächtigen und binnen einer halben Stunde stürmten sie auch die ersten Batterieen dieses Werks. Mit gleicher Bravour drangen die Franzosen gegen den grünen Hügel vor, nahmen seine Schanzen viermal und mußten viermal wieder daraus zurückweichen, da das Feuer vom Redan her, unerträglich war. Zwei brittische Bataillone aber opferten sich für ihre Bundesgenossen. Mit einem unwiderstehlichen Anlaufe stürzten sie sich gerade in das Feuer hinein, drangen bis in die Bastion des Redan und stachen die Kanoniere nieder. Von den Russen mit Uebermacht angegriffen verließen sie doch die Bastion nicht eher, als bis sie die Kanonen sämmtlich vernagelt hatten. Jetzt griffen die Franzosen, geführt von General Bosquet, auf's Neue an, und jetzt gelang es ihnen alle Schanzen des grünen Hügels nicht allein zu nehmen; sondern sie auch zu behaupten. Es war ein furchtbar heißer Tag gewesen und die Verluste bedeutend. Die Franzosen hatten über 3000 Mann, die Engländer ungefähr die Hälfte dieser Zahl verloren. Aber dafür hatten sie den Russen eins ihrer wichtigsten Werke entrissen, ihnen eine beträchtliche Anzahl Geschütze und fünfhundert Gefangene genommen. Angespornt durch

diesen günstigen Erfolg, beschlossen die Generäle der Verbündeten in einem Kriegsrathe einen ähnlichen Sturm zu wagen, um sich in den Besitz der Schiffervorstadt zu setzen. Es galt also jetzt ernstlich, dem furchtbaren Malachowthurme, dem Sägewerke an der Kielbucht und dem großen Redan, und am 17. Juni, Morgens 3 Uhr begann das vorbereitende Bombardement auf diese drei festen Werke.

Doch kehren wir jetzt in die Festung selbst zurück. Dort bemühete man sich allerdings, die Vortheile, welche die Verbündeten in den letzten Kämpfen errungen, von Seiten des Generalstabes, als höchst unwichtig darzustellen, ihre Verluste aber übertrieben zu schildern. Dies vermochte jedoch keineswegs die gedrückte, ja, gereizte Stimmung unter den Truppen zu verscheuchen, die sich bitter beklagten über die heillose Verwirrung im Commando, die auch in den letzten Gefechten wieder geherrscht habe. In Folge dieser verkehrten, unsichern Leitung, waren die Leute bald unter das Feuer der eigenen Batterieen gerathen, bald mitten im Verfolg der etwa erfochtenen Vortheile, durch irgend einen Befehl aufgehalten und nach andern Punkten dirigirt worden, wo sie nichts nützen konnten. Die Verstärkungen trafen gewöhnlich zu spät auf dem Kampfplatze ein und dienten dann nur dazu den Rückzug zu decken. Man legte die Schuld der Niederlagen denn auch einzig und allein dem Obercommando zur Last, und über den Fürsten Gortschakoff, der gleich beim Antritte seines schwierigen Oberbefehls nicht beliebt war, wurden Urtheile gefällt, die nichts Schmeichelhaftes für ihn enthielten.

Dazu kam noch, daß General Osten-Sacken, der sich die Gunst der Soldaten zu erwerben gewußt, aus der Festung entfernt und nach Sympheropol gesendet worden war, um dort das Obercommando über die Reserve-Armee zu übernehmen, wodurch er zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilt wurde. Endlich aber schien auch der außerordentlich beliebte Admiral Nachimoff bei weitem den Einfluß nicht mehr zu besitzen, den er unter Fürst Mentschikoff zum Vortheil der Vertheidigung ausgeübt hatte. Ein Hauptgrund zur Unzufriedenheit der Truppen lag aber auch schon darin: daß die Besatzung der Festung, nämlich die Regimenter vom vierten, fünften und sechsten Armeecorps nun seit acht Monaten schon die ungeheuren Strapatzen des schweren Dienstes und die Gefahren der immerwährenden Kämpfe hatten allein tragen müssen, während draußen im Lager sich noch eine zweite Heeresabtheilung von 120,000 Mann befand, die noch kein Gewehr abgefeuert hatte und aus lauter Unthätigkeit demoralisirt wurde. Seit dem Anfange des zweiten Bombardements wurden die Leute fast unablässig Tag und Nacht unter den Waffen gehalten und Niemand dachte daran sie endlich einmal ablösen zu lassen, ja, man ließ es sogar selbst an der, bei dem ungeheuern Verbrauch an Kräften, doch so nothwendigen Unterstützung fehlen. Obgleich durch das entsetzliche Bombardement, durch die blutigen Nachtkämpfe und die immer bösartiger auftretenden Krankheiten 10—12,000 Mann der Besatzung kampfunfähig geworden waren, hatte man dieselbe doch nur kaum mit 4000 Mann von der neunten Division wieder verstärkt;

so, daß die Zahl der Vertheidiger der Festung, gerade im gegenwärtigen, kritischen Augenblicke, wo es Alles galt, geringer war, als sie jemals gewesen, weshalb die Leute, wenn sie ihre Pflicht thun wollten, ihre Anstrengungen verdoppeln mußten.

Die Kanonade, welche am 17. Juni früh Morgens begann, wurde auch von den Belagerten wieder als ein Vorzeichen angesehen, daß sich die Feinde zu einem neuen Sturme rüsteten und man hatte sich allerdings nicht getäuscht, wenn auch der ganze Tag verging, ohne daß die Ausführung erfolgte. Auch die Truppen waren ermuthigt, denn der General Osten-Sacken war schleunigst von Sympheropol zurückberufen und befand sich in Sebastopol, um an der Leitung der Vertheidigung wie früher Theil zu nehmen. Den ganzen Tag über hielt das Feuer der Verbündeten an und um die Feinde sicher zu machen, antwortete die russische Artillerie gegen Abend immer langsamer; ja, die Geschütze wurden größtentheils, als ob sie demontirt, oder zum Schweigen gebracht wären, ganz aus den Schießscharten zurückgezogen. Sobald die Dunkelheit eintrat, erhielten die weiter rückwärts aufgestellten und unter den Blenden versteckten Truppen Ordre in die Werke einzurücken, doch mit dem strengen Befehle bei Todesstrafe sich ganz still zu verhalten, nicht zu sprechen, nicht Taback zu rauchen, nicht über die Brustwehr zu blicken und auch sonst auf keine Weise ihre Anwesenheit zu verrathen. So wurden in aller Stille die Werke mit Truppen gefüllt, und nur die russische Disciplin durfte eine so schwere Geduldsprobe von ihnen fordern; denn nachdem sie ihre Gewehre in

Pyramiden zusammen gestellt hatten, mußten sie sich am Boden ausstrecken und durften sich fast nicht rühren mehrere Stunden lang.

Ungefähr um elf Uhr Abends stieg in der Gegend der Mackenzie-Berge eine einzelne Rakete auf, und gleich darauf kreuzten sich Offiziere und Ordonanzen nach allen Richtungen. Einige Compagnieen mußten schnell hinaus marschiren vor die Werke, um den dort bereits befindlichen Mannschaften beizustehen, die durch das Feuer des verflossenen Tags verursachten Zerstörungen auszubessern. Von der Stadt her dröhnte von allen Seiten der dumpfe, schwere Schritt der geschlossenen Infanteriemassen, welche zur Reserve dienen sollten, und aus dem Lager weit herüber tönte durch die nächtliche Stille das immer wiederholte „**Vive l'empereur,**“ welches die Franzosen, die schon wieder einen neuen Sieg erfochten zu haben glaubten, jubelnd erschallen ließen.

Die Nacht war still und schön; am tief blauen Himmel funkelten die Sterne und spiegelten sich in den unbewegten Wassern der Bucht ab. Frieden herrschte in der Natur, aber der Hauch des Todes strömte weit dahin, über den jetzt so ruhigen, nächtlichen Kampfplatz.

Vor dem Aufgange zu dem Malachowthurme hielten zwei Tartaren der Leibwache zu Pferde. Ein Piquet Infanterie stand weiter abwärts und eine Postenkette verhinderte jede Annäherung. Nur Ordonnanzen und Offiziere, welche Depeschen und Meldungen an den Oberbefehlshaber General Osten-Sacken zu überbringen hatten, wurden zugelassen.

Auf der Plattform, unter dem Thurme, war bei-

nahe die ganze hohe Generalität, welche sich in der Festung befand, versammelt. Admiral Nachimoff, derselbe, welcher den größten Theil der türkischen Flotte im schwarzen Meere vernichtet hatte, lehnte links an der Brustwehr, in voller Paradeuniform, die er stets zu tragen pflegte, wenn ein heißer Kampf in Aussicht stand; nur auf dem Kopfe trug er eine leichte Feldmütze. In gespannter Erwartung lauschte er, von mehreren andern Offizieren umgeben, auf die abgebrochenen Bemerkungen, welche General Todtleben äußerte, der durch ein Nachtfernrohr die Bewegungen in den feindlichen Werken und im Lager erforschte. Endlich schob er das Instrument zusammen, und nachdem er mit einer zuversichtlichen Miene bemerkt hatte: „Es giebt sicher etwas, diese Nacht!" begann er mit demselben Humor, als ob er sich in irgend einem Kaffeehause in einem gesellschaftlichen Kreise befände, eine launige Geschichte zu erzählen, von einem Offizierburschen, welcher sich gerühmt hatte, im letzten Gefechte auf dem grünen Hügel drei feindliche Generäle mit einem Küchenmesser niedergestochen zu haben und nun in allem Ernste ein Hauptmannspatent und mehrere Orden für seine Tapferkeit verlangte. Todtleben aber wußte seine Erzählung mit einem so echt komischen Ausdrucke vorzutragen, daß mehrmals ein allgemeines Gelächter in der Gruppe erschallte. Der Obergeneral Osten-Sacken, welcher die Hände auf dem Rücken, wie in tiefes Sinnen verloren, allein in der Mitte des Rondels auf und nieder ging, warf einen zornigen Blick dorthin, als er aber in dem launigen Erzähler Todtleben erkannte, glättete sich seine gefaltete

Stirn schnell wieder, ja, auf einen Wink Nachimoffs trat er näher, und beim Schlusse der komischen Geschichte stimmte er selbst in das Gelächter der Umstehenden ein. Der Admiral Pansiloff aber, welcher einigen Offizieren Befehle ertheilte, zeigte sich weit weniger geneigt zu lachen; er schien vielmehr sehr ärgerlich darüber, stampfte mit dem Fuße zornig, daß der Estrich ertönte und murmelte etwas von deutschen Lustigmacher und Abenteurer, was freilich der wackere Todtleben nicht hörte, sonst würde er blutige Genugthuung gefordert haben. Der General Chrulew hingegen, welcher unter dem Aufgange zum Thurme, an einem Feldtische saß und beim Scheine einer Laterne mehrere Ordres schrieb, schaute ganz verwundert auf und schien die gute Laune seiner Herren Kameraden gar nicht begreifen zu können.

Da änderte sich jedoch plötzlich die Scene; denn der Lieutenant Krasinsky erschien fast athemlos auf der Plattform und fragte lebhaft nach dem General Osten-Sacken. Als dieser seinen Namen nennen hörte, wendete er sich rasch um und empfing aus Krasinsky's Händen, der jetzt die Dienste eines Adjutanten bei seinem Obristen versah, ein zusammen gefaltetes Papier. Der Obergeneral trat damit zu dem Tische, auf welchem die Laterne stand, las still für sich und reichte dann das Papier dem General Chrulew. Nachdem auch dieser gelesen, erhob er sich, sann einige Augenblicke nach und sprach dann kalt und entschlossen: „Wohl! Wir sind bereit.„ Auch der wilde Nachimoff, der gleichfalls näher getreten war, las die Depesche und nachdem er ein kurzes Gelächter ausgestoßen hatte, zog er Osten-Sacken

auf die Seite und jubelte: „Sie kommen also? Dann hat sie unser Gott uns an's Messer geliefert! Zu seiner und des heiligen Rußlands Ehre wollen wir dafür sorgen, daß ihrer nicht allzuviele in ihr Lager zurückkehren sollen.“ Der Obergeneral schien aber kaum auf diese fanatische Rede zu hören; er war an den Tisch getreten, schrieb dort mehrere Befehle, welche er seinen bereits harrenden Adjutanten einhändigte und wendete sich dann zu Krasinsky mit den Worten: „Kehren Sie schnell zu Ihrem Regimente zurück; es wird Arbeit geben!“ Dann ließ er den Professor Hubenett, den Director des ganzen Medicinalwesens auf der Karabelnaja-Seite und die Oberärzte die er herbeschieden hatte, zu sich treten und sprach zu ihnen: „Spätestens in einer Stunde werden die Feinde zum Sturme schreiten. Ich lege die Sorge für unsere Verwundeten vertrauungsvoll in Ihre Hände. Begeben Sie sich nach Ihren Verbandplätzen und handeln Sie gewissenhaft. Rußland wird sich Ihnen für jeden seiner tapfern Söhne, den Sie ihm erhalten dankbar beweisen.“ Nachdem sich auch die Aerzte entfernt hatten, traten die höhern Offiziere in einen Kreis um ihn zusammen, und nachdem er ihnen seine Befehle ertheilt hatte, entfernten auch sie sich in verschiedenen Richtungen und die Plattform war plötzlich verödet.

Krasinsky war indessen zu seinem Regimente zurückgekehrt, welches in der Schiffervorstadt Posto gefaßt hatte, wo der erste Angriff erwartet wurde. Er war von seiner Wunde bereits vollkommen wieder genesen und hatte genügende Kraft gewonnen seinen Dienst

wieder zu versehen. Aber die düstre Schwermuth, mit welcher er in die Armee eingetreten war, hatte sich seiner auf's Neue wieder bemächtigt, und er vermied jede heitere Geselligkeit unter seinen Kameraden, obgleich ihm die meisten derselben freundlich gesinnt waren. Nur zu dem jungen Felix Alberti, der als Fähndrich, nach seiner glücklichen Rückkehr von Eupatoria, in das Regiment Minsk versetzt worden war, fühlte er sich hingezogen und da sich dieser auch ihm sehr zugeneigt zeigte, so hatte er mit ihm rasch eins jener innigen Freundschaftsbündnisse geschlossen, wie sie oft im Kriege vorzukommen pflegen. Felix hatte das unwiderstehliche Bedürfniß gefühlt einen Vertrauten für seine unglückliche Liebe zu haben, und so hatte er ihm denn auch alle seine Abenteuer, die er in Eupatoria erlebt und die unbezwingliche Leidenschaft, die er noch immer für die schöne Selinda, Omer Pascha's Tochter, hegte, mitgetheilt. Die Taubenpost, welche der Erfindungsgeist der armen Marsa eingerichtet, war geglückt, und so hatte er wirklich mehrmals Nachrichten von Selinda durch das Tartarenmädchen erhalten, welche jedoch stets so wenig tröstlich für ihn lauteten, daß er sich in einer immerwährend trüben Stimmung befand. Das geliebte Mädchen war mit dem Eintritte des Frühjahrs von einem schweren Nervenfieber befallen worden und ihre Genesung schritt nur langsam fort, da ein schwerer Kummer an ihrem Herzen zu nagen schien. Ihr Vater aber hatte beschlossen, sie, sobald es ihr Zustand erlaubte, nach Konstantinopel zu senden, da er selbst mit seiner Armee sich nach Kleinasien begeben sollte, um dort einen Feldzug gegen die

Russen zu eröffnen und Kars zu entsetzen. Auch hatte Omer Pascha ihre Hand bereits einem der reichsten und tapfersten Heerführer, Mustapha-Pascha, zugesagt und ihre Vermählung sollte gleich nach ihrer Rückkehr nach Konstantinopel geschlossen werden. Dies waren die letzten Nachrichten, welche er ungefähr vor vierzehn Tagen erhalten hatte.

Nachdem Stanislaus Krasinsky seinem Obristen Bericht abgestattet hatte, daß es ihm gelungen sei, das ihm anvertraute Schreiben dem Obergeneral selbst zu übergeben, schaute er sich überall nach seinem jungen Freunde um. Er fand ihn einsam stehend, über die niedere Mauer des Kai gebeugt und mit trüben Blicken in die beinahe spiegelglatte Fluth der Bucht schauend.

Stanislaus legte ihm sanft die Hand auf die Schulter und sprach zu ihm: „Schon wieder in finstere Träume versunken? Lassen Sie uns jetzt hell aufschauen, Freund; denn wir erblicken diesen herrlichen Sternenhimmel vielleicht zum letzten Male. Es kommt zur Schlacht!“

Ein tiefer Seufzer drang aus Felix Brust herauf, und als ob er die Worte des Freundes gar nicht vernommen hätte, reichte er ihm die Hand und sprach zu ihm mit wehmüthigem Lächeln: „Nun ist Alles vorbei. Die Tauben sind gekommen und Marsa schreibt mir, daß sich Selinda schon seit acht Tagen in Konstantinopel befindet, und wahrscheinlich jetzt bereits die Gattin Mustapha-Pascha's ist. Mein Leben ist hin!“

Stanislaus erschrak über den verzweiflungsvollen Ton, mit welchem er die letzten Worte ausgesprochen hatte und obgleich er überzeugt war, daß in diesem

Augenblicke tröstende Worte seinen tiefen Schmerz nur wenig lindern würden, redete er doch recht theilnehmend und herzlich zu ihm, und bat ihn sich zu fassen, seines alten Vaters zu gedenken und die Verzweiflung von sich abzuschütteln, damit er kalt und ruhig, wie ein Mann der Schlacht entgegen gehen könne.

Doch Felix entgegnete, während sich eine Thräne in sein Auge stahl: „Ach, mein armer Vater! Bald wird er kein Kind mehr haben! Meine Schwester ging ihm verloren und auch ich werde ihn nicht wieder sehen. In dieser Nacht ist eine Todesahnung über mich gekommen, die nicht täuschen kann. Sie sagen, es giebt eine Schlacht? Wohl! ich werde fallen! Und es ist vielleicht gut so! Warum soll ich langsam an der brennenden Wunde meines Herzens hinwelken?" Hierauf zog er ein Portefeuille aus seiner Brusttasche und reichte es dem Freunde dar, indem er fortfuhr: „Geben Sie das meiner Schwester, sobald ich gefallen bin; sie soll es selbst in meines armen Vaters Hände legen. Es enthält einen Abschiedsbrief, in welchem ich ihn um Verzeihung bitte, für allen Kummer, den ich ihm durch meine Kriegslust bereitet habe. Er wird mir verzeihen, ich weiß es; denn er hat mich unaussprechlich geliebt!" Er vermochte nicht weiter zu sprechen; denn ein Thränenstrom erstickte seine Stimme.

Stanislaus war tief ergriffen. Er suchte ihn zu überreden, daß seine Todesahnung nur Täuschung sei und wollte die Annahme des Taschenbuchs ablehnen, doch Felix beschwor ihn bei seiner Freundschaft es an sich zu nehmen und fügte dann noch die Bitte hinzu:

„Lassen Sie die Tauben, die Sie in meinem Zimmer in der Caserne finden werden, fliegen, damit sie nicht in mörderische Hände fallen, und melden Sie, mit wenigen Zeilen nur, der guten Marsa meinen Tod."

Ehe jedoch Stanislaus etwas darauf zu erwidern vermochte, erschallte ein kurzer Trommelwirbel und Beide mußten in Reih' und Glied treten; denn das Regiment hatte so eben Befehl erhalten nach dem Dockdamme zu marschiren.

Etwa um drei Uhr Morgens begann der blutige Kampf, den wir jedoch nur in aller Kürze beschreiben wollen. Eine dichte Schlachtlinie der Verbündeten, welche von einer zahlreichen Reserve unterstützt war, unternahm zuerst einen Angriff auf die festen Werke vor der Karabelnaja, oder Schiffervorstadt. Auf der rechten Flanke und im Centrum zogen die Franzosen, ungefähr 30,000 Mann stark, auf der linken Flanke die Engländer, ungefähr 11,000 Mann, heran und zwischen ihnen lief die Dockschlucht hin, welche sie von einander trennte. Es war ihre Aufgabe sich der Korniloff-Bastionen No. 1 und 2 vor dem Malachow-Hügel und der Bastion No. 3 vor dem Redan zu bemächtigen. Sobald die Franzosen aus der Kielschlucht hervorgebrochen waren, warf sich eine dichte Schützenkette auf die erste Bastion, die Russen aber empfingen sie mit einem mörderischen Kartätschen- und Gewehrfeuer, während sich zugleich sechs ihrer Dampfer vor die Mündung der Bucht legten und sie einen wahren Kugelregen über die französischen Reserven ausspeien ließen. Zweimal gingen die Angreifer todesmuthig auf die Bastion los und zweimal mußten sie

zurückweichen. In ähnlicher Weise wurde auch der Sturm auf die zweite Bastion abgeschlagen. Die Colonnen zogen sich in den Hohlweg zurück, wo sie einigermaßen Schutz fanden, schossen von dort aus, waren aber in keiner Weise zu einem neuen Sturme zu bewegen. Indessen war die dritte Signalrakete emporgestiegen und die Franzosen, die sich in den Laufgräben vor dem grünen Hügel befanden, verließen dieselben rasch, und stürzten sich auf den Mittelwall zwischen der Bastion No. 2 und den Werken des Malachoff. Freiwillige mit Leitern gingen der Sturmsäule voraus, das furchtbare Kartätschen und Rottenfeuer vermochte ihre Schritte nicht zu hemmen. Keiner wankte, sie stiegen in den Graben hinab, legten ihre Leitern an, die Freiwilligen, die sich dem fast unausweichlichen Tode geweiht, klommen unaufhaltsam empor; aber die Russen sprangen auf die Krone der Brustwehr, schossen auf die kühnen Stürmer, schlugen sie mit dem Kolben auf die Häupter, oder durchstachen sie mit dem Bajonet und schleuderten sie in den Graben hinab. Jedes Andringen war auch hier vergeblich, und als fast die ganze Schaar der wackern Freiwilligen mit Todeswunden bedeckt, sich im Graben in ihrem Blute wälzte, warfen die Franzosen die Leitern von sich und zogen sich feuernd zurück, griffen wieder an, wurden aber nochmals zurück getrieben und mußten endlich nach hartem Verluste wieder in ihre Laufgräben hinabsteigen. Jetzt wurden die Signale aus der bereits früher eroberten Redoute auf dem grünen Hügel gegeben und mit großen Massen wurde nun der Sturm auf die Bastion Korniloff, welche den Ma-

lachowhügel, den stärksten Punkt der russischen Verthei-digungslinie krönte, unternommen. Ungefähr 10,000 Franzosen, voran eine dichte Schützenkette, warfen sich in mehreren Colonnen auf diesen wichtigen Punkt. Doch auch hier empfing sie ein so gewaltiges Feuer, daß sie kaum hundert Schritte vor dem Graben Halt machen mußten. Sie kehrten zurück zu ihren Laufgräben, ordneten sich dort und griffen noch zweimal mit großer Tapferkeit an; doch dem entsetzlichen Kugelregen war nicht zu widerstehen, die Colonnen geriethen in Verwirrung und flüchteten endlich unaufhaltsam in die Tranchéen zurück. Glücklicher war eine andere, französische Abtheilung, welche auf die am Fuße des Malachowhügels gelegene Batterie Gervais losstürmte und sich ihrer trotz des heftigen Feuers bemächtigte. Ein Bataillon des Regiments Pultawa, welches die Batterie decken sollte, wurde nach einem heftigen Handgemenge geworfen und die Franzosen besetzten mehrere Häuser am Fuße des Malachowhügels und drangen unaufhaltsam bis zum Dockdamme vor. Hier aber empfing sie der General Chrulew und griff sie mit großer Uebermacht an. Das ganze Regiment Minsk warf sich ihnen zuerst entgegen und es entspann sich eins der blutigsten Infanteriegefechte. Die Franzosen, welche sich in die Batterie Gervais und in die Häuser geworfen hatten, vertheidigten sich mit der größten Hartnäckigkeit und versuchten es die Geschütze in der eroberten Batterie gegen die Russen selbst zu richten. Aber diese stürzten beinahe im vollen Trabe auf den Kampfplatz und nach wenigen Minuten blitzten ihre Helme schon

über der Brustwehr der Schanze und die Franzosen, welche vergeblich Verstärkung erwartet hatten, mußten weichen. Der französische Adler, welcher dort aufgepflanzt war, wurde herabgerissen und die Tapfern sahen sich genöthigt, sich in's freie Feld zu retten.

Stanislaus Krasinsky hatte sich fast immer an Felix Seite gehalten, welcher die hochflatternde Fahne trug, um ihn zu schützen, wenn, wie er fürchtete, seine Verzweiflung ihn zu tollkühnen Wagstücken hinreißen sollte; doch als es galt die verlorene Batterie wieder zu erstürmen, fühlte er sich fortgetrieben von einem unwiderstehlichen Drange daran Theil zu nehmen und wirklich war er auch unter den Augen des alten Generals Chrulew einer der Ersten, welche sich in die Schanzen stürzten und den Feind daraus vertrieben. Kaum sah er jedoch die Batterie wieder gesichert in den Händen der Russen, so verließ er sie auch wieder, und schaute sich nach seinem jungen Freunde um. Der Kampf ras'te noch immer fort und die französischen Jäger, die sich in die Häuser geworfen und jetzt, nachdem ihre Kameraden aus der Batterie vertrieben waren, sich gänzlich abgeschnitten von den Ihrigen sahen, vertheidigten sich mit wahrer Wuth und wollten auf keine andere Bedingung hören, als auf freien Abzug mit allen Ehren.

Dort, wo es noch so heiß herging, sah Stanislaus die Fahne seines Regimentes wehen; dort mußte Felix sein und er eilte hin. Er fand ihn auch wirklich, hoch die Fahne schwingend, an der Spitze mehrerer Compagnieen, welche sich bemüheten, die Häuser zu stürmen. Aber jedes Haus war zur Festung geworden, die Thüren

verrammelt, die Fenster, ja, die Dächer selbst, mit trefflichen Schützen besetzt, die ein unablässiges Feuer auf die Stürmenden unterhielten und fast mit jedem Schusse ihren Mann niederschmetterten.

„Zurück, zurück, Felix! Um Gotteswillen zurück!“ rief Stanislaus athemlos dem kühnen Fähndrich zu; doch ehe er noch Antwort von ihm erhielt, sah er ihn lautlos zusammenbrechen, und die Fahne sank mit ihm in den Staub.

In demselben Augenblicke aber brach auch, wie ein Wetter eine Abtheilung französischer Jäger, welche sich hinter den Häusern bisher verborgen gehalten hatte, hervor, um durchzubrechen und auch ihren Kameraden in den Häusern freie Bahn zu erkämpfen. Ihr Anprall war so heftig, daß Stanislaus, der sich so eben zu dem gefallenen Freunde niederbeugen wollte, zurückgedrängt wurde. Eine mörderische Salve fiel hierauf in den dichten Haufen der weichenden Russen und zahlreiche Opfer stürzten mit blutenden Wunden zu Boden. Stanislaus fühlte sich unverletzt und als die Rauchwolke sich verzogen hatte, erblickte er die Fahne des Regiments Minsk, die man unter dem verwundeten Fähndrich hervorgezogen hatte, als Siegstrophäe in Feindeshand. Mehr bedurfte es nicht, um ihn alles Uebrige vergessen zu lassen. Seinen Offizierdegen hoch über seinem Haupte schwingend, rief er seinen Leuten zu, Stand zu halten, und durch einen Bajonetangriff die verlorene Fahne wieder zu erobern. Die durch die furchtbare Salve gelichteten Reihen der Seinigen zauderten, aber nur einen Augenblick; denn als sie sahen, daß er ihnen vor-

ausschritt, folgten sie ihm schnell und immer schneller und stürmten endlich mit einem unwiderstehlichen Bajonetangriffe, unter einem donnernden Hurrah! auf die französischen Jäger los, welchen es, hätte man ihnen nur wenige Minuten Zeit gegönnt ihre Kameraden aus den Häusern an sich zu ziehen, sicher gelungen wäre sich durchzuschlagen und ihre Laufgräben zu erreichen. Jetzt aber mußten sie dem heftigen Andringen der Russen weichen und wurden größtentheils auseinandergesprengt oder nieder gestochen. Stanislaus hatte sich, nur die verlorene Fahne im Auge, auf den Jäger geworfen, der sich ihrer bemächtigt hatte, und entriß sie ihm nach einem verzweifelten Kampfe. Jetzt ließ er sie hoch mitten unter den Seinigen wehen, befahl den verwundeten Felix, welcher regungslos am Boden lag, aufzunehmen, und zog sich dann mit seinen Tapfern, größtentheils Polen, aus dem scharfen Feuer, welches noch immer aus den Häusern unterhalten wurde, zurück. Bald darauf erschien eine russische Feldbatterie, um Bresche zu schießen in die verrammelten Häuser, was auch bald gelang und nun wurden einige Compagnieen vom Regiment Leffsk beordert, die Feinde aus ihrem Versteck herauszutreiben. Aber es war dies noch immer eine gefahrvolle, blutige Arbeit, denn jedes Haus, jedes Zimmer, ja selbst jeder elende Bretterverschlag mußte mit dem Bajonet erstürmt werden, so, daß noch viele Leute dabei umkamen. Erst als man noch eine ganze Stunde lang auf diese Weise mit wahrhafter Wuth gekämpft hatte, mußte sich endlich um fünf Uhr Morgens der Rest der braven Jäger, welcher kaum noch hundert Mann zählen mochte, ergeben.

Aber auch die Russen hatten entsetzlich gelitten, denn eine Compagnie des Regiments Leffsk zählte nach Beendigung des Kampfes nur noch dreiunddreißig Mann und hatte über zwei Drittel ihrer Leute verloren und weit um die Häuser her und in den Räumen derselben, war der Boden bedeckt mit Leichen.

Stanislaus geleitete den tödtlich verwundeten Felix selbst nach dem nächsten Verbandplatze, wo er ihn seinem Freunde, dem Doctor Albert Heiter übergab. Ehe dieser jedoch noch eine Untersuchung der Wunde beginnen konnte, eilte eine barmherzige Schwester herbei, in welcher Stanislaus zu seinem Erstaunen seine edle Retterin, Constantia erkannte.

„Ueberlassen Sie ihn mir!“ rief sie mit flehender Geberde dem Arzte zu; „Er ist mein Bruder!“

Heiter trat achtungsvoll zurück und überließ ihr den Verwundeten. Sie war todtenbleich, als sie sich über ihn beugte, aber ihre Hand zitterte nicht, als sie die mit Blut getränkte Uniform öffnete. Sicher wie immer, brachte sie die Sonde in die Wunde, doch wenige Augenblicke später schlossen sich ihre Augen, als ob sie eine Ohnmacht anwandelte. Doch sie raffte ihre schwindenden Kräfte gewaltsam zusammen, und nach einer Pause flüsterte sie mit einem schmerzlichen Seufzer: „Keine Rettung, keine!“

Felix schlug jetzt zum ersten Male die Augen auf und sein schon gebrochener Blick fiel auf die Schwester. „Leb' wohl, Constantia! Grüße den Vater!“ stammelte er mühsam. Dann drang nur noch ein einziges Wort, welches „Selinda!“ lautete, ganz leise über seine Lippen

und schon im nächsten Momente war sein Leben entflohen. Die Kugel war mitten durch seine Brust gedrungen und hatte eine große Herzarterie verletzt, so daß eine innere, nicht zu stillende Verblutung seinen Tod schnell herbeiführen mußte.

Schwere Thränen fielen aus den schönen Augen Constantia's auf die kalte, bleiche Stirn des hingeschiedenen Bruders und ein stilles Gebet schien sich ihrer Seele zu entringen, welches die Umstehenden auch nicht durch den leisesten Laut zu stören wagten. Dann rief sie, ihre Augen zum Himmel erhebend, mit einer engelgleichen Ergebung: „Mein Gott! Du hast es so gewollt!"

Diese wenigen Worte aber drangen zugleich auch tröstend in Krasinsky's Herz, der sich, als er den Tod des Freundes und den Schmerz der Schwester sah, die bittersten Vorwürfe machte, daß er den verzweifelnden Jüngling im heißen Kampfe sich selbst überlassen hatte. Gott hatte es so gewollt! Deshalb würde sein Todesloos wahrscheinlich auch gefallen sein, wäre er in seiner Nähe geblieben.

Keinen Trost, sondern nur die Versicherung seiner aufrichtigsten Theilnahme richtete er hierauf an Constantia, und übergab ihr, dem letzten Willen des Gefallenen gemäß, dessen Taschenbuch. Sie dankte schmerzlich und bat, daß man die Leiche in das Hospital der barmherzigen Schwestern schaffen möge, bis zu ihrer Beerdigung. Ihr Wunsch wurde auch sogleich erfüllt und ihr Antlitz wieder mit ihrem schwarzen Schleier verhüllend, entfernte sie sich mit festen Schritten.

Der Sturm der Verbündeten war also vollständig

mißglückt, und die Franzosen suchten die Ursache, daß ihnen der Angriff auf den Malachow mißlang, darin, daß es den Engländern nicht gelungen war, den großen Redan zu nehmen. Man wollte wissen, ihre Sturmcolonnen wären nicht stark genug gewesen, auch hätte man den Redan zuvor nicht genug durch Artilleriefeuer gesäubert, um den stürmenden Truppen den Angriff zu erleichtern. Dem sei, wie ihm wolle, so hatten doch auch die Engländer die heldenmüthigste Tapferkeit entwickelt. Die Sturmcolonne der leichten Division, geführt von Obrist Yea hatte kaum den Laufgraben verlassen, als sie von einem schrecklichen Hagel von Kartätschenkugeln überschüttet wurde, wodurch die Leute sogleich in Unordnung geriethen und während der Obrist beschäftigt war die Ordnung unter ihnen wieder herzustellen, sank er von mehreren Kugeln getroffen todt zu Boden. Wenige Augenblicke nach ihm fielen noch andere Offiziere und nun zog sich die ganze Abtheilung, die in kaum einer Viertelstunde mehr als dreihundert Mann an Todten und Verwundeten verloren hatte, ohne zu einem eigentlichen Angriffe gekommen zu sein, zurück. Die vierte Division, welche unter Obrist Wyndham in der Tranchee zur Linken stand, griff etwas zu nahe an der Spitze des Redan an, und wurde auch hier von einem furchtbaren Feuer empfangen. Gleich Anfangs fiel hier Sir John Campbell im Begriff seine Leute anzufeuern, und nach wenigen Minuten mußte auch hier der Rückzug angetreten werden, in welchen das 57. Regiment allein 150 Mann auf dem Platze gelassen hatte. Die zweite Division kam gar nicht zum Angriffe; denn

da sie den Flankenangriff gescheitert sah, blieb sie im Schutz der Parallele in der Nähe des Steinbruchs und verlor nur wenige Leute. Die Brigade unter Generalmajor Eyre, welche den Kirchhof besetzen und die Kasernenbatterie nehmen sollte, war glücklicher, denn trotz aller Schwierigkeiten des Terrains, und des Feuers aus der Kasernenbatterie und von der linken Flanke des Redan, drang das 18. und 44. Regiment bis in die Vorstadt hinein, welche unter der Gartenbatterie liegt. Es gelang ihnen die Russen aus den Häusern zu vertreiben und sich selbst darin festzusetzen, um sich vor dem Feuer, welches vom Redan aus auf sie gerichtet wurde, zu schützen. Jetzt blieb den Russen nichts andres übrig, als Bomben auf die eignen Häuser zu werfen und ein unablässiges Kartätschenfeuer zu unterhalten. Aber die Engländer hielten mannhaft Stand, in den bequem eingerichteten Häusern, deren Keller zum Theil mit feinen Weinen versehen waren, welche sich die Musketiere mitten im heißen Gefechte wohl schmecken ließen. Inzwischen war es auch dem 9. Regimente gelungen, sich in mehreren Häusern festzusetzen und so erwartete man Verstärkung, um weiter vorzudringen, die aber ausblieb. Von vier Uhr Morgens, bis fünf Uhr Abends hielten sich die wackern Britten und die meisten von ihnen hatten so viel geschossen, daß ihre Flinten unbrauchbar geworden waren und sie die Gewehre ihrer gefallenen Kameraden benutzen mußten. So wurde denn endlich der Befehl ertheilt die Häuser zu verlassen, sich zurückzuziehen und die Verwundeten mit sich zu nehmen, was auch geschah, da die Russen keinen

Versuch machten ihren Rückzug zu verhindern. Aber auch ihr Verlust war ein sehr bedeutender. Die Engländer hatten an diesem blutigen Tage 1500 und die Franzosen 4000 Mann verloren. Aber auch die Russen hatten nach Gortschakoffs eigner Angabe gegen 5000 Todte und Verwundete. Dem General Todtleben, welcher wenige Minuten zuvor auf der Plattform des Malachow noch lustige Geschichten erzählt hatte, wurde gleich zu Anfang des Gefechts, auf den Vorwerken der Bastion Korniloff, ein Stück von der Wade, von einem Bombensplitter weggerissen, und auf dem Wege nach dem Verbandplatze wäre er beinahe von französischen Jägern, die dort herum schwärmten, gefangen worden. Der Admiral Nachimoff befand sich in der Bastion No. 2 und als während des Sturmes eine Bombe in dieselbe einschlug und der Luftdruck ihn niederriß, warfen sich mehrere Soldaten und Matrosen augenblicklich über ihn hin, um mit ihren eigenen Körpern ihn vor der Explosion zu schützen.

Die Belagerer hatten einen harten Schlag durch das Mißlingen ihres Sturms erlitten und die Russen triumphirten um so mehr, da dies ihr erster, bedeutender Sieg, während der ganzen Belagerung über die Verbündeten war.

Sie zogen auch schon am nächsten Tage aus den festen Werken in Prozession zur Stadt hinab, um dort in und vor der Kathedrale ein Dankesfest für den errungenen Sieg zu feiern. Ueber eine Stunde lang wogte der lange Zug über die Brücke, am Ausgange des Kriegshafens, welche die Schiffervorstadt mit Se-

bastopol verband, aber der Feind zeigte es ihnen auch in diesen feierlichen Augenblicken, daß der Kampf noch nicht beendet sei; denn die feindlichen Bomben rissen manche blutige Furche in diese endlosen Reihen der Sieger und dieses religiöse Schaugepränge kostete mehr Leute, als zur Zurückeroberung einer verlornen Batterie nöthig gewesen wären.

XVII.

Ungefähr drei Wochen nach diesem traurigen Siege, der die Gefahr der Belagerten keineswegs vermindert hatte, ging Stanislaus Krasinsky, um sich zu erholen, von den furchtbaren Anstrengungen der letzten Tage, durch die Stadt. Aber es war kein erheiternder Spaziergang, ja der Anblick, der sich ihm darbot, trug nur noch mehr dazu bei seine finstere Stimmung zu erhöhen. Der größte Theil der stolzen, blühenden Stadt war bereits ein Trümmerhaufen. Die letzten Bombardements im Monat Juni hatten furchtbare Spuren hinterlassen. Ganze Straßen waren bereits unter den feindlichen Wurfgeschossen zusammengestürzt. Ueberall, wohin das Auge sich wendete dasselbe Schauspiel der allgemeinen Zerstörung und der trostlosesten Verlassenheit. Das Theatergebäude schien bereit, vom ersten Windstoße umgeweht zu werden, der Gouvernements-Palast war bis auf die rauchgeschwärzten Mauern niedergebrannt, die große Bibliothek, das Casino, die Thürme und Kuppeln

fast sämmtlicher Kirchen waren von Kugeln durchlöchert, geborsten und dem Einsturz nahe. An der alten Admiralität schienen die feindlichen Kanoniere förmliche Schießproben geübt zu haben und von dem weit ausgedehnten, stolzen und mächtigen Baue ragten gleichfalls nur noch die Brandmauern empor. Die Fenster waren zertrümmert und ausgebrannt und jetzt starrten die Oeffnungen, öde und leer, wie die Augenhöhlen eines Todtenschädels in's Weite hinaus. Nur die alte, ehrwürdige Kathedrale erhob noch stolz, wie ehemals ihr Haupt. Allerdings waren die feindlichen Kugeln auch bis hierher geschleudert worden, aber sie hatten die festen Mauern nur geschrammt und nur die eisenbeschlagene, schwere Thür des Haupteinganges war durch eine Bombe zersplittert worden. Deshalb hatten die Priester auch unter den gläubigen Russen die Sage verbreitet, daß der heilige Wladimir, der Schutzpatron der Stadt, seinen Mantel schützend gebreitet hielte über dieses Gotteshaus, daß die Eisenbälle der Feinde keinen Eindruck darauf auszuüben vermöchten.

Obgleich es nicht die Kirche seines Glaubens war, fühlte sich Stanislaus doch in seiner trüben Stimmung hinein gezogen. Die weiten Räume, die auch im Innern keine Spur der Zerstörung zeigten, waren öde, beinahe menschenleer; denn nur hier und da knieete ein Betender vor einem Heiligenbilde. Wie draußen in den zerstörten Straßen, so herrschte auch hier jenes unheimliche, das Gemüth niederdrückende Schweigen.

In einer unbeschreiblich wehmüthigen Stimmung wandelte Stanislaus umher und blickte unter den Altar

hinab, in die dunkle Todtenhalle, wo Gruft an Gruft sich an einander reihete. Dann trat er in eine Seitenkapelle deren Thür offen stand, und auch hier bot sich ihm ein Anblick dar, der ihn mahnend an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnerte. Drei mit rothem Sammet überzogene und mit reichem Silberschmuck verzierte Särge standen dort und die Inschriften der silbernen Hauptschilder lauteten: „Korniloff, Istomin, Timojezeff.“ Es waren die Namen der drei tapfern Generäle, welche ihren Tod bereits gefunden hatten, bei Vertheidigung der Pontusfeste. Ein vierter, ganz gleicher Sarg stand aber getrennt von diesen an der Wand. Er war noch offen und leer, und ein Sonnenstrahl, welcher durch die Glasgemälde der Fenster fiel, warf ein feuriges, blutrothes Licht hinüber auf das weiße Atlaskissen im Sarge, welches noch des Todtenhauptes harrte, das dort ruhen sollte. Auf der Silberplatte des Deckels aber stand der Name: „Nachimoff.“ Dieser tapfere, von der wilden, moskowitischen Kriegeslust beseelte Admiral lebte zwar noch, hatte indessen sein Leben an die Behauptung des Trümmerhaufens geknüpft, setzte sich fast in jeder Stunde der drohendsten Todesgefahr aus und war fest entschlossen lieber zu sterben, als Sebastopol in Feindeshand fallen zu sehen. Deshalb hatte er sich auch bereits seinen Sarg anfertigen und in die Kapelle der Kathedrale neben die Särge seiner schon entseelten drei Kameraden stellen lassen. Stanislaus wußte nicht wie er diese öffentliche Ausstellung des leeren Sarges deuten sollte. Wollte der Admiral dadurch beweisen, daß er keine Todesfurcht hege? Oder wollte er dadurch

alle seine Kameraden auffordern, gleich ihm ihr Leben an die Vertheidigung der Festung zu wagen? Oder war das Ganze nur ein Blendwerk, um den gemeinen Mann zu täuschen? Jedenfalls war es eine Herausforderung des Todes, die nicht ungestraft blieb. Denn eben war Stanislaus im Begriffe, die kleine Kapelle wieder zu verlassen, als sein Freund und Unglücksgefährte der Doctor Albert Heiter rasch herein trat und zu ihm sprach: „Ich bin beauftragt nach dem Sarge des Admirals Nachimoff zu sehen, er hat mich selbst damit beauftragt; denn er wird die Nacht nicht überleben.“

„Ist er verwundet?“ fragte Stanislaus im höchsten Erstaunen und sein Freund berichtete ihm: Der Admiral sei ungefähr vor einer Stunde, wie gewöhnlich in voller Generalsuniform, mit Stern und Epauletts zu der untersten Befestigungslinie der Korniloff-Batterie hinabgestiegen und habe sich dort, in der Absicht die neuen Arbeiten der Feinde genauer in Augenschein zu nehmen, an mehreren Stellen über die Brustwehr gelehnt. Alle Bitten und Vorstellungen der ihn begleitenden Offiziere, sich gedeckt zu halten, habe er unbeachtet gelassen, obgleich französische Scharfschützen aus ihren Verstecken ihr Feuer auf seine Person gerichtet. „Lassen Sie sie doch schießen! Sie treffen nicht!“ hatte er geringschätzend geantwortet, doch eben im Begriffe, dem Feinde wieder sein Gesicht voll zuzuwenden, traf ihn doch eine wohlgezielte Kugel und durchbohrte ihm die Stirn.

Es war dies ein außerordentlich wichtiges, aber zugleich niederschlagendes Ereigniß; denn gerade dieser General war der Abgott der Matrosen und gemeinen

Soldaten gewesen; deshalb war auch die Theilnahme, welche seine jedenfalls tödtliche Verwundung erregte, allgemein und lebhaft.

Nach einem kurzen Gespräche zwischen Stanislaus und dem Arzte trennten sich Beide, und der Erstere ging, in trübes Sinnen verloren, an einer Reihe verlassener Häuser hin, die sich an die Kathedrale lehnten und gleichsam unter ihrem Schutze ziemlich unversehrt geblieben waren. Es war ein schwüler Abend. Ein schweres Gewitter zog herauf und in Strömen entluden sich bereits die schwarzen Wolken, welche sich wie ein Leichentuch über die Stadt gelagert hatten. Stanislaus war erschöpft von dem weiten, zum Theil sehr beschwerlichen Spazierwege, der ihn nur zu oft über Trümmerhaufen führte und da seine Kaserne ziemlich weit entfernt war, wollte er sich nicht dem heftigen Platzregen aussetzen und trat deshalb in eins der noch in gutem Stande sich befindenden Gebäude, dessen Thür nur angelehnt war, um hier das Ende des Gewitters abzuwarten. Zu seinem Erstaunen fand er auf der Hausflur noch mehrere Geräthschaften, welche anzudeuten schienen, daß hier noch Menschen wohnten; ja, als das ohrbetäubende Rollen des Donners einige Augenblicke schwieg, glaubte er sogar Stimmen zu vernehmen, welche aus einem Zimmer des Hintergebäudes hervorzudringen schienen. Die meisten Bewohner Sebastopols hatten die Festung schon längst verlassen, und er fühlte einen unwillkürlichen Drang die Muthigen kennen zu lernen, die es gewagt hatten allen entsetzlichen Schrecken der Belagerung zu trotzen. Er ging daher die Flur

entlang und öffnete am Ende derselben eine Thür, hinter welcher er ein fröhliches Gelächter hörte. Sonst regte sich nichts im ganzen Hause und so trat er in einen recht elegant ausgestatteten Vorsaal ein. Dieser zeigte zur Rechten wieder eine Glasthür mit einer seidenen Gardine von innen verhüllt, welche, allem Anscheine nach, zu einem Wohnzimmer führte. Da er einmal soweit vorgedrungen war, beschloß er auch weiter zu gehen, doch plötzlich blieb er stehen und erblaßte. Er hörte drei verschiedene Stimmen, die ziemlich laut mit einander sprachen und er glaubte sie sämmtlich erkannt zu haben. Augenblicklich beschloß er sich zurückzuziehen und würde diesem Entschlusse auch gefolgt sein, hätte er nicht in demselben Momente, wo er den Fuß hob, um sich zu entfernen, seinen Namen nennen gehört, worauf ein lautes, höhnendes Gelächter folgte. Dies fesselte ihn nicht allein an den Ort wo er sich befand, sondern trieb ihn auch an vorwärts zu schreiten.

Obgleich es gegen seine Grundsätze war, konnte er doch der Versuchung nicht widerstehen zu lauschen. Bald sollte er noch mehr hören! Es war die Stimme seines Bruders Casimir, welche seinen Namen genannt hatte, und jetzt eine launige, aber zugleich höhnende Schilderung der glühenden Leidenschaft begann, welche sein Bruder Stanislaus für die schöne Schauspielerin Georgine Dombrowska, in Warschau in aller Stille genährt hatte, bis er eingekerkert und später begnadigt und zur Armee geschickt wurde. Er theilte ferner mit, daß sie gleichfalls kurz darauf aus Warschau verschwunden, daß sich deshalb die ehrenrührigsten Gerüchte über

die Ursache ihres schnellen Verschwindens verbreitet, die er selbst geglaubt habe. Zu seinem größten Erstaunen aber habe er nun die schöne Flüchtige hier in der belagerten Festung wieder gefunden und zwar als barmherzige Schwester, unter welcher Maske sie wahrscheinlich ihr trauliches Verhältniß mit seinem Bruder fortgesetzt, wozu sich der Umstand auch außerordentlich günstig erwiesen, daß Stanislaus eine geraume Zeit in dem Hospitale der barmherzigen Schwestern verwundet gelegen habe. Da er nun aber selbst schon längst eine glühende Neigung für die schöne Schauspielerin genährt, so habe er der Versuchung nicht widerstehen können, seinem Bruder in's Gehege zu gehen, habe sie Tage lang umlauert, und es sei ihm endlich gelungen, am vergangenen Abende, als sie sich auf einem Berufswege verspätet, sich ihrer in den Ruinen zu bemächtigen und sie in einen sichern Versteck zu bringen, wo er sie gefangen halten werde, bis sie sich geneigt zeige, seine Liebe zu erhören.

Es folgte hierauf wieder ein schallendes Gelächter, worauf eine weibliche Stimme in leichtfertigem Tone bemerkte: „Ich wünsche Ihnen Glück dazu; denn es giebt ja nichts auf der Welt, was uns für die Schrecken dieser entsetzlichen Belagerung zu entschädigen vermöchte, als die Liebe."

„Das fühle ich tagtäglich, meine theure Olga;" entgegnete Graf Tortschin, welcher sich gleichfalls im Zimmer befand; „und ich wäre jetzt wahrscheinlich schon verzweifelt, hätte mich mein günstiger Stern nicht sobald von Sympheropol wieder zu Ihnen zurückgeführt."

Alles Blut erstarrte in Stanislaus Herzen, als er diese Reden vernahm. Er fühlte sich wie von einem wüsten Traume umstrickt, dessen Fesseln er nicht sogleich von sich abzuschütteln vermochte. Eine Menge Gedanken wirrten sich in seinem Hirn durch einander. Georgine hier — und barmherzige Schwester? So war die Erscheinung in jener Nacht, in seiner Krankenzelle, die er für eine Ausgeburt seiner erhitzten Phantasie gehalten hatte, doch Wahrheit gewesen? Die Theure, die er jetzt inniger als jemals liebte, war ihm also gefolgt in das wilde Kampfgewühl; hatte ihrer schönen, heitern Kunst entsagt, um mit der edelsten Selbstverleugnung als barmherzige Schwester die Pflicht der Menschenliebe zu üben? Sie hatte vielleicht selbst bei ihm gewacht, ihn gepflegt, als er besinnungslos lag. Aber das Entzücken, welches sich bei diesen Gedanken in seiner Brust regte, wurde schnell verscheucht, durch die Empörung, welche in ihm aufloderte, als er das Bubenstück vernahm, welches sein eigener Bruder an ihr ausgeübt hatte. Das Band der Blutsverwandtschaft, welches ihn mit ihm verknüpfte, hielt ihn zurück, ihm die blutige Züchtigung angedeihen zu lassen, die er verdiente und mit der er gewiß keinen Fremden, der sich eines solchen Frevels schuldig gemacht, verschont haben würde. Doch er mußte ihn zur Rechenschaft ziehen, wegen seiner unwürdigen Handlung, er mußte Georgine aus seinen Händen befreien ungesäumt, und mit Gewalt drängte er seinen Zorn zurück und erzwang eine Ruhe, deren Ausdruck aber schrecklich war. Dann erst ging er mit festen Schritten vorwärts, riß die Glasthür auf und trat in das Zimmer, wo die

Drei versammelt waren. Ohne Olga und den Grafen Tortschin auch nur eines Blickes zu würdigen, oder ihnen einen Gruß zu gönnen, schritt er auf seinen Bruder zu und sprach zu ihm mit bebender Stimme: „Casimir! Du wirst mich auf der Stelle zu Georgine Dombrowska führen, und sie in meiner Gegenwart ungesäumt freilassen."

Die drei Anwesenden waren schreckenbleich und erstarrt, als ob plötzlich eine Spukgestalt aus dem Boden zwischen ihnen emporgestiegen wäre. Sie vermochten keinen Laut hervorzubringen und hielten ihre Blicke zu Boden geschlagen, als ob sie fürchteten, zu dem Schwerbeleidigten aufzuschauen.

Stanislaus wiederholte seine Aufforderung an seinen Bruder in einem lauten, drohenderen Tone, und jetzt erst schien dieser Fassung errungen zu haben; denn indem er einen verstohlenen Blick auf eine Seitenthür geworfen hatte, sprang er rasch darauf zu und verschwand hinter derselben, indem er sie fest in's Schloß warf.

Da zuckte aber Stanislaus in wilder Wuth zusammen und indem er zähneknirschend ausrief: „Also auch feige ist der Elende!" legte er krampfhaft seine Hand an den Griff seines Offizierdegens und stürzte vorwärts, um dem Flüchtigen zu folgen.

Der Graf Tortschin aber, welcher sich gleichfalls von seinem ersten Schrecken erholt hatte, warf sich ihm entgegen und sich gegen die Thür lehnend, rief er ihm mit drohender Geberde ein „Halt!" zu. „Sie haben hier kein Recht Ihren Bruder zur Rede zu stellen;" fuhr er fort. „Sie sind hier eingedrungen, in die

Wohnung einer Dame, wie ein Spion und werden sich augenblicklich auf demselben Wege den Sie gekommen sind, entfernen, sonst sehe ich mich genöthigt, im Namen der Frau Generalin, ihr Hausrecht geltend zu machen."

Er hatte diese Worte in einem so hochmüthigen, geringschätzenden Tone gesprochen, welcher Stanislaus an sich schon verletzen mußte, und dieser gerieth daher auch in eine Empörung, welche ihn fast aller Besinnung beraubte. Ohne an die entsetzlichen Folgen zu denken, zog er seinen Degen und wüthend damit auf Tortschin eindringend, rief er ihm zu: „Du willst den Elenden schützen? Du Schurke! der mir den Ehrenkampf verweigerte, im Dienste der schwerbeleidigten Unschuld? Laß mir den Weg frei, oder ich durchstoße Dich!"

„Keinen Schritt weiter! Oder ich rufe meinen Diener herbei und lasse Dich hinauswerfen, Rasender!" erhielt er zur Antwort.

Da vermochte Stanislaus seinen Zorn nicht länger mehr zurückzuhalten. Er stürzte sich auf Tortschin los, ergriff ihn bei der Brust, suchte ihn mit Aufbietung aller seiner Kräfte, von der Thür hinwegzuziehen, doch dieser stemmte sich mit dem Rücken fest gegen dieselbe, und war eifrig bemüht ihm seinen Degen zu entreißen; denn er selbst war ganz unbewaffnet, da er seinen Säbel im Vorzimmer abgelegt hatte. So rangen sie mehrere Minuten lang wüthend mit einander, während Olga in ihren Sessel niedergesunken, wie ohnmächtig lag und ihr Antlitz mit beiden Händen verhüllte. Da gelang es endlich Stanislaus den Grafen zurückzustoßen, und um sich seines Degens ganz wieder zu bemächtigen, riß

er ihn heftig an sich, wobei aber die Spitze Tortschins Wange streifte, so daß augenblicklich Blut darnach floß. „Ich bin verwundet!“ rief dieser jetzt wüthend aus. „Wolltest Du mich morden, Elender, weil Du mich wehrlos siehst? Aber jeder Tropfen meines Blutes soll Dir theuer zu stehen kommen!“

Der Anblick des Blutes hatte Stanislaus wieder zur Besinnung gebracht, er trat zurück und sprach fast athemlos: „Nicht mein Wille, der Zufall hat Sie verwundet. Ich gebe Ihnen jede Genugthuung, die Sie verlangen können; aber jetzt lassen Sie mir den Weg frei, oder — beim allmächtigen Gott! ich durchbohre Sie!“

Er hatte jedoch die letzten Worte noch nicht ganz ausgesprochen, so wurden draußen auf dem Vorsaale schwere Schritte laut und Waffen klirrten. Gleich darauf öffnete sich die Hauptthür des Zimmers und ein Offizier trat herein, der eine Patrouille führte.

„Bemächtigen Sie sich dieses Wahnsinnigen;“ rief ihm Tortschin zu. „Er hat mich bereits verwundet und droht mich zu ermorden, und Sie sehen doch, daß ich wehrlos bin.“

„So hat mir doch der junge Pole Wahrheit berichtet!“ sprach der Offizier, die Scene rasch überschauend. „Er nannte sich Casimir Krasinsky und forderte mich auf, mich eilig mit meinen Leuten hierher zu begeben und Unheil zu verhüten.“

„Casimir Krasinsky hat Sie gesendet?“ stöhnte Stanislaus, welcher wie gelähmt die Waffe sinken ließ. „So hat also mein eigner Bruder mich verrathen, nach-

dem er mir die schmerzlichste Wunde geschlagen? O, Mutter! Mutter! Jetzt weiß ich, warum Du ihn nie lieben konntest, warum mein eignes Herz kalt gegen ihn blieb."

„Liefern Sie mir Ihre Waffen aus, ich muß Sie verhaften; denn Sie hörten, wessen man Sie beschuldigte;" wendete sich jetzt der Offizier an ihn.

Doch Stanislaus trat einige Schritte zurück, und erwiderte mit bebender Stimme: „Ich hörte Alles und leugne es auch nicht, daß ich den Elenden dort verwundete, daß ich ihn niedergestoßen haben würde, hätte er mir noch länger den Ausweg durch jene Thür verweigert. Doch, bei Gott im Himmel! ich bin hier nicht der Schuldige! Sie wissen nicht, wie schändlich man mich dazu gereizt hat. Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: ich werde mich selbst zum Arrest stellen, sobald es mir gelungen ist, meinen Bruder aufzufinden. Jetzt kann ich Ihnen nicht folgen; es ist unmöglich und wenn Sie Gewalt gegen mich brauchen, muß ich mich gewaltsam widersetzen."

„Dann zwingen Sie mich das Aeußerste zu thun!" erwiderte der Offizier, rief seine Leute herein und befahl ihnen sich des Arrestanten zu bemächtigen. Stanislaus vertheidigte sich, wie ein Rasender; denn um Georgine aus ihrer gefahrvollen Haft befreien zu können, glaubte er sich seine eigne Freiheit um jeden Preis erkämpfen zu müssen. Aber schon nach wenigen Augenblicken mußte er der Uebermacht der von allen Seiten auf ihn eindringenden Soldaten erliegen. Er wurde entwaffnet und fortgeführt, während Tortschin dem Offiziere sein

Wort gab, er werde ungesäumt den Obristen des Regiments Minsk aufsuchen und ihm Bericht abstatten von Allem was vorgegangen sei, um die Verhaftung des Lieutenants Krasinsky zu rechtfertigen. Man brachte den Unglücklichen in ein festes Fort, wo man ihn in eine kasemattirte Kerkerzelle einschloß.

Der einzige Trost, der ihn hier noch beseelte, bestand in der Hoffnung, daß man ihn schon am nächsten Tage verhören müsse, wo er dann Gelegenheit zu finden glaubte, seine Richter vor allen Dingen zur Befreiung der barmherzigen Schwester Georgine aufzufordern, aus den unwürdigen Banden, mit welchen sein Bruder sie gefesselt hielt. Aber auch diese Hoffnung wurde vernichtet; denn Tage vergingen, ohne daß er vor ein Gericht gestellt worden wäre. Nur einen alten Arzt seines Regimentes hatte man ihm gesendet, aus dessen Fragen und Verordnungen deutlich hervorging, daß man ihn für wahnsinnig hielt. Der Fall war gerade in den letzten Tagen mehrfach vorgekommen, daß einige Offiziere und Soldaten, geistig und körperlich erschöpft von den ungeheuern Strapatzen, den täglichen Todesgefahren und durch die hoffnungslose Lage, in welcher sich die Festung befand, bereits zur Verzweiflung getrieben ihren Verstand verloren hatten, und es fiel um so weniger auf, daß auch Stanislaus von einem gleichen Loose betroffen worden sei; da seine Kameraden bezeugten, daß er sich schon seit langer Zeit in einer schwermüthigen finstern Stimmung befunden hatte. Der alte Arzt, den man zu ihm gesendet, verstand zwar eine Hieb- und Schußwunde zu kuriren, hatte jedoch keinen Begriff von Seelenkrankheiten

und da man ihm gesagt hatte, Stanislaus sei verhaftet worden, weil er einen Stabsoffizier wie ein Rasender überfallen und mit dem Degen verwundet habe, so glaubte er fest, daß er wahnsinnig sein müsse, und hielt Alles was der Unglückliche zu seiner Rechtfertigung vorbrachte, für unwahr. Als ihn jener nun aber gar in der heftigsten Aufregung beschwor: die barmherzige Schwester zu retten, die von seinem Bruder entführt worden sei, hielt er dies geradezu für eine fixe Idee, die sich bei ihm festgesetzt und gab ihn beinahe schon verloren; begnügte sich deshalb auch damit einige ganz gewöhnliche, beruhigende Mittel, einfache Diät und die strengste Ueberwachung anzuordnen. Es war jedoch vom Gouvernement aus der Befehl an alle Aerzte ergangen, die vorgekommenen Wahnsinnsfälle so viel als möglich zu verheimlichen, um die Besatzung der Festung nicht noch mehr zu entmuthigen, und deshalb wurden selbst nur einige Offiziere seines Regimentes mit dem Unheil bekannt, welches Stanislaus betroffen, und sie schwiegen so vorsichtig darüber, daß selbst sein alter, treuer Dominik nicht einmal erfahren konnte, wohin sein geliebter Herr gekommen sei und schon fest zu glauben begann, daß er irgendwo seinen Tod gefunden haben müsse. Stanislaus hatte zwar mehrmals nach ihm verlangt, aber der alte Arzt beachtete es nicht. Auch seinen Freund, den Doctor Heiter, hatte er zu sehen gewünscht; aber dieser befand sich nicht mehr in der Festung. Er war mit einer Anzahl anderer Aerzte beordert worden, mehrere tausend Kranke und Verwundete zu begleiten, die in unabsehbaren Wagenzügen aus der Festung geschafft wurden,

um in die sicherer gelegenen Lazarethe zu Sympheropol, Perokop und Nikolajew gebracht zu werden. Als er aber endlich die barmherzige Schwester Constantia zu sprechen verlangte, so glaubte der alte Arzt, daß dies Verlangen wieder mit seiner fixen Idee in Verbindung stehe und verweigerte es ihm entschieden. So befand sich denn Stanislaus in der schrecklichsten Lage; denn selbst die einzigen Freunde, die ihm in der Festung lebten, hielt man fern von ihm und er vermochte ihnen auch nicht die kleinste Nachricht von sich zu geben; denn man verweigerte ihm hartnäckig alle Schreibmaterialien und bewachte ihn so streng, daß auch an eine Flucht aus dem fast unterirdischen, festen Gefängnisse, in dem er sich befand, gar nicht zu denken war.

Indessen war die Noth und Gefahr, in welcher sich die Festung befand, mit jedem Tage gewachsen. Man sah' es klar vor Augen, daß noch ein einziges, heftiges Bombardement, mit einem energischen Sturme verbunden, Sebastopol doch werde zum Falle bringen müssen. Und jetzt erst, jedenfalls viel zu spät, entschloß sich der Fürst Gortschakoff auf Befehl aus Petersburg dazu, durch einen Angriff mit der Landarmee den Versuch zu wagen die Verbündeten im freien Felde zu schlagen, und sie dadurch zu einer ferneren Belagerung der Festung unfähig zu machen. Aber die Verbündeten waren jetzt auf das Beste vorbereitet und sie hatten die lange Ruhe, die man ihnen gelassen, wacker benutzt, um sich überall zu befestigen. Der russische Angriff war hauptsächlich auf die Linien an dem Flusse Tschernaja-Rjetschka berechnet, wo die Alliirten gerade eine

sehr starke Stellung eingenommen hatten. Sie war nicht allein durch den Fluß selbst, sondern auch durch den Canal der Wasserleitung, in ihrer ganzen Ausdehnung gedeckt und außerdem mit einer großen Anzahl gut armirter Batterieen und Schanzen versehen. Dem Flecken Tschorgun gegenüber bildete das sardinische Heer den rechten Flügel, unterstützt von sechs Bataillonen türkischer Truppen. Ihr Hauptstützpunkt war ein Hügel, der stark befestigt worden war und Hasfortsberg genannt wurde. Die Franzosen hatten den linken Flügel und das Centrum eingenommen und ihr Hauptpunkt war eine Anhöhe, welche der steinernen Brücke bei Traktir gegenüber liegt und von den Russen Fediuchinberge genannt wurde. Die Infanterie-Reserven standen bei Kadikoi und auf dem Sapunberge, ein aus Cavallerie und Infanterie zusammengesetztes Beobachtungscorps aber, 8000 Mann Franzosen stark, unter Befehl des Generals d'Allonville, stand im Baidar-Thale.

Der Schlachtplan des Fürsten Gortschakoff war darauf berechnet, daß der General Liprandi mit dem linken Flügel die Avantgarde der Sardinier, die sich auf dem rechten Ufer des Flusses vor Tschorgun befand, zurückwerfen und dann den Hasfortberg angreifen sollte. Der General Read, welcher den rechten Flügel commandirte, sollte seine Truppen in Schlachtordnung, außer Kanonenschußweite, vor den Fediuchinbergen aufstellen, die Höhen beschießen und dann erstürmen lassen. Der Fürst Gortschakoff selbst wollte nach Befinden der Umstände gegen das Centrum operiren und hatte den beiden andern Generälen streng vorgeschrieben, den Angriff

nicht ohne seinen besondern Befehl zu beginnen; denn er dachte noch immer daran, wenn er die Stellung des Feindes zu stark fände, es bei einer bloßen Recognoscirung bewenden zu lassen. Die Russen zählten 70,000 Mann und 160 Kanonen. Aber Offiziere und Soldaten glaubten noch am Vorabende der Schlacht an keinen ernsten Kampf. Sie hatten schon zu lange vergeblich darauf gehofft am Kriege theilnehmen zu dürfen, daß jetzt jeder Glaube daran bei ihnen erloschen war. Im ganzen Lager verhielt man sich gleichgültig, man scherzte, lachte, spottete wie gewöhnlich und die Demoralisation der Truppen gab sich deutlich genug kund. Sie trat aber noch weit deutlicher hervor, als die Truppen am 14. Aug. mitten in der Nacht sich bereits in Marsch gesetzt hatten und plötzlich Gegenbefehl erhielten. Ganze Regimenter empfingen die Ordre zur Umkehr in das Lager mit lautem Gelächter und einem beißenden Spotte, welcher während des ganzen Rückmarsches fortdauerte. In dieser Nacht schienen sich alle Bande der Disciplin gelöst zu haben und der Fürst Gortschakoff, welcher in seinen Mantel gehüllt, unerkannt und still eine Zeit lang neben den Colonnen hinritt, mußte Dinge mit anhören die zu jeder andern Zeit für Hochverrath und Meuterei gegolten und mit dem Tode bestraft worden wären. Am nächsten Tage jedoch, Abends um zehn Uhr, kam auf's Neue Befehl zum Ausrücken und der Kampf sollte nun wirklich erfolgen, obgleich wieder Niemand an eine ernstliche Absicht des Feldherrn glauben wollte, so daß man Wetten machte: der Befehl zur Umkehr werde sicher wieder eintreffen. Als dieser aber

ausblieb und bis in die Nacht hinein immer vorwärts marschirt wurde, da fing man an ruhiger zu werden und an einen nächtlichen Ueberfall zu glauben. Die an der Spitze des Zuges marschirende Cavallerie und Artillerie aber, verursachte fast bei jedem Schritte neuen Aufenthalt, deshalb ging auch der Marsch so entsetzlich langsam, daß die Morgendämmerung anbrach, ehe man das Ziel erreichte und nun jeder Gedanke an einen nächtlichen Ueberfall aufgegeben werden mußte, wodurch aber auch zugleich der freudige Schlachtenmuth gar sehr herabgestimmt wurde.

Ungefähr um vier Uhr Morgens erreichte General Read den Kampfplatz und stellte sich vor den auf den Feduichinbergen stehenden Franzosen auf, wo er auch sogleich ein heftiges Artilleriefeuer auf dieselben eröffnete. General Liprandi ließ seine Truppen in zwei Abtheilungen vorrücken und die Eine umging den von den Sardiniern nur schwach besetzten Telegraphenberg und errichtete auf den ihm parallel laufenden Höhen zwei Batterieen, welche sofort auf die sardinische Avantgarde auf jenem Berge zu feuern begann. Die andere Abtheilung griff die Redoute auf dem Telegraphenberge an, nahm sie fast ohne Verlust, da die wenigen vorgeschobenen Sardinier der Uebermacht nicht zu widerstehen vermochten und Fürst Gortschakoff begab sich jetzt selbst in die genommene Redoute, um von diesem hochgelegenen Punkte aus den Hasfortberg und die Stellung der sardinischen Hauptmacht zu recognosciren. Doch war er kaum daselbst angekommen, als von der Rechten her ein starkes Gewehrfeuer losbrach, welches andeutete.

daß der General Read, ohne den Befehl dazu abzuwarten, den Infanterieangriff bereits begonnen hatte.

Auf dem westlichen Hügel der Feduichinberge hatten die Franzosen eine Batterie von acht Kanonen errichtet, welche von Hector de Beaumonte commandirt wurde. Auch sein wackerer, unzertrennlicher Freund Charles Morand, der bereits zum Lieutenant avancirt war, befand sich in der Batterie auf seinem Posten. Hinter einer Wallanhöhe saßen zwei Marketenderinnen und in Einer derselben erkennen wir sogleich die muntere und entschlossene Marion, Morands Braut, die sich nie, weder durch Bitten noch durch Drohungen, abhalten ließ, in der Nähe ihres Charles zu bleiben, sobald diesen eine Gefahr bedrohete. Neben ihr aber saß, ebenfalls in Marketendertracht, die schöne Aminda, welche ihrem Hector, seitdem er sie bei Eupatoria von dem schrecklichen Tode des Ertränkens gerettet hatte, mit einer wahrhaft abgöttischen Liebe und einer unerschütterlichen Treue anhing. Es war ihr deshalb auch nicht möglich gewesen, in Balaklawa allein zurückzubleiben und sie hatte Marion so lange gebeten, bis diese endlich eingewilligt hatte, ihr einen ihrer Anzüge zu leihen und sie mit auf den Kampfplatz zu nehmen. Freilich wußte sie, daß sie Hector sehr erzürnen würde, sobald er es erführe, daß sie sich der Gefahr ausgesetzt habe; aber sie glaubte ihn leicht wieder zu versöhnen, denn sie hatte ja doch nur aus heißer Liebe zu ihm seinem Willen entgegen gehandelt.

Eben als der Morgen dämmerte und die grauen Nebel, welche die Gegend umschleiert hielten, von den aufblitzenden Sonnenstrahlen zerrissen und verscheucht

wurden, schauerte sie unwillkürlich zusammen, wie von Frost, oder — einer Todesahnung ergriffen und ihren Arm um Marions Nacken schlingend, sprach sie zu ihr: „Ich habe eine Bitte an Dich, liebe Marion. Geh' hinein in die Batterie und sage meinem Hector, daß ich Dir aufgetragen, ihm tausend heiße Grüße von mir zu bringen, sobald der Tag erwachte. Es wird ihn erfreuen und — schilt mich nicht abergläubig, denn ich glaube fest daran — es wird ihm zum Glücke gereichen, wenn er mit dem ersten Sonnenstrahle einen Liebesgruß von mir empfängt."

Marion ließ sich endlich auch dazu überreden; doch gerade in demselben Momente, als sie sich erhob den Wunsch der Freundin zu erfüllen, begann der Angriff der Russen mit furchtbarer Heftigkeit und sie mußte zurückbleiben. Die siebente, russische Infanteriedivision, geführt von dem Generallieutenant Uschakoff, warf sich mit Ungestüm gegen den linken Flügel der Franzosen vor. Unterhalb der steinernen Brücke überschritt sie den Tschernajafluß und die Wasserleitung, drängte die Gegner auf einen Augenblick rückwärts und bemächtigte sich des ersten Absatzes des mittelsten Feduichinberges. Zu gleicher Zeit aber drang auch die zwölfte, russische Infanteriedivision, mit rasender Schnelligkeit bis zur Tschernaja vor, schlug in aller Eile Brücken über den Fluß, setzte hinüber, erklimmte den westlichen Hügel des Feduichinberges und stürmte die Batterie Hector de Beaumontes. Dies Alles geschah in einer fast unglaublich kurzen Zeit und mit einer Wuth, die an Raserei gränzte. Hector ließ zwar Kartätschen aus allen Ge-

schützen unter die Stürmenden schleudern; aber diese ließen sich nicht dadurch zurückhalten und klommen über ihre todten und verwundeten Kameraden hinweg, den Hügel hinauf. Die Batterie war nur durch zwei Compagnieen Infanterie bei weitem nicht hinreichend genug, gegen die in dichten Haufen anstürmende Uebermacht gedeckt und es galt daher einen verzweifelten Kampf. Hector gab seinen Leuten das Beispiel eines wahrhaft ritterlichen Heldenmuthes. Er kämpfte in der vordersten Reihe, wie ein Löwe, sich dicht anschließend an seinen Freund Morand. Aber die Anzahl der Feinde wuchs mit jedem Augenblicke und Hector war eben im Begriffe zum Rückzuge zu commandiren, als ein riesiger, russischer Offizier auf ihn einstürmte und einen Einzelkampf mit ihm begann. Nach wenigen Hieben die sie mit einander gewechselt hatten, sprang die Klinge Hectors und er sah sich plötzlich beinahe gänzlich wehrlos, dem riesigen Feinde gegenüber, der schon seine Faust nach ihm ausstreckte, um ihn als Gefangenen mit sich fortzuschleppen. Das Kampfgetümmel hatte ihn auch von seinem Freunde Morand getrennt und er gab sich bereits verloren, obgleich er fest entschlossen war, sich auch selbst mit dem Stumpfe seines Säbels bis auf das Aeußerste gegen seinen Feind zu vertheidigen, der nicht von ihm abließ. Doch ein Unstern schien über ihm zu walten, denn er trat in eine Blutlache, strauchelte und stürzte zu Boden. Sein Gegner stieß einen Freudenruf aus, doch in demselben Augenblicke krachte ein Pistolenschuß und eine schwere Last fiel auf den Gefallenen nieder. Dieser hörte nur noch ein wildes Toben, einen Schmer-

zensschrei von einer weiblichen Stimme, dann schien es ihm, als ob in seiner Nähe sein Name von einer hinsterbenden Stimme ausgerufen werde und seine Besinnung schwand.

Aber die Russen sollten sich ihres Sieges nicht lange erfreuen; denn die gefahrvolle Lage der Batterie war nicht unbemerkt geblieben und drei Regimenter Franzosen, unter welchen sich auch ein Regiment Zuaven befand, eilten zu Hülfe herbei. Es gelang ihnen auch sie aus der Batterie zu verjagen, ehe sie sich darin festzusetzen vermochten; ja, sie trieben sie sogar mit großem Verluste über die Tschernaja zurück. Auch vom Sapunberge her rückten mehrere französische Bataillone zur Unterstützung heran und so gelang es bald beide russische Divisionen wieder über den Fluß zurückzutreiben.

Indessen wurde Hector von seinen Leuten wieder in das Leben zurückgerufen, und zu seinem Erstaunen vernahm er, daß man ihn unter dem riesigen Leichname des russischen Offiziers hervorgezogen, den eine Marketenderin mit einer Pistolenkugel mitten durch den Kopf geschossen hatte. Als er nun aber nach der kühnen Heldin fragte, der er seine Rettung verdankte, da zeigte man ihm einen weiblichen Leichnam in Marketendertracht, welchen man in einem Winkel der Batterie auf Stroh niedergelegt hatte und zu dem sich Marion weinend hinabbeugte. Er näherte sich ihr in banger Ahnung und als er das Tuch hinwegnahm, welches man über ihr Antlitz gebreitet hatte, da schrie er laut auf: „Aminda!“ stürzte nieder auf seine Knie und preßte ihre starre, kalte Hand an seine Lippen. Die Artilleristen kannten die fremde Marketenderin nicht,

und staunten über den Schmerz, den ihr Major an ihrer Leiche ausdrückte. Einige aber hatten es aus der Ferne gesehen, wie sie den russischen Offizier erschossen, als dieser eben im Begriffe war, sich Hectors ganz zu bemächtigen. Aber ihre That war auch von den Feinden nicht unbemerkt geblieben und gleich darauf durchbohrten fünf russische Bajonette ihre Brust. Als Marion, welche sie nicht früher hatte erreichen können, in der Batterie anlangte, fand sie sie schon niedergesunken und nach wenigen Minuten hauchte sie in ihren Armen ihr Leben aus.

Der Fürst Gortschakoff sah von der Telegraphen-Anhöhe herab die ungünstige Wendung, welche der erste Sturm seiner Truppen genommen hatte, und unterließ deshalb auch den Angriff, den er schon auf den Hasfortberg vorbereitet. Da die siegreichen Franzosen jedoch die Russen nicht allein über die Brücke zurücktrieben, sondern sie auch weiter verfolgten, so sandte er ihnen starke Infanteriemassen vom Liprandi'schen Corps zu Hülfe, welchen es auch gelang das Vordringen der Franzosen zu hemmen, die Flüchtigen zum Stehen zu bringen und zu einem neuen Angriffe zu formiren. Jetzt gelang es der fünften, russischen Division die Franzosen wieder über den Fluß zurückzuwerfen, allein die französische Brigade des Generals Cler, unterstützt von einer halben Batterie der Kaisergarde, warf sich den Russen entgegen und zwar mit solchem Ungestüm, daß diese jedes weitere Vorwärtsschreiten aufgeben und sich selbst wieder über den Fluß zurückziehen mußten.

So war denn auch der zweite Angriff an der

Tapferkeit und der festen Stellung der Verbündeten gescheitert und die französischen und sardinischen Batterieen hatten ein furchtbares Blutbad unter den Stürmenden angerichtet. Der Fürst Gortschakoff sah jetzt wohl ein, daß nach so harten Verlusten, welchen eine Entmuthigung der Leute folgen mußte, ein dritter Sturm noch weniger glücken würde und zog deshalb seine Truppen bis auf Büchsenschußweite von dem Ufer der Tschernaja zurück. Hier wartete er wohl einige Stunden lang, als ob er jetzt einem Angriffe der Verbündeten entgegensähe, den er anzunehmen bereit sei, um der Annahme vorzubeugen, daß er eine vollständige Niederlage erlitten und sich habe kampfunfähig zurückziehen müssen. Erst als nach längerem Harren kein Angriff mehr geschah, ordnete er den Rückzug an, und gegen drei Uhr Nachmittags war das Schlachtfeld von den Russen gänzlich geräumt. Sie hatten über 7000 Mann verloren, während der Verlust der Franzosen und Sardinier sich nur auf 2500 Mann an Todten und Verwundeten belief.

Dabei hatten die Russen vier ihrer Generale, Read, Baron Browski, Bellegarde und Weimorn auf dem Platze gelassen, während fünf andere Generäle verwundet worden waren. General Read wurde von einem Zuaven niedergeschossen, schon als die russischen Sturmcolonnen sich auf dem ersten Rückzuge befanden und er blieb unter andern Todten liegen. Sogleich erboten sich gegen vierzig Freiwillige zurückzukehren und ihn unter den Leichen herauszuholen. Sie kehrten auch wirklich um, aber die französischen Kartätschen schmetterten sie sämmt-

lich nieder, ehe sie ihren Zweck erreichen konnten. Zum zweiten Male erboten sich eine Anzahl wackerer Bursche zu demselben Wagstücke, die Leiche ihres Führers zu retten, aber leider mit demselben unglücklichen Erfolge. Als General Weimarn fiel, sprang sogleich sein Adjutant Stolypine von seinem Pferde, raffte den Gefallenen auf und trug ihn auf seinen Schultern aus dem Getümmel. Den General Browsky schien sich der Tod aber schon zu Anfang des Gefechts zum Opfer auserkoren zu haben, weil er die Warnungszeichen zu verachten schien. Er befand sich noch neben dem Fürsten Gortschakoff, als ihm eine Kugel das Pferd unter dem Leibe tödtete. Doch er erhob sich wieder, bestieg ein anderes Pferd und nahm seinen Platz wieder neben dem Fürsten ein, der ihn ersuchte sich zurückzuziehen; doch umsonst. Gleich darauf riß ihm eine Kugel den Helm vom Kopfe und verletzte ihn leicht. Jetzt bat ihn der Fürst noch dringender, zu den Aerzten zu reiten und sich verbinden zu lassen, aber er befolgte den Rath nicht, sondern ritt mit Gortschakoff nach dem rechten Flügel, wo der Kampf am heftigsten wüthete und dort traf ihn die dritte Kugel durch die Brust, welche ihm fast augenblicklich den Tod brachte.

Hätte General Pelissier die furchtbare Unordnung und Zerrissenheit gekannt, welche nach dem zweiten verunglückten Sturme in der russischen Armee herrschte, so hätte er gewiß einen Angriff auf sie gewagt und sie wäre mit leichter Mühe vollständig geschlagen und zerstreut worden. Die russischen Soldaten fanden aber in der Art und Weise, wie dieser neue mißlungene Kampf

angeordnet war, nun auch eine neue Bestätigung für die einmal im Heere verbreitete Ansicht, daß sie durch diesen Oberfeldherrn zu keinem Siege gelangen würden.

XVIII.

Mit der von den Russen verlorenen Schlacht an der Tschernaja schien auch das Schicksal Sebastopols besiegelt zu sein. Ein unablässiges Hin- und Hermarschiren der russischen Truppen zwischen ihrem Lager und dem Tschernajathale folgte auf diese mörderische Schlacht, und man glaubte allgemein, der Fürst Gortschakoff wolle dort noch einmal sein Waffenglück versuchen. Doch hätte ihn dazu allerdings nur die äußerste Verzweiflung anspornen können, denn die Position der Verbündeten war seit der Schlacht noch weit mehr verstärkt worden. Am 17. Aug. begann das letzte Bombardement auf die Festung und zwar mit einer Macht und einem Ungestüm, welche alle vorhergegangenen Kanonaden bei weitem übertrafen.

Die bisher weniger beschädigten Gebäude in der Stadt sanken nun größtentheils in Trümmer, nur die Kathedrale hob noch ziemlich stolz ihr Haupt, doch der fromme Kinderglaube der Soldaten hatte auch da einen harten Stoß erlitten. Der Mantel des heiligen Wladimir schien doch das Heiligthum nicht recht zu schützen vermocht zu haben, denn an mehr als hundert Stellen Stellen bemerkte man an dem Dache die feindlichen

Kugelspuren und die zertrümmerten, rauchgeschwärzten Fenster verriethen, daß der Brand im Innern gewüthet hatte. Die Stufen und Säulen des Vorbaues lagen zersplittert umher, ja, selbst die Ruhe der Todten war zerstört worden; denn eine Bombe war bis in die kleine Kapelle gedrungen und hatte Sarg und Leichnam des Admirals Korniloff zertrümmert und in Stücke zerschmettert. Fast alle Einwohner, bis auf sehr Wenige, hatten die Unglücksstadt längst verlassen. Auf den Straßen bemerkte man nur noch Militair und besonders die Minirer, die am hellen Tage überall ihre Zerstörungsvorbereitungen trafen. Endlose Transporte zogen von den halbzertrümmerten Magazinen zum Hafen hinab, um die dort noch aufgespeicherten Vorräthe über die Schiffbrücke nach dem Nordfort hinüber zu retten. Funfzehn Tage lang hatte der Fürst Gortschakoff an dieser Brücke bauen lassen, um sich und dem Reste der Besatzung den Rückzug über die Rhede zu sichern. Sie wurde zwischen dem Fort Nikolaus und der auf dem Norduſer gelegenen Michaelsbatterie aufgeschlagen und war beinahe 3000 Fuß lang.

Am 24. August überstieg das Feuer der Verbündeten Alles was bisher für möglich gehalten wurde; kein Donner, kein Brausen eines Orkans kann einen Begriff davon gewähren. Es giebt in der ganzen Natur nichts, was sich mit diesem unaufhörlichen Krachen, Donnern, Rasen und Toben vergleichen ließe. Die Wirkung war schrecklich und die Russen verloren täglich mehr als tausend Mann, während ihre Batterieen kaum noch fähig waren, das feindliche Feuer auch nur schwach

zu erwidern. Die ganze Vorstadt war bereits ein einziger Trümmerhaufe, aber zwischen den Trümmern standen noch einzelne Batterieen in ausgezeichneter Ordnung. Auch ihre Flatterminen ließen die Franzosen springen und der Schaden, welcher in diesen letzten Tagen an den festen Werken angerichtet wurde, wirkte so vernichtend, daß an eine Ausbesserung nicht mehr zu denken war. Inzwischen verstärkten die Verbündeten vom 5. Sept. an das Bombardement bis zu einem unglaublichen Grade. Es war ein unaufhörliches Rottenfeuer mit Bomben und Kugeln vom größten Kaliber, so daß sämmtliche festen Werke der ganzen, russischen Vertheidigungslinie zertrümmert und zum Theil verschüttet wurden.

So nahete endlich der 8. Septbr., an welchem Tage der General Pelissier einen entscheidenden Sturm beabsichtigte. Am frühen Morgen dieses Tages sollte die Artillerie der Angriffsfronte das Feuer wieder mit aller nur irgend möglichen Energie aufnehmen und alle noch vorhandenen Minen springen lassen. Dann sollte Mittags 12 Uhr der Sturm beginnen und zwar sollten die Russen auf den wichtigsten Punkten ihrer Vertheidigungslinie zu gleicher Zeit angegriffen werden. Der Hauptpunkt, auf den es abgesehen war, betraf das hinter dem Malachowthurme befindliche große Schanzwerk, welches die Korniloff-Redoute oder Bastion genannt wurde, weil dieser bereits gefallene General es angelegt hatte. Sie war eine sehr große Redoute und konnte beinahe für eine Citadelle gelten; denn da sie auf dem sogenannten Malachowshügel erbaut war, so beherrschte sie das ganze Innere der Schiffervorstadt bis zur Rhede

hinab und zugleich den Kriegshafen. Sie bestrich den großen Redan im Rücken, und war nur 3600 Fuß vom Hafen entfernt. Ihre Länge betrug 1050 Fuß und ihre Breite 450 Fuß. Die Brustwehren, vor welchen sich ein tiefer Graben befand, waren 19 Fuß hoch über dem Boden und an Geschützen hatte das Werk 62 Kanonen schweren Kalibers. Der eigentliche Malachowthurm, von dem während der ganzen Belagerung so viel die Rede war, stand von der Korniloff-Redoute umgeben, war aber durch das Bombardement größtentheils zusammengestürzt, und nur das unterste, nicht mit Kanonen armirte, sondern nur zur Gewehrvertheidigung eingerichtete Stockwerk, war noch erhalten. Die Besatzung der Korniloff-Redoute betrug gewöhnlich 2500 Mann.

Vergebens hatte Stanislaus Krasinsky bis zu diesem Tage gehofft, daß man ihn vor Gericht stellen würde. Alle Bitten und Vorstellungen, die er deshalb an den alten Arzt und an den Schließer stellte, waren fruchtlos, denn man hielt ihn nun einmal für wahnsinnig und glaubte deshalb auch seine Reden nicht beachten zu dürfen. Ungefähr eine Woche nach seiner Verhaftung glaubte er freilich eines Nachts, als man ihn aus dem Schlafe weckte, daß man ihn zu seinen Richtern führen werde; doch er hatte sich getäuscht; denn man brachte ihn nur aus dem Fort Paul nach dem Malachowthurme, wo man ihn in ein noch ziemlich festes Gemach zu ebener Erde einschloß, welches keine Fenster hatte, sondern nur schmale Schießscharten für Flinten. Hier befand sich der Unglückliche auch noch während des letzten, gräßlichen Bombardements. Er hörte den entsetzlichen Donner,

das Einschlagen der Kugeln, das krachende Platzen der Bomben, das Schmettern der Signalhörner, das verzweiflungsvolle Geschrei der Verwundeten und das schauerliche Aechzen der Sterbenden. Er selbst aber rannte, wie ein gefangener Löwe, in seiner engen Kerkerzelle auf und nieder; er fühlte, wie die an mehreren Stellen schon zerrissenen Mauern von Zeit zu Zeit erbebten, wenn sie von einem neuen Wurfgeschosse getroffen worden waren, und mußte mit jedem Augenblicke befürchten, daß der ganze morsche Bau über ihm zusammenstürzen und ihn unter seinen Trümmern begraben würde. Wüthend rüttelte er zuweilen an der eisernen Thür, die sein Gefängniß schloß, aber sie spottete jeder menschlichen Anstrengung und wich nicht aus ihren Angeln. Vergebens schrie er durch die Schießscharten hinaus, den Soldaten zu, ihn zu befreien und erbat sich an ihrer Seite zu kämpfen bis zum Tode; in dem furchtbaren Rasen des Kampfes gingen seine Worte spurlos verloren.

Es mochte gegen Mittag sein, als plötzlich ein furchtbares Krachen erfolgte, dem sich ein dumpfes Poltern beigesellte, worauf der Gefangene in eine dichte Staubwolke eingehüllt wurde. Er blieb mehrere Minuten lang wie betäubt in einen Winkel gelehnt, und erst als der fast erstickende Staub sich einigermaßen verzogen hatte, bemerkte er zu seinem freudigen Erstaunen, daß das Tageslicht durch eine weit größere Oeffnung, als er jemals gewahrt hatte, in seinen Kerker fiel. Eine vier und achtzigpfündige Kugel hatte gerade zwischen zwei Schießscharten, die so schon morsche Mauer gänzlich zertrümmert, und der Unglückliche glaubte kaum seinen Augen trauen zu dürfen, als er bemerkte, daß die feindliche Kugel ihm zugleich einen Rettungsweg eröffnet hatte. Der neuentstandene Mauerspalt war geräumig genug, um hindurchkriechen zu können, und in wenigen Augenblicken war er frei.

Er blickte um sich, aber in den weiten Räumen der Korniloff-Bastion herrschten nur noch der Tod und

das Verderben. Die Leichen lagen haufenweise umher und Verwundete und Sterbende waren in alle Winkel gekrochen, um sich vor dem entsetzlichen Feuer zu schützen, welches unausgesetzt ras'te. Der Himmel war, wie bei einer Feuersbrunst von den die Luft durchsausenden, glühenden Geschossen geröthet. Es war ein Wunderwerk, daß überhaupt noch Menschen unter diesem Höllenfeuer auszudauern vermochten, und nur ein Paar hundert Marine-Artilleristen, welche sich dem Tode geweiht zu haben schienen, wie ihre bereits vorangegangenen tapfern Admiräle Korniloff, Istomin und Nachimoff, bildeten die geringe Besatzung der weiten Bastion. Die Infanterie, welche hier bisher als Besatzung gedient hatte, war zum Theil geflüchtet, zum Theil bereits aufgerieben. Das zweite Bataillon des Regiments Praga, durch welches man sie hatte ersetzen wollen, war gleich bei seinem Einrücken in die Redoute von sieben bis acht Hohlkugeln zugleich getroffen worden, wodurch es größtentheils vernichtet und auseinandergesprengt wurde. Das Bataillon eines andern Regimentes gelangte zwar glücklich in die Werke, wurde aber binnen wenigen Minuten beinahe um zwei Drittheile vernichtet und Alles was noch flüchten konnte, stürzte wieder in das Freie zurück. Seitdem hatte man keinen Versuch mehr gemacht die Besatzung wieder zu ergänzen.

Stanislaus nahm sogleich einem gefallenen Offiziere Degen und Pistolen ab und bewaffnete sich damit. Kaum war dies geschehen, so schwiegen plötzlich alle feindlichen Batterieen und der Sturm begann gerade um zwölf Uhr Mittags. Die Tambours schlugen ihre Wirbel, die Hornsignale riefen zum Sturme, und wie eine aus dem Erdboden hervorwachsende Armee, tauchten drei französische Divisionen zugleich aus den Laufgräben empor, und mit dem weithin schallenden Rufe: „Es lebe Frankreich!" stürzten sich die unerschrockenen Krieger auf die Vertheidigungswerke der Russen. Das erste Zuavenregiment bildete die Spitze, dann folgte die erste

Brigade der Division Mahon, und hinter dieser das siebente Infanterieregiment, zu dessen Linken sich das vierte Jägerbataillon auf die linke Flanke und den ausspringenden Winkel des Malakoff warf. Nur mit großer Anstrengung vermochten die Soldaten den breiten, tiefen Graben zu überschreiten und die steile Abdachung des Walles zu erklimmen; aber es gelang. Endlich erreichten sie die Brustwehren, welche freilich nur schwach von den Russen besetzt waren, aber sie wehrten sich tapfer. Es war wieder einer schrecklichen Kämpfe Mann gegen Mann, Auge in Auge, wo nur die physische Kraft, Unerschrockenheit und Besonnenheit den Ausschlag geben können. Die Russen standen größtentheils wie in die Erde gewurzelt und ließen sich auf dem Platze tödten, wie Opferstiere. Waren ihre Waffen unbrauchbar geworden, so vertheidigten sie sich mit Mauertrümmern, Steinen, Hacken, Kanonenwischern, Aexten, kurz, mit Allem, was ihre Hand zu erreichen vermochte. Doch die behenden Zuaven stießen Alles mit dem Bajonett nieder, was sich ihnen widersetzte und sprangen nach kurzem Handgemenge auf die Brustwehr und in das feste Werk hinein, ihre Kameraden stürzten ihnen nach kurzem, aber freilich blutigem Kampfe nach und so wurde die gefürchtete Korniloff-Bastion, welche so lange den riesenhaftesten Anstrengungen widerstanden hatte, genommen. Mit ihr fiel auch der ganze obere Theil des Malachowhügels, so wie der halbverfallene Thurm selbst in die Hände der Franzosen, die auf den Trümmern desselben ihre dreifarbige Fahne aufpflanzten.

Stanislaus hatte tapfer mitgekämpft, war aber mit wenigen Ueberlebenden endlich aus dem festen Werke hinausgedrängt worden. Damit war jedoch der Sieg noch nicht entschieden. Als die Russen die Fahne Frankreichs vom Malachowhügel wehen sahen, und die Nachricht sich verbreitete, daß die Feinde den wichtigsten Punkt der Festung, wie im Fluge genommen hatten, da durchlief ein jäher Schreckensruf ihre Reihen, und das ganze

Heer schien zur Flucht bereit sich auflösen zu wollen. Doch bald wechselte die Stimmung, ein heftiger Zorn kam über sie und ganze Regimenter forderten laut gegen den Feind geführt zu werden, um ihn vom Malachohügel wieder zu vertreiben. Da stellte sich der alte General Chrulew an die Spitze des Ladogaschen Jägerregiments, um das schwere Werk zu versuchen. Die Trümmer der zurückgedrängten Besatzung, unter welchen sich auch Stanislaus befand, schlossen sich ihm an. Aber ehe sie noch wieder in die Werke einzudringen vermochten, wurden sie von einem mörderischen Gewehrfeuer empfangen. Gleich beim ersten Angriffe wurde der General Chrulew, der sich zu weit vorgewagt hat, verwundet, und Stanislaus, welcher sich ihm immer zur Seite hielt, rettete ihm Freiheit oder Leben, indem er mit einem kleinen Trupp Ladogajägern eine Abtheilung Zuaven zurückhielt, welche die wüthendsten Anstrengungen machten, um sich des Generals zu bemächtigen. Er wurde auch glücklich in Sicherheit gebracht und Stanislaus, während er sich mit den Jägern zurückzog, von einer ihm nachgesendeten Kugel am Haupte getroffen, stürzte zu Boden. Auch der General Lycenko sank tödtlich getroffen nieder, als er mit neu herangezogenen Regimentern einen zweiten Angriff wagte, und ebenso wurde General Juseroff, der einen dritten Angriff versuchte, auf der Stelle getödtet und außer ihm fielen noch viele Offiziere, todt oder verwundet. Die Leichen lagen auch hier haufenweise über einander und man erkannte endlich, daß jeder neue Versuch nur nutzlose Opfer kosten würde; denn die Franzosen hatten sich bereits auf dem eroberten Malachowhügel förmlich festgesetzt und bedeutende Verstärkungen an sich gezogen.

Zur Rechten und im Centrum waren aber auch die französischen Divisionen Dulac und Motterouge nicht müssig gewesen und hatten sich nach einem heißen Kampfe des Kielbucht-Redans und der Courtine, welche zwischen diesem und dem Malachow lag, kühn bemächtigt und

die Russen daraus vertrieben. Bei diesem Kampfe wurde der tapfere General Bosquet durch einen großen Bombensplitter in die rechte Seite getroffen und bedeutend verwundet. Dieselbe Bombe aber tödtete auch den ritterlichen, tapfern Artillerie-Major Hector de Beaumonte, der seit dem Tode Aminda's in eine finstere Verzweiflung verfallen war und sich nicht hatte abhalten lassen, an dem gefahrvollen Sturme theilzunehmen. Sein Freund Charles Morand trug ihn sterbend aus dem Gefechte und er verschied in seinen Armen. Weniger glücklich waren die Engländer, welche in Gemeinschaft mit der französischen Division Levaillant den Angriff auf den großen Redan unternahmen. Der Sturm wurde zwar mit großem Ungestüm ausgeführt und Engländer und Franzosen drangen zwar in das feste Werk hinein; allein die Russen hatten sich hinter einander folgenden Traversen aufgestellt und unterhielten nicht allein ein mörderisches Gewehrfeuer auf die Stürmenden, sondern demaskirten auch eine lange Reihe von Geschützen, welche ein unaufhörliches Kartätschenfeuer ausspieen. Die beiden französischen Generale Couston und Trochu, welche das Commando führten, wurden verwundet und Franzosen und Engländer mußten sich endlich mit schwerem Verluste zurückziehen.

Indessen hatte Fürst Gortschakoff mit seinen Generälen die fernere Unhaltbarkeit der Festung erkannt und beschlossen dem Feinde die ganze Südseite Sebastopols zu überlassen, sich selbst aber mit der Garnison über die Hafenbucht, in das sogenannte Nordfort zurückzuziehen. Freiwillige und ein Theil der Artilleriemannschaft mußten auf der Vertheidigungslinie bleiben und ein schwaches Feuer unterhalten. Die Barrikaden, welche man innerhalb der Stadt aufgeführt hatte, wurden von fünf Regimentern besetzt und hinter denselben sammelten sich alle noch in der Festung befindlichen Truppen auf dem Nikolaiplatze, und zogen von dort über die Schiffbrücke, während sich die in der Schiffervorstadt stehenden

Regimenter auf Dampfern und Segelschiffen nach der Nordseite begaben.

Die furchtbaren Angriffe der Russen, um den Malachowhügel zurückzuerobern, dauerten bis Nachmittags fünf Uhr und wurden mit einer Erbitterung ausgeführt, welche während des ganzen Krieges noch nicht so grell hervorgetreten war. Doch auch selbst die rasendsten Anstrengungen waren vergebens, die Franzosen hielten sich tapfer im Besitze des eroberten Punktes und die Russen mußten nach ungeheuern blutigen Verlusten endlich abstehen von weiterem Kampfe. Es wurde hierauf nur noch ein Artilleriekampf unterhalten, welcher bis zum vollständigen Einbruche der Dunkelheit fortdauerte. Zwar hofften die Russen noch immer zu einem nächtlichen Angriffe geführt zu werden, statt dessen aber erfolgte halb acht Uhr Abends der Befehl zum Rückzuge der ganzen Besatzung nach der Nordseite der Festung. Das Morden sollte ein Ende haben. Die ganze Südseite Sebastopols sollte freiwillig aufgegeben werden; denn der Verlust des Malachowhügels hatte dem Feinde den Schlüssel zur Festung in die Hand gegeben.

Noch war die Dämmerung nicht vollständig eingebrochen, so näherten sich der Gegend, in welcher die blutigen Angriffe der Russen stattgefunden hatten, um die Korniloff-Bastion zurück zu erobern, drei barmherzige Schwestern. Es war die Oberin des Ordens, mit ihren beiden gewöhnlichen Begleiterinnen Constantia und Georgine. Die Letztere war nur wenige Stunden in der Gewalt Casimirs geblieben; denn die hellsehende Constantia hatte das Versteck, wohin man sie gebracht, sehr bald entdeckt und sie mit der Oberin befreit, welche in so hohem Ansehen stand, daß sich ihr Niemand zu widersetzen wagte. Man hatte die Entführte hierauf in das Kloster zurückgeführt und ließ sie nun nicht mehr aus den Augen. Casimir aber entschädigte sich für das Scheitern seines schändlichen Planes dadurch, daß er der Generalin Tschernokoff seine Huldigungen widmete,

welche wieder von dem Grafen Tortschin verlassen worden war, der im Generalstabe des Fürsten Gortschakoff der Schlacht an der Tschernaja hatte beiwohnen müssen, wobei er schwer verwundet und nach Baktschisserai transportirt wurde.

Eine schauerliche Stille herrschte auf dem blutgedüngten Leichenfelde, die nur zuweilen unterbrochen wurde durch das Röcheln Sterbender und die heisern Klagelaute der Verwundeten. Es hatte sich eine bedeutende Anzahl Soldaten, welche versprengt herumirrten, den barmherzigen Schwestern angeschlossen, theils zu ihrem Schutze, theils um die Verwundeten, die sie ihnen bezeichneten, nach den bereitstehenden Wagen zu tragen. Ueberall tönte ihnen der Ruf entgegen: „Willkommen, gute, fromme Schwestern!“ und selbst die schon mit dem Tode Ringenden streckten ihre zitternde Hand nach ihnen aus, um den Saum ihres Kleides zu küssen. Nie aber ist auch wohl irgend Jemandem eine gerechtere Verehrung gezollt worden, als diesen wackern, opfermuthigen Mädchen. Während der ganzen Dauer der Belagerung, auf den Bastionen, wie auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen, waren diese edeln, unermüdlichen Seelen den armen Verwundeten nicht nur barmherzige Schwestern, sondern barmherzige Engel.

Constantia ging um einige Schritte voraus, nach allen Seiten ihre scharfen Blicke umherwerfend.

„Was sie nur suchen mag?“ sprach endlich Georgine zu ihrer Begleiterin, der guten Mutter Renata, an deren Arme sie hing, und erhielt von dieser leise zur Antwort: „Laß sie nur! Sie scheint ihrem Geiste zu folgen, wir dürfen sie nicht stören. Jedenfalls hat es etwas zu bedeuten, daß sie uns, obgleich die Zeit zur Abreise nach Baktschisserai drängt, hierher führte.“

Plötzlich blieb Constantia stehen, kehrte dann zu ihren Gefährtinnen zurück und indem sie ihre Hand ergriff, sprach sie in ruhigem, ernst ermahnendem Tone zu ihr: „Suche Dich zu fassen, Schwester. Sei stark;

denn es nahet dir ein Augenblick schwerer Prüfung. Ich habe so eben Stanislaus Krasinsky gesehen!"

„O, mein Herr und Gott! Unter den Todten!" schrie Georgine fast laut auf und stützte sich fester auf den Arm der Oberin, denn ihre Füße droheten unter ihr zusammen zu brechen.

„Ich hoffe, er ist nicht todt, sondern nur verwundet;" entgegnete Constantia mit seltsamer Zuversicht; ging wieder mehrere Schritte vorwärts, knieete dort bei einem Gefallenen nieder, welcher regungslos vor ihr lag, erhob sein Haupt und entdeckte an der Stirn eine Streifwunde, welche eine heftige Betäubung hervorgerufen hatte, aber sonst nicht gerade gefährlich schien. Sie wehrte Georginen, die sich über ihn hinstürzen wollte, ab, und wendete rasch die zweckdienlichsten Mittel an, um den Betäubten wieder in das Leben zurückzurufen, was ihr auch bald gelang. Stanislaus schlug die Augen auf und sein erster Blick fiel auf Georginens bleiches Antlitz, welches vom letzten Strahle der scheidenden Sonne beleuchtet wurde. Ein unbeschreibliches, seliges Lächeln schwebte um seine Lippen bei ihrem Anblicke und verkündete, daß dieser einzige Moment ihn alle die furchtbaren Leiden der letzten Tage, die ihn fast bis zum wirklichen Wahnsinne trieben, vergessen ließ. Dann aber schlossen sich seine Augen wieder und sein Haupt sank schwach zurück, als ob ihm auf's Neue die Sinne schwänden.

„Sei getrost, Schwester!" sprach Constantia zu Georgine, die wieder auf's Neue angstvoll die Hände rang, in zuversichtlichem Tone. „Er wird gerettet werden; ich bürge Dir für sein Leben. Jetzt gute Mutter Renata laß uns eilen diese grauenvolle Trümmerstätte zu verlassen. Wir nehmen Stanislaus mit uns. Fort, nach Baktschisserai!" Sie befahl hierauf mehreren Soldaten einige Verwundete, die sie ihnen bezeichnete und unter welchen sich auch Stanislaus befand, auf Bahren zu legen, die sie bei sich führten und sie fortzutragen.

Dies geschah auch ungesäumt und die barmherzigen Schwestern folgten dem Zuge bis zu einem freien Platze, wo eine ganze Reihe leerer Wagen hielt, theils die Schwestern, deren Hospital und Kloster bereits halb zertrümmert war, theils mehrere Verwundete, welche den Transport noch ertragen konnten, aufzunehmen. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, so war Alles geordnet und der traurige Zug setzte sich in Bewegung und verließ rasch die dem Untergange geweihete Feste.

Und diese Eile erwies sich als klug; denn die ganze Garnison, mit Ausnahme der Artilleristen, welche noch einige feste Werke besetzt hielten, waren nebst den Infanteristen, welche die Barrikaden noch besetzt gehalten hatten, in die Schiffervorstadt zurückgezogen worden, um dort nach dem Nordfort überzugehen. Stadt und Festung waren wie ausgestorben und nun begann das Zerstörungswerk. Nicht allein die Festungsgeschütze, die man nicht zu retten vermochte, wurden so viel als möglich in unbrauchbaren Stand gesetzt, sondern auch 35 Pulvermagazine, Batterieen, Vorrathshäuser und ganze, feste Forts wurden in die Luft gesprengt. Es war ein gräßlicher Anblick. Ein unabsehbares Feuermeer wälzte sich plötzlich von verschiedenen Seiten her über die Stadt, und was die feindlichen Kugeln verschont hatten, fraß jetzt die gierige Flamme. Furchtbar aber donnerten die Explosionen dazwischen und ließen die Erde im weiten Umkreise erbeben. Kaum aber daß die letzten Truppen das nördliche Ufer betreten hatten, entzündeten sich im Hafenbecken neue Brande. Die Russen verbrannten ihre eigne Flotte, damit sie dem Feinde nicht in die Hände fallen sollte. Ein Schiff nach dem Andern loderte empor und dazwischen sah man die alten Riesen der Flotte, die sonst so gefürchteten zwölf Apostel, Linienschiffe ersten Ranges sich tiefer und immer tiefer dem Wasserspiegel zuneigen, und zuletzt mit furchtbarem Zischen in der Fluth versinken. Es war in der That ein grauenvolles, schönes Schauspiel und wurde nicht allein von

den Russen, sondern auch von den Verbündeten mit starrem Staunen und Entsetzen geschaut.

Es war zu Anfang dieser entsetzlichen Zerstörungsscenen, als zwei Personen, eilig und wie in wilder Verzweiflung, durch die Ruinen stürzten, um die Schiffervorstadt zu erreichen. Es waren die Generalin Tschernokoff und Casimir, welche Beide sich in der Wohnung der Ersteren, die sich in einem bequem und elegant eingerichteten, bombenfesten Keller befand, versäumt hatten. Sie waren fest überzeugt gewesen, daß der Rückzug erst am andern Morgen stattfinden würde, wo sie sich ihm dann anzuschließen gedachten. Ihre Dienerschaft hatte sie längst schon verlassen, um sich, unbekümmert um ihre Herrschaft, selbst in Sicherheit zu bringen. Nur Einer war zurückgekehrt, um seine Sachen zu retten und brachte die Nachricht, daß die ganze Besatzung beinahe schon über die Hafenbucht gegangen sei und daß die ganze Stadt in die Luft gesprengt werden solle. Als man ihm aber nun zumuthete sich mit dem Gepäck der Generalin zu belasten, verschwand er mit seinem Bündel und ließ Beide allein zurück. Jetzt blieb ihnen nichts übrig, als das Werthvollste und Nothwendigste selbst zu ergreifen und sich so eilig als möglich damit zu flüchten. Aber es war nicht leicht durch die zerstörten Straßen und Trümmerhaufen durchzufinden, und mehrmals wurden sie durch die schrecklichen Explosionen, die in geringer Entfernung von ihnen donnernd emporflammten, wieder zurückgescheucht. So geriethen sie endlich, nach unsäglicher Mühe, zwar aus der Stadt hinaus, aber zwischen die festen Werke, welche auch zum Theil schon in Trümmer lagen und wo sie gar nicht mehr durchzufinden wußten.

„O, Gott!“ stöhnte die Generalin, sich ganz erschöpft auf den Arm ihres Begleiters lehnend; „ich kann kaum noch weiter! Lassen Sie uns hier unter dieser Mauer nur ein Paar Minuten ruhen.“

Nur ungern verstand sich Casimir dazu, doch er

ließ sie sich an die gewiß achtzehn Fuß hohe Mauer anlehnen, und war eben im Begriffe einige ermuthigende Worte zu ihr zu sprechen, als plötzlich aus geraumer Ferne eine gebieterische Stimme ihnen zurief: „Zurück! Zurück, wenn Euch Euer Leben lieb ist! Die Bastion wird in die Luft gesprengt!"

Die Trompeten des Weltgerichts hätten die Flüchtigen nicht mehr erschüttern können, als diese Worte. Sie fühlten sich wie gelähmt und ein fieberisches Zittern rieselte durch ihre Glieder. Sie ließen, den starren, verzweiflungsvollen Blick, wie nach Rettung umherschweifen, sie wollten fliehen und vermochten doch den Fuß nicht zu erheben, doch — es war auch schon zu spät. Denn im nächsten Momente schon zuckte hinter ihnen eine riesige Flamme auf, der Boden schien unter ihnen zu weichen und ein Donner rollte über ihren Häuptern hin, als ob der ganze Erdball bersten sollte. Todtenstille folgte diesem furchtbaren Schlage. Die ganze Bastion No. 3 war in einen Trümmerhaufen verwandelt und die zusammengestürzten Steine der hohen Mauer bildeten jetzt nur noch einen riesigen Grabhügel über den gräßlich zerschmetterten Leichnamen Casimir's und Olga's. Am andern Tage glich Sebastopol aus der Ferne gesehen dem Krater eines ausgebrannten Vesuvs. Inmitten eines weiten Ringes von Ruinen fester Werke, lag Alles in Schutt und Asche begraben. Nur die Gegend um das Nikolaifort machte eine Ausnahme, denn dort war eine ganze Reihe Häuser stehen geblieben. Auch die Kathedrale, einige andere Kirchen, das Museum und das Theater, welches längst schon den Einsturz gedroht, standen noch aufrecht. Das war der Siegespreis des großen Riesenkampfes, der mehr als hunderttausend Menschenleben kostete.

Wenden wir nun zum Schlusse unsere Blicke, ungefähr acht Tage nach dem Falle Sebastopols, auf die ganz orientalische Stadt Baktschisserai. Sie erstreckt sich wohl eine Meile weit, zu beiden Seiten von Bergen

eingeschlossen und enthält eine große Menge zum Theil prächtiger Moscheen und Paläste, die aber freilich fast durchgängig sehr verfallen sind, so wie einen wahren Wirrwarr von Hütten, Gärten, Kiosks und Pavillons von den wunderlichsten Formen. Einen der größten und wohnbarsten dieser Paläste hatte man den aus Sebastopol geflüchteten, barmherzigen Schwestern überwiesen, die auch sogleich den größten Theil der Räumlichkeiten dazu benutzten, die mitgebrachten Verwundeten unterzubringen.

Nach wenigen Tagen schon war Stanislaus von seiner Streifwunde beinahe gänzlich wieder hergestellt, und wir versuchen es nicht sein Entzücken zu schildern, als er vollkommen zur Besinnung gelangt Georgine erkannt hatte, als sie ihm jetzt in der bescheidensten Weise zwar, aber mit der liebenswürdigsten Offenheit mittheilte, wie sie ihm auf den Schauplatz des Krieges gefolgt sei, um wie ein Schutzgeist über ihm zu wachen. Jetzt erst wurde ihm das unauflösliche Räthsel klar, wer der junge Mann gewesen, der ihm mehrmals in der höchsten Noth zu Hülfe geeilt war und ihm wiederholt, die eigne Gefahr nicht scheuend, das Leben gerettet hatte. Deshalb fand er auch kaum noch Worte ihr seine Bewunderung, seine Dankbarkeit und heiße Liebe zu schildern. Aber auch noch eine andere Freude sollte ihm zu Theil werden. Seine Mutter hatte in Warschau kaum davon gehört, daß das Ende des blutigen Kampfes bevorstehe, als sie ungeachtet des Abmahnens ihrer Aerzte, sich nicht abhalten ließ, selbst nach der Krim zu eilen, um ihren beiden Söhnen in den verhängnißvollsten Augenblicken nahe zu sein. Sie hatte seit einiger Zeit einen lebhaften Briefwechsel mit der Oberin der barmherzigen Schwestern geführt nnd sobald sie in Baktschisserai anlangte, brachte sie auch erst mehrere Stunden lang mit Mutter Renata in geheimem Gespräche zu, ehe sie ihren Sohn Stanislaus sah, und noch an demselben Tage führte sie ihm Georginen, welche sie unaussprechlich lieb gewonnen zu haben schien, als seine Braut entgegen,

und entdeckte ihm zugleich das Geheimniß, daß Georgine die Tochter Renata's, und diese die Schwester seines verstorbenen Vaters sei. Renata hatte vor länger als zwanzig Jahren, eine heimliche Ehe geschlossen mit einem Sänger des großen Theaters in Warschau, und eben war ihr Georgine geboren worden, als man das verborgene Bündniß entdeckte. Der Stolz der Familie führte diese zu dem Entschlusse das Band zu zerreißen. Renata wurde in ein Kloster gebracht und ihr Gatte verschwand mit dem Kinde. Er brachte es nach Deutschland und übergab es dort seiner Schwester, einer Schauspielerin, die es liebevoll pflegte und erzog. Wenige Jahre später starb er. Sobald Renata, die indessen das Kloster nicht verlassen hatte, die Beweise seines Todes erhielt, beschloß sie sich den barmherzigen Schwestern beizugesellen, und den Rest ihres Lebens dem edelsten, menschenfreundlichen Berufe zu widmen. Von ihrem Kinde vermochte sie nie Nachricht zu erhalten; man sagte ihr: es sei verschollen. Als Georgine ihr sechszehntes Jahr erreicht hatte, kehrte ihre Pflegemutter mit ihr nach Warschau zurück, unter dem angenommenen Namen Dombrowska. Sie wagte es aber nicht, ihr das Geheimniß ihrer Geburt zu entdecken, weil sie fürchtete, daß es ihr mehr Unheil als Glück bringen möchte. Auf ihrem Todtbette aber händigte sie ihr das Portrait ihres Vaters ein, dessen Anblick Renata in so heftige Bewegung versetzte und sie auf die Spur ihres Kindes führte. Die unglückliche Mutter wendete sich hierauf an die Gräfin Krasinska, mit der Bitte: nach den Papieren zu forschen, welche die sterbende Pflegemutter Georginens dem Doctor Soltyk übergeben hatte. Dies gelang auch mit leichter Mühe, da bei dem Regierungsantritte des Kaisers Alexander der Doctor begnadigt worden war und aus Sibirien nach Warschau zurückkehrte. Er hatte das ihm anvertraute Kästchen mit den Papieren einem Freunde übergeben, der es treu bewahrte und es befanden sich darunter die unumstößlichsten Beweise der Geburt Georginens. Sobald sie diese erhielt, war auch die Gräfin Krasinska augenblicklich entschlossen, die Wahl ihres Sohnes zu billigen und die Liebenden zu vereinen. So stand dem Glücke der Schwergeprüften nichts mehr im Wege als die Fesseln, die ihn an den Militairdienst ketteten; doch auch diese sollten gelöst werden. Constantia wurde eines Tages in ein Lazareth berufen, wo noch Verwundete aus der Schlacht an der Tschernaja lagen. Man führte sie an das Sterbelager des Grafen Tortschin. Er war von drei russischen Kugeln verwundet worden, welche ihm seine eigenen Leute zugesendet, weil er sie mit unerhörter Grau-

samkeit und ganz nutzlos mehrmals in's Feuer getrieben hatte. Am Rande des Grabes war bittere Reue über ihn gekommen und er flehete Constantia um Verzeihung an, ohne welche er nicht sterben könne. Zugleich entdeckte er ihr, daß er Stanislaus für wahnsinnig ausgegeben und daß sein Bruder Casimir ihn aus dem Paulscap in den Malachowthurm hatte bringen lassen, in der Absicht ihn dort umkommen zu lassen und dadurch die Rechte der Erstgeburt zu erwerben. Er legte dieses Bekenntniß in Gegenwart eines Auditeurs ab, der ein Protokoll darüber aufnahm, worauf ihm Constantia verzieh. Er starb noch an demselben Tage. Der General Chrulew, welcher sich auch in Baktschisserai eingefunden, hatte aber die Proben der Tapferkeit, welche Stanislaus unter seinen Augen abgelegt, nicht vergessen. Er erinnerte sich dankbar daran, daß er die Fahne des Regiments Minsk dem Feinde entrissen, ihm selbst aber Leben und Freiheit gerettet und erwirkte ihm einen ehrenvollen Abschied, da ihn ein Oberstabsarzt zu fernerem Dienste untauglich erklärt hatte. Mehrere Tage später reisten die Glücklichen nach Warschau zurück. Ihnen folgten Renata und Constantia mit ihrem Vater, dem sie sich nach dem Tode ihres Bruders mehr zu widmen verpflichtet fühlte. Auch der alte Dominik erhielt seinen Abschied leicht, da er freiwillig eingetreten und mehrfach verwundet worden war. Das Glück ihres ältesten Sohnes, welcher vom Kaiser Alexander vollständig begnadigt wurde, tröstete die Gräfin Krasinska über den schrecklichen Tod Casimirs, obgleich sie sich tief erschüttert fühlte als sie die Nachricht erhielt.

Charles Morand und die Marketenderin Marion, waren durch eine letztwillige Bestimmung des edlen Grafen Hector de Beaumonte mit einem stattlichen Meierhofe in einer der blühendsten Gegenden Frankreichs beschenkt worden, und leben jetzt dort glücklich vermählt als tüchtige Landwirthe. Die kleine Marsa ist mit ihrem Vater, der nach der Rückkehr der Russen viel zu leiden hatte, weil er den Türken gedient, nach der Türkei ausgewandert und ist jetzt in der Dobrudscha das Weib eines wohlhabenden jungen Tartaren geworden; Selinda aber überlebte Felix nur wenige Wochen. Damit schließen wir, ohne einen weitern Rückblick auf den entsetzlichen Kampf, der Nordstern und Halbmond einander nicht genähert, sondern nur vorbereitet hat zu einem neuen, schrecklicheren Zusammenstoße in künftiger Zeit.

Ende.







